Deutsche Philologie

Die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz

in ihrem Verhältnis zur gesprochenen Mundart und dem bodenständigen Volkstum

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
bei der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Josef Hans Güttler
aus Wölfelsgrund

Breslau 1941
Gedruckt bei Gebrüder Weidler, Neurode (Eulengebirge)

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

Referent: Professor Dr. Wolfgang Jungandreas

Korreferent: Professor Dr. Dr. Paul Merker

Tag der mündlichen Prüfung: 10. Juni 1940

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Übersicht

Die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz
in ihrem Verhältnis zur gesprochenen Mundart
und dem bodenständigen Volkstum

Einleitung

Hinweis auf die Mundartdichtung im Reiche
und besonders in Schlesien . . . . . Seite 5

Erster Hauptteil

Die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz in ihrem
Verhältnis zu dem bodenständigen Volkstum

I. Weg und Ziel . . . . . Seite 15
II. Überblick über das Mundartschaffen
der Grafschaft Glatz . . . . . Seite 18
III. Die Mundartdichter F. Schoenig, R. Karger
und W. Oehl . . . . . Seite 45

Zweiter Hauptteil

Dichter und Volk der Grafschaft Glatz
in ihren Beziehungen zu der gesprochenen Mundart

I. Die Mundart und ihr Wortschatz . . . . . Seite 79
II. Mundart und Schriftsprache . . . . . Seite 102
III. Mundartschreibung . . . . . Seite 106
IV. Mundartpflege . . . . . Seite 118

Ausklang

Verlust und Gewinn der Mundart bei ihrem Kreislaufe
vom Volke über den Mundartdichter wiederum zum
Volke . . . . . Seite 125

Anhang . . . . . Seite 129

Siglen

Bgl.	=	Bargloft von R. Karger
Did.	=	Drheeme is drheeme von W. Oehl
G. G. V.	=	Glatzer Gebirgsverein
Gl. Hbl.	=	Glatzer Heimatblätter
Gl. Land	=	Glatzer Land
Gl. Vschr.	=	Vierteljahresschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz
G. O.	=	Guda Obend. Kalender von R. Karger
Gr. F.	=	Großhofterich Feierobend Kalender von R. Karger
Grfsch. Gl.	=	Grafschaft Glatz. Zeitschrift des G. G. V.
Kastner	=	Schoenig — Ausgabe von A. Kastner
Langer	=	Schoenig — Ausgabe von E. Langer
Mitteil.	=	Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
Mis.	=	Marjasonne von R. Karger
Nachrichten	=	Nachrichten aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau
Ondr'm	=	Ondr'm Schniebarche von W. Oehl
Pbt.	=	Pauerbrot von R. Karger
Schnie	=	Schniegläckla von R. Karger
V. O.	=	Vo Drheeme von W. Oehl
Ztschr. f. dt. Maa.	=	Zeitschrift für deutsche Mundarten

Einleitung

Hinweis auf die Mundartdichtung im Reiche und besonders in Schlesien.

Bei der landschaftlichen Gliederung des Althochdeutschen gelten einzelne Sprachgruppen wie Bairisch, Alemannisch, Ostfränkisch, Rheinfränkisch, Mittelfränkisch und Altsächsisch. Erst eine politische oder kulturelle Einheit, die von einer gemeinsam verpflichtenden Idee getragen wird, ermöglicht ein Zusammengehen der einzelnen Gemeinschaften zu einem geistigen Ganzen. Es müssen die Dialekte der einzelnen Landschaften bereits zu der über ihnen stehenden Gemeinsprache einen Gegensatz bilden, wenn wir von Mundartdichtung in unserem Sinne reden können. Eine übermundartliche Gemeinsprache haben wir erworben, als die Sprache der Kanzleien und die der Bibel zusammenwuchsen. Der Beginn deutscher Mundartdichtung in dem eben angedeuteten Sinne kann somit nur am Ende des 16. Jahrhunderts liegen.[1]

Die heutigen Mundarten sind nicht zu verwechseln mit den bekannten Sondersprachen.[2] Diese hängen vorwiegend mit der Betätigung einzelner Berufsgruppen zusammen. Die Mundart ist aber nicht in erster Linie berufsgebunden, sondern sie ist abhängig von einer ganz bestimmten Landschaft; sie ist bodenverwachsen. So versteht es sich auch, daß Mundartdichtung nie das Ziel haben konnte und jemals haben wird, die schriftdeutsche Gemeinsprache zu verdrängen. Mundart klingt auf, wenn der bodenständige Charakter der Menschen nach Ausdruck verlangt. In der Schriftsprache pflegen wir das große Gemeinsame, in der Mundart stählen wir uns mit heimischer Kraft, um für jeden Großeinsatz im Innersten einen Kraftquell zu haben, die Liebe zum Heimatboden. Mundartdichtung wird naturnotwendig dann lebendig, droht durch geistigen Ansturm das Fühlen für die Heimat zu schwinden[3] oder zu Zeiten völkischen Schwunges.[4] Einmal ist es die Sorge, wertvolle Seelengüter zu verlieren, das andere Mal der Stolz, zu einer der innersten Kraftquellen des Reiches zu gehören.

---

1) Vgl. Behaghel, Otto: Schriftsprache und Mundart. Gießen 1896.

2) Sondersprache der Buchdrucker, Bergleute, Förster, Gauner, Kaufleute, Seeleute, Soldaten, Pennäler, Studenten und die Wissenschaft mit ihren Fachausdrücken.

3) In der Grafschaft Glatz um 1900.

4) Tschechengefahr in der Grafschaft Glatz.

Solange innerhalb der neugewonnenen Gemeinsprache für die Bedürfnisse einer Welt sogenannter Bildung geschrieben wurde, konnte nie ein mundartliches Schrifttum entstehen, da einfach kein Bedürfnis vorhanden war. Dichtung ist aber nicht an eine bestimmte Nachfrage gebunden, sondern ihre Fruchtbarkeit stützt sich gerade auf den Ausdruckszwang und Gestaltungswillen des einzelnen Dichters. So beginnt in Deutschland die Mundartdichtung zu knospen, weil Dichter und Schriftsteller in ihr ein notwendiges Mittel sehen zum realen Zeichnen der Umwelt oder für die Äußerung des eigenen Gefühls. Wirklichkeitsnähe erfordert vor allem die darstellende Kunst. Bei einem Schauspiel[5] würde es doch sehr eigenartig wirken, wenn Graf und Bauer in der gleichen gehobenen Sprache einherreden wollten.

Die Mundart erscheint zunächst als Magd der Schriftsprache in den Zwischenspielen der Dramen des 16. Jahrhunderts. Ein gewisser Bildungsstolz glaubt seine Höhe erst recht dadurch zu zeigen, sieht er spöttisch auf die derbe Sprache der einfachen Leute herab. Man stellt oft die Mundartsprecher als Tölpel hin. So sucht Simon Roth[6] mit dem „dummen" Schwaben Heiterkeit zu erregen. Andere verwenden die Mundart in realistischer Absicht wie Herzog Heinrich Julius von Braunschweig.[7] Die mundartlichen Zwischenspiele wurden zum Teil später zu selbständigen Schaustücken. Im 18. Jahrhundert sind besonders beliebt die „Gespräche", in denen schlichte Menschen Stellung nehmen zu den politischen und sozialen Verhältnissen.[8] Auch das Mundartepos[9] finden wir in dieser Zeit. 130 Jahre später entsteht der heute weiten Kreisen bekannte niederdeutsche Roman „Ut mine Stromtid".[10] Vorherrschend aber ist in der Mundartdichtung von Beginn an eine volkstümliche Lyrik.

Das Schauspiel zeigt sich nicht so sehr im ausgesprochenen Drama wie etwa in „Die Weber" (1892) von Gerhart Hauptmann, sondern im heiteren Singspiel.[11]

Von der echten Mundartdichtung haben wir wegen ihrer Naturnähe allgemein menschliche und völkische Erlebnisse wie Liebe, Freundschaft,

---

[5] Lowack, S. 5.

[6] Vgl. Rudolf Krauß: Schwäbische Literaturgeschichte, Bd. 1, S. 381 und 418; Freiburg i. Br. 1897.

[7] „Susanna" (1593) und „Tragica Comoedia von einem Wirthe oder Gastgeber" (1594).

[8] „Schlesisches Bauerngespräch" von A. L. Karschin. Gedichte, 1. Aufl. 1772; 2. Aufl. 1797.

[9] Renner, F. K. (Sparre, H. F.) Hennynk de Han, Bremen 1732.

[10] 1862—1864 von Fritz Reuter.

[11] Z. B. Sebastian Sailer aus Oberschwaben. S. Sailers Sprache „ist die oberschwäbische Bauernmundart, naturgetreu, unverschönert und ohne Ausgleich mit der neuhochdeutschen Schriftsprache" urteilt Josef Nadler, Literaturgesch. d. deutschen Stämme und Landschaften. 3. Aufl. 3. Bd. S. 403 f.; Regensburg 1931.

Gott, Vaterland und Brauchtum zu erwarten. Die gute Mundartdichtung preist vor allem die heimatliche Landschaft, schildert die heimische Welt des Dorfes und der Kleinstadt mit ihren alltäglichen Geschehnissen und Besonderheiten in der Natur und im Menschenleben. Ausgesprochene Ergebnisse der Reflexion wie Gedankenlyrik zeigen sich im Mundartschaffen seltener.[12] Ein Ausschalten des Verstandesmäßigen bei der gebundenen Mundartdichtung soll hiermit nicht im geringsten behauptet werden. Es soll nur gesagt sein, maßgebend sind die Gefühlswerte. Die Mundartprosa lebt vornehmlich vom Witz. Manchmal wird die witzelnde Art zum Vorteile der Mundarterzeugnisse von einem gütigen Humor verdrängt. Dieser Humor lächelt verständnisvoll über die Unzulänglichkeiten der Menschen und stellt sie in keiner Weise bloß.

Sobald sich in der Gefühlswelt der Mundart das Gedankliche zu stark vordrängt, haben wir oft einen zurechtgemachten Literaturdialekt vor uns und nicht mehr einen ursprünglichen und wirklich gesprochenen. Diese unechte Mundart ist den Dichterlingen ein willkommenes Mittel, Heimatgedanken anscheinend echt einzukleiden und somit ihre Gestalten bodenverwurzelt sprechen zu lassen. Das Angleichen der Mundart an die Schriftsprache ist nicht stets eine Schwäche des Gestalters, sondern hat auch sehr oft den Zweck, möglichst Vielen ein Verstehen zu ermöglichen. Der Grund für diese Erscheinung liegt in einer rein wirtschaftlichen Notwendigkeit. Die getreue Verwendung von örtlich eng gebundener Mundart in Sinn und Klang beschränkt den Absatz eines Werkes auf einen zu kleinen Raum.

Als realistisches Kunstmittel findet die Mundart reichlich Verwendung, meist als stark dem Schriftdeutschen genäherte Halbmundart, innerhalb der hochdeutschen Literatur, sobald sie Heimat oder Bauerntum behandelt.[13] Die Mundart als Kunstmittel zu sehen wäre eine eigene Aufgabe, die für das dramatische Gebiet schon eine Lösung fand.[14]

Für die Mundartdichtung im Reiche genügt in diesem Zusammenhange der Hinweis auf einige gebietsmäßige Bearbeitungen. Die Mundartdichtung des schlesischen Sprachraumes wird von den gelesenen Arbeiten der Mundartschaffenden her in ihren wesentlichen Zügen aufgezeigt. Mit Ausnahme des Grafschafter Bezirkes ergibt sich keine unterschiedliche Auffassung oder Bewertung des schlesischen Mundartschaffens, wie sie Kurt Wagner bei seiner Darstellung der mundartlichen Dichtung Schlesiens erarbeitet hat.[15] Bei Wagners Arbeit ist aber durchweg zu beachten, daß bei Angabe von Bucherscheinungen die Jahreszahlen sehr ungenau und öfters auch falsch genannt sind. Besonders ausführlich beschäftigt sich

[12] Der Mecklenburger August Seemann und der Westfale Karl Wagenfeld.

[13] Z. B. Jeremias Gotthelf, L. Ganghofer, P. Rosegger und Karl Schönherr.

[14] Lowack, Alfred: Die Mundarten im hd. Drama . . .

[15] Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart. Breslau 1917.

vorliegende Arbeit gemäß der gestellten Aufgabe mit dem Mundartschaffen der Grafschaft Glatz. Diese Beschränkung ergibt sich auch aus einem inneren Grunde. Zu eigenem Urteilen ist nicht bloß die genaue Kenntnis der gedruckten Mundarterzeugnisse einer bestimmten Gegend notwendig, sondern man hat auch die in Frage kommende Mundart lautlich und sinngemäß zu beherrschen. Weiter muß man noch um die charakterlichen Sonderheiten der bodenständigen Mundartsprecher wissen und ihr Urteil über die heimischen Mundartdichter unverfälscht erfahren haben. Nur dann kann man eine bestimmte Mundartdichtung im Verhältnis zum bodenständigen Volkstum darstellen.

Wertvolle Einzelarbeiten über die Mundartdichtung gesonderter Gebiete liegen vor. Auch in Literaturgeschichten[16] ist an verschiedenen Stellen die Dichtung der Volkssprache erwähnt und manchmal wird auch auf die Sprachechtheit eines Mundartdichters hingewiesen. Eine zuverlässige Geschichte der deutschen Mundartdichtung ist nicht vorhanden, aber es gibt für dieses Gebiet einen ungefähren Leitfaden von Friedrich Schön.[17] Seine Arbeit ist nicht ohne Nachprüfung der jeweils in Frage kommenden Einzelheiten zu benützen. Unbedingt muß man bei F. Schön die Arbeiten der Gewährsmänner, auf die er sich für die einzelnen Reichsgebiete stützt, heranziehen. Für Schlesien ist es das Buch von K. Wagner.

Ein Hilfsmittel allgemeinster Art zum Studium der deutschen Mundarten gibt die betreffende Bibliographie.[18]

Ein geschlossenes Gebiet räumlich und zeitlich bildet die niederdeutsche Mundartdichtung. Kurze Übersichten geben H. Teuchert[19] und W. Stammler.[20] Zuverlässig und wertvoll ist die Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von W. Stammler, die auf Seite 126 weitere Literatur nennt.[21] Für die Bibliographie des niederdeutschen Mundartengebietes sind neben der allgemeinen

---

[16] Z. B. Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl. Leipzig 1904, Bd. 2, S. 456 f.

[17] Geschichte der deutschen Mundartdichtung. Zwei Teile Freiburg i. Br. 1920/21. Ein dritter Teil kam 1931 dazu: Die außerreichsdeutsche Mundartdichtung in Europa. — Vgl. F. Graebisch Gl. Hbl. 1921, S. 95 und „Durfmusikke". 8. Jahrg. Nr. 188, S. 156.

[18] Mentz, F., Bibliographie der deutschen Mundartforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Jahres 1889, Leipzig 1892. Fortsetzung in Nagl, W. J. Deutsche Mundarten, 2 Bde., Wien 1895 bis 1906; 1. Bd. 85—126; 126—132 von Landau; 184—209, 304—329; 2. Bd. 1—52. Weiter Mentz, F. in „Zeitschrift für deutsche Mundarten" 1908, 97—127, 381—384; 1910, 48—110; von Wrede, F. 1915, 1—139; 1916, 1—187; 1918 1—81; 1920, 1—63; 1922, 1—65. Martin, B. Bibliographie zur deutschen Mundartforschung und -dichtung 1921—1926, Bonn 1929 (Teuthonista, Beiheft 2).

[19] Merker — Stammler, Bd. 2, Niederdt. Lit.

[20] Sachwörterbuch der Deutschkunde, Bd. 2, Ndt. Dichtung.

[21] Leipzig und Berlin 1920.

von Bernhard Martin[22] vor allem wesentlich Hermann Jellinghaus mit seiner Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur,[23] die bis 1700 reicht, sowie Conrad Borchling's und Bruno Claussen's niederdeutsche Bibliographie, ein Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis 1800.[24] Über die plattdeutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts berichtet Wilhelm Seelmann.[25]

Das schwäbische Mundartgebiet besitzt eine Darstellung seiner Mundartdichtung durch August Holder[26] und Rudolf Krauß.[27] Eine Geschichte der Fränkischen Mundartdichtung schrieb Friedrich Schön.[28] Die alemannische Mundartdichtung fand ihren Bearbeiter für die Zeit seit J. P. Hebel.[29] Dr. Friedrich Bock gibt eine Bibliographie zur Nürnberger Mundartdichtung bis 1800 außer Konrad Grübel.[30]

Die moderne Mundartdichtung beginnt am Ausgange des 18. Jahrhunderts. Sie verbreitet sich von Süddeutschland aus. Die Aufmerksamkeit der Schlesier gilt weniger Sebastian Sailer (1714—1777) und Konrad Grübel (1736—1809), sondern, wegen seiner Wirkung auch nach Schlesien hin, J. P. Hebel (1760—1826) mit seinen Alemannischen Gedichten (1803). Hebel befreite die Mundart aus der Knechtschaft der Posse, erhob sie „zur wirklichen Poesie"[31] und durchbrach die engen örtlichen Schranken[32] durch den hohen Wert seiner Dichtung. J. P. Hebel hat bei seinem mundartlichen Schaffen eine Vorliebe für das Darstellen von Dingen der leblosen Natur als Personen.[33] Von seiner vielseitigen Strahlenwirkung auf die Mundartdichtung der verschiedenen Gaue ist für uns bedeutungsvoll sein Einfluß auf den Schlesier Karl von Holtei (1798—1880). Als Zeugnis für Holteis Wunsch, es Hebel im schlesischen Bereiche gleich zu tun, gilt gemeinhin das Gedicht „An a Hebel".[34] Gern wird der Zweizeiler daraus angeführt:[35]

„. . . Denn nimmermeh hätt' ich gesungen
In där schläschen Weise, hätt's nich alemansche Getichte."

---

22) Vgl. Anmerkung 18.
23) Grundriß der germ. Philologie 7; Berlin 1925.
24) Bd 1 und 2, Neumünster 1931—1936.
25) Jb. d. V. f. Nd. Sprachforschung, 1896, S. 49 ff.; 1902, S. 59 ff.; 1915 S. 1 ff.
26) Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung, 1896.
27) Schwäb. Literaturgeschichte, Bd. 1 und 2, Frbg. Br. 1897/8.
28) Freiburg i. Br. 1918.
29) Trenkle, B. J., Tauberbischofsheim 1881.
30) Mitteil. d. V. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 1928, S. 335 ff.
31) Bianchi, S. 26.
32) „Die ganze folgende mundartliche Dichtung in Süd und Nord hat von Hebel gelernt." Vogt und Koch 5. Aufl. Lpz. 1934, 2. Bd., S. 270.
33) Werner, S. 74 ff.
34) Holtei, S. 73.
35) auch Wagner, S. 9.

Das Schlesische wurde durch Holteis Bändchen „Schlesische Gedichte“[36] in die Literatur im üblichen Sinne wieder eingeführt. Hans Heckel[37] stellt das Wesentliche der gesamten schlesischen Dialektliteratur klar und zusammenfassend dar. Vor Holtei war schlesische Mundart besonders im Drama anzutreffen. Der folgende Hinweis auf diese Tatsache schließt sich ohne sachliche Abweichung der Darstellung von A. Lowack an, der in seinem Buche außer genauen Quellenhinweisen auch die Bibliotheken nennt, bei denen die von ihm behandelten Werke zu entleihen sind. Die Kennzeichnung der Schaffensart von A. Gryphius stützt sich nicht auf A. Lowack.

Georg Göbel,[39] Schulmeister in Görlitz, läßt in „Die fart Jacobs des heiligen Patriarchen, . . .“ (1586) die Hirten Matz, Contze und Hentze Dialekt sprechen. Die Mundart als solche wirkt dort nicht komisch, doch entbehrt die Charakterzeichnung nicht einer gewissen Heiterkeit durch das Gegenüberstellen von Tapferkeit beim Reden und Ängstlichkeit beim Handeln. Tobias Kober,[40] Arzt aus Löwenberg in Schlesien, zeichnet 1607 den schlesisch sprechenden Fuhrmann Hans[41] als Menschen größter Einfalt. Bei dem Laubaner Pastor Martin Böhme[42] lernen wir 1618 die Mundart als belebendes Moment kennen. So in „Acolastus“ und „Vom Alten und Jungen Tobia“. Das Spiel „Vom Holofern und der Judith“ vom gleichen Autor aus dem gleichen Jahre zeigt die Mundart in durchaus ernster Verwendung. Sie ist hier besonders Stilmittel, um die Bauern echt zu zeichnen. 1667 verwendet Joh. Christian Hallmann[43] teilweise die Mundart. Der Zittauer Rektor Christian Weise[44] benutzt 1678 die Mundart als naturalistisches Stilmittel. Der Hirschberger Daniel Stoppe[45] verwertet die schlesische Mundart nicht nur im Drama,[46] sondern er schrieb auch vereinzelte Dialektgedichte.[47]

Das wertvollste Dialektstück der ganzen älteren Zeit stammt von dem Glogauer Andreas Gryphius:[48] „Das verliebte Gespenst, ein Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel“ (1660).[49] Hier bin ich der

---

36) Berlin 1830.

37) Merker — Stammler, 3. Bd., Berlin 1928/29, S. 276 f.

38) Schlesische Zeitung 1904, Nr. 568, 14. August. — Werther, Günther, Quellen der schles. Mundart bis auf Holtei. Mitteil. XXVI 1925, S. 152 ff.

39) Lowack, S. 38 f.; Klapper, S. 206; Heckel, S. 143.

40) Lowack, S. 77 ff; Klapper, S. 206; Heckel, S. 148 f.

41) „Idea Militis vere Christiani Tragoedia . . .“

42) Lowack, S. 96 ff.

43) Lowack, S. 134 f.; Heckel, S. 336 ff.

44) Lowack, S. 12 f. und S. 136 f.

45) Lowack, S. 144 f.

46) Für eine außerdramatische Verwendung der schles. Mundart vgl. die Angaben bei Lowack Seite 130 Anmerkung 2.

47) „Siles. Teutsche Gedichte“, 1. Sammlung, Frankf., Lpz. 1728.

48) Heckel, S. 260 f.

49) Auch Hans Heckel sieht hier den Höhepunkt der älteren schles. Dialektdichtung. Merker — Stammler, Bd. 3, S. 176.

Ansicht, daß der Dialekt nicht allein aus Stilgründen verwertet wurde. Bei Gryphius bestimmt erstmalig den Gebrauch der Mundart mit des Dichters Liebe zu seiner schlesischen Heimat. Um für sein Schlesien wirken zu können, lehnte Gryphius die ehrenvollen Rufe[50] nach Heidelberg und Upsala ab. Ebenso opferte er „die Freiheit des Dichterlebens dem höheren Gebot seiner Heimat."[51] Sollte ein solcher Mann nicht vor allen anderen aus Heimatliebe zur Mundart greifen? Der Wille des Dichters, auch in der Sprache real zu sein, bedeutet hierzu keinen Widerspruch.

Die Liebe zu Land und Leuten war auch die Ursache zu Holteis ersten Versuchen in schlesischen Versen.[52] Allerdings verwertet er einen Literaturdialekt,[53] mit dem er die Unterschiede der einzelnen Mundartgruppen zu verwischen suchte, um ihn gemeinverständlich — „gemeinschlesisch" — zu machen. Holtei gilt daher im Sinne der vorliegenden Arbeit trotz seiner sonstigen Verdienste nicht als Mundartdichter im eigentlichen Sinne. Im Volke, der wirklich mundartkundigen Schicht, erlangte er auch naturnotwendig keine tiefere Wirkung, denn weder bot er echte Sprache[54] noch typischen Erlebnisgehalt des Volkes. Holteis Leistung ist literarisch zu nennen. Er weckte Begeisterung für die Volkssprache in den Reihen der Gebildeten und regte manchen schöpferisch veranlagten Menschen an, sich der wirklichen Volkssprache zu bedienen. Einer, der Holtei als Meister ehrt, übertrifft ihn weit in der Verwendung echter Mundart und kommt ihm „im Ausdrücken persönlichster Empfindungen durch die schlesische Sprache",[55] in dem, was Holteis unerreichte Stärke sein soll, wesentlich gleich. Es ist der Grulicher Sparkassen-Oberdirektor Wilhelm Gehl, von dem später noch besonders die Rede ist. Vielleicht wurde durch Holteis schlesisches Schaffen auch August Kastner dazu angeregt, die Gedichte des Franz Schoenig[56] aus Mittelwalde zu sammeln und herauszugeben (1842). Vier Jahre vorher veröffentlichte Kastner als August Kypselos in Breslau einige glätzische Sagen. Gerade die Beziehungen Holteis zur Grafschaft Glatz werden stets so gut wie gar nicht beachtet. Dabei haben sie besondere Bedeutung für Holteis Gefühlsleben und sind somit von nicht geringem Ein-

---

50) Hildebrandt, S. 16.

51) Hildebrandt, S. 19.

52) Wagner, S. 9.

53) Vgl. Ztschr. f. d. Maa, 1911, S. 295 ff.

54) Auch Hans Heckel stellt von Holtei fest, daß seine Kenntnis der Mundart nicht allzutief war. Merker — Stammler, Bd. 3, S. 176. Vgl. Holtei, S. 87 „An a Herrn Riemer ei Weimar wie ich em sei' schläfingsches Wärterbüchel retur schicken that."

55) Wagner, S. 12.

56) Ich schreibe nicht wie A. Kastner und nach ihm die örtliche Literatur Schönig, sondern nach einer Urschrift von dem Gelegenheitsdichter, die ich einsehen konnte, Schoenig. Eine Ururenkelin von Franz Schoenig lebt heute noch in Mittelwalde, deren Gatte, Herr Paul Rauprich, mir Belege sandte, aus denen hervorgeht, daß sich Schoenig selbst auch in amtlichen Schreiben mit „oe" schrieb.

fluß auf des Dichters Schaffen. Man kann es Kurt Wagner[57] nicht arg verübeln, wenn er kein Wort über die regen Verbindungen Holteis mit der Grafschaft zu sagen weiß, haben das doch auch Berufene unterlassen.[58] Oft besuchte Holtei Glatz,[59] wo man ihn gern als Vortragskünstler hörte. Ebenso hielt er sich in Bad Reinerz[60] auf, dessen Ehrenbürger[61] er sogar wurde. Häufig weilte Holtei in der Grafschaft Glatz,[62] insbesondere beim Grafen Hieronymus von Herberstein in Grafenort.[63] Dort lernte er auch seine Frau kennen und dort begrub er seinen einzigen Sohn. Bei Holteis Begräbnis sandte die Grafschaft dem toten Dichter noch ihren Gruß durch die Angehörigen der ehemaligen Alten Breslauer Landsmannschaft Glacia. Nach der Trauerfeier auf dem Friedhof rieben die Landsmannschafter nach damaligem studentischen Brauch den sogenannten Trauersalamander auf den Dichter von „Lorbeerbaum und Bettelstab".[64]

Nach Holtei finden sich Verschiedene, die sich als Mundartdichter berufen fühlen. Viele glaubten, alles, was nicht reines Schriftdeutsch ist, sei schon Mundart und genüge für ihren Dichterschwung. Inmitten dieser Mundartschreiber, die sich kaum um einen wirklich gesprochenen Dialekt kümmern, fällt der Schneider Karl Ehrenfried Bertermann (1829—1860)[65] durch seinen volkstümlichen Mundartton angenehm auf. Von den vielen die Holtei als ihren Meister ehren, sind besonders für Schlesien von Bedeutung geworden Max Heinzel[66] und Robert Rößler. Heinzel hielt sich mehr an das Gehaltvolle, während R. Rößler die drastische Komik einseitig bevorzugte, die er, um wirken zu wollen, um jeden Preis steigerte. Diese grundsätzliche Scheidung von Heinzel und R. Rößler stellt Kurt Wagner völlig richtig dar.[67]

Verantwortung gegenüber dem eigenen Volkstum ist das Grunderfordernis für die Haltung jedes Mundartschaffenden. Wer dies nicht aufbringen will oder kann, schadet dem Ruf des Volkstums nicht unerheblich. Solche Vergewaltiger des Volkscharakters verschaffen sich selbst wohl breiten Augenblickserfolg bei der unbedachten Menge, schädigen aber in völlig

---

57) Schlesiens mundartliche Dichtung . . .
58) Gl. Land 1931, S. 25 f.
59) Grfsch. Gl. 1924, S. 24 ff. und S. 47 f.
60) Grfsch. Gl. 1927, S. 8 f.
61) Grfsch. Gl. 1910, S. 43.
62) Grfsch. Gl. 1933, S. 32 f. und S. 61 f.
63) Gr. F. 1931, S. 138 f.; G. O. 1918, S. 78; Gl. Hbl. 1927, S. 89 ff.
64) Gr. F. 1931, S. 137.
65) Kurt Wagner nennt als Herausgeber von Bertermanns Gedichten einen Dr. Fliegel.
66) Mitteil. XXIV 1923, S. 152 wird auf eine ungedruckte Phil. Diss. Breslau 1923 hingewiesen. Sie soll Heinzels Abhängigkeit von Holtei zeigen. Ferner weist diese Arbeit hin auf die starke Anlehnung Heinzels an das Schriftdeutsche in seinem Schlesisch.
67) Wagner, S. 35 ff. und S. 31 ff.

unentschuldbarer Weise die Allgemeinheit. Soll um einzelner Dichterlinge willen der Schlesier in den deutschen Gauen als Hanswurst erscheinen? Der bodenständige Schlesier lehnt diese gewollt komischen Machwerke ab. Die Mittelschicht lacht gedankenlos darüber und der Halbgebildete sorgt für die Verbreitung dieser unpassenden Possen.

Sprachlich ist Heinzel und R. Rößler ein verwaschenes Schlesisch gemeinsam. Keinen höheren sprachlichen Wert hat auch Heinzels Gründung „Der gemittliche Schläsinger". Die einzelnen Mundartworte beherrscht allerdings Heinzel. Nur bei dem Bilden der Sätze hält er sich gewöhnlich nicht an die volkstümlichen Gewohnheiten. Kennzeichnend ist für Heinzels Werk der tiefempfundene Inhalt und die Neigung zu Eigenbildungen im Wortschatze. In der Schreibung hält er sich ziemlich an das Vorbild seines Schaffens, an Karl von Holtei.

Anerkennenswert ist das Mühen von Johannes Reinelt (Philo vom Walde). Er will die Wertschätzung der Mundart heben und sie vor der Verwendung als billiges Mittel zum Possenreißen schützen. Seine Erzählung „Leute — Not" weist einen reinen Literaturdialekt auf, der mit gesprochener Mundart nichts mehr gemein hat. Lesenswert sind auch die Bändchen von August Lichter. Er schreibt vorwiegend Prosa wie Hermann Thielscher (Oderwald). Thielschers Mundart macht zwar einen verwässerten Eindruck, doch ist dieser Mundartschaffende sonst bemüht, guten Geschmack zu wahren. Dagegen ist Karl Klings vor allem Lyriker. Klings ist auch den Grafschafter Leuten durch Gedichte im „Guda Obend"[68] und „Groffschoftersch Feierobend"[69] bekannt. Bei K. Klings, der in der Mundart der Patschkauer Gegend schreibt, kann man eine eigenartige Entwickelung feststellen. Er beginnt mit Mundartarbeiten, die stark vom Schriftdeutschen abhängig sind. Im Laufe der Zeit wurde er aber immer echter in seiner Mundartverwendung. Gewöhnlich entwickeln sich die Mundartdichter umgekehrt. Zuerst schreiben sie eine gute und bodenständige Mundart, die sie dann immer mehr dem Schriftdeutschen anpassen.

Von den mannigfachen dramatischen Mundartversuchen nenne ich nur die von August Lichter, Hermann Bauch, Hugo Kretschmer, Hermann Thielscher und Ernst Schenke. Einen besonderen Wert bieten diese Männer aber nicht mit ihren Schwankdichtungen. Es handelt sich einfach um humoristische Szenen für Vereinsabende. Für die Volkstumpflege haben nur Bedeutung die Spinnabende von Oskar Scholz in Herzogswaldau, Kreis Jauer.[70] Noch heute erinnern sich die älteren Bewohner des Ortes gern an diese Darbietungen. Frau Gutsbesitzer Menzel in Herzogswaldau

[68] G. O. 1914, S. 69; 1915, S. 53, 54; 1916, S. 47, 48, 49 und 51; 1917, S. 50, 51, 90; 1918, S. 58; 1919, S. 59, 60; 1920, S. 58, 60 und Kalendarium Aug.; 1921, S. 59, 66; 1922, S. 58; 1934, S. 74 ff.; 1935, S. 40; 1936, S. 66; 1937, S. 81 f.; 1940, S. 105 ff.

[69] Gr. F. 1923, S. 76; 1924, S. 69; 1930, S. 103; 1931, S. 69 f.; 1932, S. 98 f.; 102; 1933, S. 93 ff.

[70] Vgl. Wagner, S. 89.

zeigte mir bei einem Besuch im Juni 1939 noch ein Gruppenbild der Teilnehmer an der Spinnstube und gab lebensvolle Erinnerungsbilder. Frau Menzel versah bei den Spinnabenden das Amt der Spinnmeisterin.

Dem schlesischen Dialektdrama aber öffneten den Weg zur eigentlichen Bühne erst Carl Hauptmann und insbesondere Gerhart Hauptmann. Der ältere der beiden Brüder, Carl, schrieb zwei Schauspiele unter Verwendung des Dialektes,[71] in denen auch die Stoffgeschichte echt schlesisch ist. Einmal handelt es sich um den Kampf von Förster und Wilddieben, dann um den blutsbedingten Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen.[72] Gerhart Hauptmann wandte den schlesischen Dialekt verschiedentlich für einzelne Personen, in seinem dramatischen Schaffen an.[73] Von den reinen Dialektdramen[74] ist wohl das beste der Werke überhaupt „De Waber" (1892).

Gereimte Witze, Lyrik, größeres Prosaschaffen, Spiele und Dramen sind Gattungen der schlesischen Mundartdichtung. Gern betätigt sich in örtlichen Aufführungen von Dorfkomödien „die schlesische Spielfreude"[75] Die Aufgabe allerdings, über die Art des Schlesiers[76] Aussagen zu machen, daß man von Gestalt und Klang gewordener schlesischer Seele[77] reden kann, hat die schlesische Mundartdichtung leider nicht erfüllt. Als Spiegel des Schlesierlandes und seiner Menschen ist bisher fast ausschließlich das reiche schriftdeutsche Schaffen schlesischer Dichter in Erscheinung getreten. So kommt auch in einem Heft wie „Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter" die Mundartdichtung schlecht weg.[78] Statt eine durchschnittliche Mundartplauderei abzudrucken, hätte der Herausgeber richtiger gehandelt, wenn er wenigstens die Namen von zwei wirklich volksverbundenen und dialektechten Mundartdichtern genannt hätte. Sie stammen aus der Grafschaft Glatz[79] und dem benachbarten Sudetenlande.[80] Zwar erstreckt sich das stammesmäßige Schlesien weit in den böhmischen und mährischen Kessel hinein, aber manche Bücherschreiber können das scheinbar nicht begreifen.

Von lobenswerten Ausnahmen abgesehen vereint die gemeinschlesische Mundartdichtung im allgemeinen nicht echte Mundart mit bodenständigem Inhalte. Zu stark tritt noch die Richtung hervor, die sich im Haschen nach Tageserfolgen verliert, gegenüber dem ernsten Streben, Spiegel des Volkstums zu sein.

---

71) Waldleute (1896) und Ephraims Breite (1899).
72) Auch hier ist der Ausdruck Böhmen für Tschechen zu beachten.
73) Vor Sonnenaufgang 1889; College Crampton 1892; Hanneles Himmelfahrt 1893; Biberpelz 1893; Schluck und Jau 1900; Die versunkene Glocke 1896; Und Pippa tanzt 1906.
74) Fuhrmann Henschel 1898; Rose Bernd 1903.
75) Nadler, S. 131.
76) Grundmann, S. 7 ff.
77) Zuchhold, Vorwort zu „Schlesien . . ."
78) Zuchhold, S. 39.
79) Robert Karger.
80) Wilhelm Oehl.

Erster Hauptteil

Die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz in ihrem Verhältnis zu dem bodenständigen Volkstum.

1. Weg und Ziel.

Jeder hat mit gutem Rüstzeug an Aufgaben heranzugehen, die er lösen soll. Wer sich nun mit einer Mundartarbeit befaßt, hat erst Erfolgsaussichten, wenn er die betreffende Mundart selbst von Kind auf beherrscht. Unbedingt notwendig ist das für einen, der hinter die Worte zu tieferem Sinn vordringen muß.

„Es ist das Natürliche, daß, wer eine Mundart untersuchen will, sich an seinen Heimatdialekt hält; und es ist höchst wünschenswert, daß nur, wer in einer Mundart geboren ist, sich an ihre Darstellung macht. Denn für jeden anderen bleibt sie eine fremde Sprache, der er durch kein Abfragen ganz auf die Spur kommt."[1]

Von Jugend an spreche ich die Mundart meiner engeren Heimat.[2] Bis heute habe ich mit meinen Eltern noch kein hochdeutsches Wort gesprochen. Ebenso rede ich mit den bodenständigen Leuten meiner Heimat ausschließlich Mundart. Eltern, Großmutter und alte Leute waren meine Lehrer in der Volkssprache. Von den Kameraden der Dorfschule sprach ich die Mundart der Alten mit am sichersten. Dieses Können ließ mich in meiner nächsten Umgebung schon mit ungefähr zwölf Jahren[3] den Ring des Mißtrauens sprengen, mit dem sich die Erwachsenen den Kindern gegenüber umgeben. Wies man andere Kinder bei geschäftlichen Übereinkommen hinaus, durfte ich in der Stube bleiben. Ich galt für reif, Dinge der Erwachsenen mit anzuhören, einfach weil sie mich durch die Art meiner Sprache als zu ihrem Kreis gehörig betrachteten.

Lernte ich so Sprachschichten innerhalb des eigenen Dorfes kennen, erfuhr ich auch beizeiten, in den Nachbardörfern sprach man etwas anders als bei uns. Mein Großvater, Müllermeister und gewitzter Handelsmann, nahm sich oft meinen Vater zum Begleiter auf seinen Geschäftswegen. Ich wiederum durfte mit meinem Vater durch die Heimat wandern, galt es eine Kuh zu kaufen oder Bestellungen für sein Schneidergeschäft zu sammeln. Neben meinen späteren Wanderungen durch die Grafschaft Glatz erwähne ich drei Wallfahrten von Wölfelsgrund nach Albendorf über Altheide Bad, bei denen Hin- und Rückweg zu Fuß zurückgelegt wurde. So bekam ich besonders in der engeren Heimat einen weiten Bekanntenkreis, der

[1] Hübner, S. 52.
[2] Wölfelsgrund, Neundorf, Thanndorf.
[3] 1921.

mir stets ein lebendiger Quell für genaues Beobachten der Mundart war und ist. Dadurch konnte ich neben dem Arbeiten über der einschlägigen Literatur eigene Erfahrungen mit der Mundartdichtung sammeln. Mir war es auf diese Weise möglich, das Verhältnis des bodenständigen Volkstums zur Mundartdichtung kennen zu lernen. Ebenso lernte ich die Beziehungen der Mundartdichtung und des Volkes zur gesprochenen Mundart kennen. Ich habe nun das, was mir als Grafschafter Kind menschlich und erfahrungsmäßig vertraut ist, in wissenschaftlicher Methodik zu untersuchen.

Wenn in vorliegender Arbeit von Grafschafter Mundartdichtung gesprochen wird, ist stets die volkstümliche Lyrik gemeint. Die Arbeiten der Mundartschaffenden in Prosa sind nämlich hinsichtlich ihrer Zahl und ihres inneren Wertes unbedeutend im Vergleich zu den Erzeugnissen in gebundener Form. Da die Mundartprosa seltener von der gesprochenen Mundart abweicht als die durch Metrik und Reim bestimmte Mundartpoesie, wurden für diese Darstellung die Mundartgedichte in vollem Umfange herangezogen, um das Verhältnis der Mundartdichtung zur gesprochenen Mundart klar zu stellen.

Wir begleiten die Mundart auf ihrem Wege vom Volke über den Schreiber oder Dichter wiederum zurück zum Volke. „Überall, auch in der Sprache, waltet das geheimnisvolle Hinundher zwischen Einzelwesen und Gattung, bei dem die Gattung das Sonderwesen befruchtet und emportreibt und das Einzelne wiederum fördernd und bereichernd auf das Ganze zurückwirkt."[4]

Wer nur den Laut der Mundart nachahmt, ohne die der Volkssprache angemessene Wortwahl und Redewendung völlig zu treffen, verdient nicht den Namen eines Mundartdichters. „Die Urwüchsigkeit der Ausdrucksweise" vor allen Dingen auch in der gebundenen Form zu wahren fordert Robert Karger nachdrücklich. Bei einem meiner Besuche las mir R. Karger aus einer für die „Grenzwacht"[5] bestimmten Abhandlung vor, was er zu der urwüchsigen Ausdrucksweise der Mundartpoesie zu sagen hat: „Möchten sich dies (echt in Form und Inhalt zu sein) alle Mundartdichter, von denen auch unsere liebe Grafschaft Glatz in den letzten Jahrzehnten eine hinreichende Menge gebar, deren Machwerke aber in vielen Fällen recht wenig von heimischen Klängen an sich haben, hinter die Ohren schreiben!"[6]

Es kann ein Dichter wirklich echte und reine Mundart verwenden und ein nicht Bodenständiger erklärt dies für unecht, weil er bei einem Aufent-

---

4) Behaghel, S. 107.

5) Tageszeitung der Grafschaft Glatz. Amtliches Blatt der NSDAP. sowie sämtlicher Behörden. Erscheint seit 1932 in Glatz.

6) 21. 10. 39. — Das einfache Datum bedeutet hier und in der ganzen Arbeit den Tag, an dem R. Karger eine Ansicht in persönlicher Aussprache mit mir vertrat.

halte in dieser Gegend die Leute hätte so und so sprechen hören. Das liegt daran, der angeblich sachkundige Verbesserer kennt eben zu wenig von der Sache, sonst müßten ihm auch die einzelnen Sprachschichten und ihr Schwinden bekannt sein. Wesentlich scheidet sich in den Bergdörfern die tägliche Rede von der kräftigen Ausdrucksart der alten Leute. Je weiter man von der oberen Grafschaft zum Neissetal hinabsteigt, um so mehr verwischt sich dieser Unterschied zwischen Alten und Jungen.

Bei Mundartdichtern genügt es nicht, daß sie über alles an ihrer Heimat hängen und Bewunderer der Volkssprache sind. Dies ist noch kein Zeichen für die Reinheit der von ihnen verwendeten Mundart. Wer so gestaltet, muß von Hause aus eine Mundart wirklich als Muttersprache beherrschen und immer wieder in den Brunnen der Mundart hinabsteigen. Der Dichter darf nicht bloß aus seiner Jugenderinnerung an den Klang der Mundart schaffen, da sonst entstellende Abweichungen unvermeidlich sind. Engstes Verbundensein mit wurzelechten Mundartsprechern ist für einen rechten Mundartdichter einfach unerläßlich.

Reine Mundart findet man bei den streng artverbundenen Menschen, die gleich zäh am ererbten Seelengut festhalten wie an der überkommenen Scholle. Die Artverbundenheit zeigt sich in der Großzahl der Fälle als Haften am Boden, als lebensvolle Gemeinschaft des Menschen mit dem Acker durch Saat und Ernte. Auch der vom Lande kommende Städter kann artgebunden bleiben, geht er oft genug hinaus zu den Seinen und stärkt immer von neuem die eigene Kraft an dem Wesen und der urwüchsigen Sprache seiner Blutszugehörigen. Gemeinhin ist die echte Mundart in der Landwirtschaft daheim. Ihre Sprecher haben bäuerlichen Charakter, obwohl sie zugleich auch Handwerker und Arbeiter sind.

Mundart, Volk, Dichter und die ortsgebundene Literatur hat man gründlich zu kennen, gilt es, die Mundartdichtung eines bestimmten Bezirkes in dem Verhältnis zu dem dort bodenständigen Volkstum aufzuzeigen. Besonders deutlich wird dieses Verhältnis in dem Urteil, das die bodenständige Bevölkerung über ihre Mundartdichter fällt. Das Volk nimmt nur als eigen an, was es als gut befindet. Und etwas Wesensfremdes heißt das Volk niemals gut. Geht es beim Volke dazu noch um bekannte Dinge, wie es doch bei der Mundartdichtung der Fall ist, dann ist das Volk ganz unnachsichtlich in der Bewertung und zurückhaltend mit voller Anerkennung. Einzelne nicht rein mundartliche Wörter verzeiht der geborene Mundartsprecher seinem Dichter. Trotzdem empfindet der einfache Mann ein Unbehagen bei den nicht völlig mundartechten Einzelworten. Oft lacht er auch darüber und fühlt sich sogar manchmal etwas überlegen dem Poeten gegenüber, „daar wäjem Gedichtla a Woart asoo verärschelt".[7] Der Stoffwahl entsprechend müssen auch die volksechten Worte und Redewendungen berücksichtigt werden. Allerdings „so etwas muß man einfach können; lernen kann man das meiner Ansicht nach nicht" urteilt R. Karger.[8]

[7] Der des Reimes wegen ein Wort derart entstellt.
[8] 11. 4. 39.

Aus dem verschiedenen Verhältnis der Dichter zu dem Fordern des Volkes von Echtheit bei der Mundartdichtung in Wort und Idee ergibt sich die wertmäßige Abstufung der einzelnen Mundartdichter im Grafschafter Raum. Die nach dem Urteile des bodenständigen Volkes besten Mundartdichter werden besonders eingehend besprochen. Neben den Beziehungen zwischen Mundartdichter und Volk muß noch das gemeinsame Verhältnis von Dichter und Volk zur Mundart erläutert werden, um das Verhältnis der Mundartdichtung zum bodenständigen Volkstum und zur gesprochenen Mundart voll zu erfassen.

Der sogenannte literarische Standpunkt wird in dieser Darstellung nicht vertreten, sondern als maßgeblich für die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz gilt das Urteil der alt eingesessenen Leute in diesem Bezirk. Was bei der Mundartdichtung echt ist, kann nur das Volk entscheiden. Und was das Volk als echt empfunden hat, behält es. Das Echte bleibt am Leben.

2. Überblick über das Mundartschaffen der Grafschaft Glatz

Die Schreiber und Dichter der Volkssprache sind von ihrem Mundartgebiete zutiefst abhängig. In Gegenden, die ihre Mundart stark der Schriftsprache genähert haben oder wo ein Halbdialekt herrscht, kann das ursprüngliche Volkstum nicht so aufklingen, wie es in einem echten Mundartgebiete möglich ist. Hängt auch von der Persönlichkeit des Mundartdichters wesentlich die Richtung seines Schaffens ab, ist doch der eher echt, dem Volkstümliches fast auf Schritt und Tritt entgegenblüht, wie es den Mundartdichtern der Grafschaft Glatz vergönnt ist. Reinen Volkston und nicht nur witzelnde Reime kann aber nur bieten, wer selbst lebendiges Glied einer urwüchsigen Verbundenheit von bodenständigen Menschen und deren unverbildeter Sprache ist.

Ein echtes Mundartland ist die Grafschaft Glatz.[9] Zeigt sich auch hier eine teilweise Einbuße der Mundart, so beherrscht diese aber noch in der Hauptsache das Feld. Das erklärt sich mit aus der durch Bergzüge von der weiteren Umgebung abgeschlossenen Lage der Grafschaft. Berggegenden sind bekanntlich die gewöhnlichen Rückzugs- und Schutzgebiete für bedrohtes Volkstum.[10]

Vor Oktober 1938[11] zeigt sich die Grafschaft Glatz im Schutze ihrer Bergketten politisch als ein weit vorspringendes Grenzland. Eine deutsche Faust gegen die Tschechen konnte man sie nennen. Diese Stellung hatte das

[9] Gr. F. 1930, S. 131.

[10] Ehrenberg, S. 7.

[11] Seit dem 10. Oktober 1938 ist die Grafschaft Glatz nicht mehr Grenzland. Ganz reichsdeutsch ist seit diesem Tage das Wahrzeichen unserer Heimat, der Glatzer Schneeberg. — Vgl. Grfsch. Gl. 1938, S. 90 f.; G. O. 1940, S. 36.

Gebiet im Laufe seiner Geschichte zu „einem schwer umkämpften Durchgangs- und Zwischenland“[12] gemacht. Überblicken wir die Verhältnisse im Zweiten Reiche[13] können wir sagen, für den Glatzer Gebirgskessel sind neben dem Schutzwall der Berge noch kennzeichnend der Waldreichtum[14] und der Ackerbau, der überall[15] im Glatzer Ländchen zu finden ist. Im ausgesprochen ländlichen Süden beginnt ein industrieller Ansatz in Heimarbeit, der sich in flüssigem Übergange zum Norden zu „gefahrvollem Bergbau und großzügigen Textilunternehmungen“[16] auswächst. Damit ist eine rege Wechselwirkung von „Volksdichte und Bodenbeschaffenheit“[17] und den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen und sozialen Momenten gegeben. Hart ist der Kampf um das tägliche Brot an den Hängen der Berge und in den Waldtälern. Trotz Not und Sorge halten die Menschen der Berge zäh fest an ihrer Ackerkrume, altem Brauch und vor allem an ihrer Mundart. In den weiter ausladenden Flußtälern mit ihren recht fruchtbaren Feldern blüht im Verhältnis zur Kargheit der Berge ein wirtschaftlicher Wohlstand. Neuerungen in Sitte und Sprache finden hier auch leichter Eingang und werden schneller heimisch. Was den Bergen und engen Waldtälern an Fruchtbarkeit des Bodens fehlt, gleicht die Schönheit der Natur wieder aus. Grade in diese Gegenden drang der Fremdenverkehr besonders ein. Er beseitigte die drückende Not früherer Jahrzehnte. Zunächst erstarkten wirtschaftlich natürlich die Berufszweige, die mit dem neuen Verkehr in Verbindung standen. Eine gute Einnahmequelle bedeutete vor der touristischen Vollerschließung und gleichlaufend mit ihr für bestimmte Orte der Wallfahrtsverkehr.[18] Seine Bedeutung ist ersichtlich aus der Tatsache, daß die Grafschaft ein rein katholisches Gebiet ist.[19] Neben die geographische Einheitlichkeit dieses Gebietes nach außen tritt also noch die innere Einheit der Religion.

Die Einheit von Außen und Innen hat auch eine bestimmte Sonderheit der Grafschafter Leute zur Folge. Der Habelschwerdter Hermann Stehr kleidet das in die Worte: „Die Grafschaft Glatz in ihrer Topographie so verschieden von Schlesien, ist eine solche Einzigartigkeit selbst noch im Klima, daß seine Bewohner, von diesen Dauerkräften seiner anderen Erde und seines anderen Himmels zurechtgefeilt, sich, man möchte sagen, bis ins

---

[12] Becker, S. 4.

[13] Diese Zeit ist für die geistige Grundhaltung der Volksart im Spiegel der Mundartdichtung wesentlich.

[14] An Waldfläche übersteigt die Grafschaft den Durchschnittssatz für Preußen um 10 Prozent, für Schlesien um 5 Prozent. Becker, S. 43.

[15] Becker, S. 30.

[16] Becker, S. 45.

[17] Becker, S. 64 ff.

[18] Neumann, Johannes: Die Entstehung der Marienbildwallfahrt in der Grafschaft Glatz. Phil. Diss. Breslau 1937. — Vgl. Klapper, S. 313.

[19] Vor dem Weltkriege gab es nur 6,5 Prozent Nichtkatholiken in der Grafschaft; Becker, S. 51.

Weiße des Auges hinein von anderen Menschen, aber auch noch von denen Schlesiens unterscheiden."[20]

Der Grafschafter ist — wie auch sonst der Bewohner abgelegener deutscher Gebirgsgegenden — ein unverdorbener Menschenschlag, zäh und gemütvoll.[21] Fest glaubt er an Gott,[22] innig liebt er die Natur, treu hält er am Ererbten in Brauch und Sprache. Das Festhalten aus innerer Bindung an bestimmte Dinge oder Menschen, trotzdem er sein oft aussichtsloses Tun einsieht, läßt ihn starrköpfig erscheinen. Überreden läßt sich kein echter Grafschafter, aber überzeugen. Eine besondere Stellung unter den Grafschafter Menschen nimmt der Bewohner der „Eewerdärfer"[23] ein. Den Bäumen seines Waldes vergleichbar ist er „rauh und bieder, treu und knorrig".[24] Bruno Neugebauer, der „von draußen" — aus der Frankensteiner Gegend — kam und wie mancher andere das Wunder an sich erlebte, daß verwandte Gesinnungsart einen Menschen auch in der Landschaft heimisch macht,[25] erläutert die geläufige Redensart „Doas ees ainer aus a Eewerdärfan",[26] treffend mit den Worten: „In diesem Ausdruck liegt eine stille Anerkennung, ein geheimes Lob verborgen."[27] Weiter stellt B. Neugebauer fest: „Was der Oberbayer für Bayern, ist der Oberdörfer für die Grafschaft."[28] Grade in dem eng umgrenzten Gebiete der Grafschaft[29] kommen wir bei genauem Erkunden und Mitleben zu der Erkenntnis, das Volk ist vergleichbar einem Garten, dessen Blumen aus dem Herzen blühen. Vernunftgeborener Formwille ist zwar das Ziel des Grafschafter Menschen, aber durchaus nicht die eigentliche Wesensgrundlage. Eine gefühlsbetonte Ausdruckskunst liegt ihm von Hause aus am nächsten. Um das Wesen irgend griffest zu machen, sage ich grob formelhaft: der Grafschafter ist in seiner Haltung nicht klassisch, sondern barock.

Von allen Eigenheiten des Grafschafters, die auf mannigfache Art

---

20) Grfsch. Gl. 1921, S. 1.

21) Gl. Land 1931, S. 9.

22) Der regelmäßige Kirchenbesuch ist beim Grafschafter in zahlreichen Fällen kein Erfüllen des Kirchengebotes, sondern ein gläubiges Festhalten an der Sitte seiner Vorfahren. Unter sich nimmt das Volk weithin eine freie und natürliche Haltung ein. Nur beim Nahen eines Geistlichen oder sonst „Baathoafticha" (Bethaftigen) besinnt es sich wie unter einem Schreck vor der Polizei zum formal Kirchlichen.

23) Im Kern der südliche Teil des Kreises Habelschwerdt, vor allem das Einflußgebiet von Mittelwalde.

24) Grfsch. Gl. 1927, S. 75.

25) Joseph Wittigs Feststellung in Grfsch. Gl. 1937, S. 44, daß die Grafschaft jeden ordentlichen Menschen in kurzer Zeit zum echten, leidenschaftlichen Grafschafter macht, ist in dieser Prägung nicht bloß überspitzt, sondern falsch.

26) Das ist einer aus den Oberdörfern.

27) Grfsch. Gl. 1926, S. 60.

28) l. c.

29) Vgl. Kutzen, S. 68 ff.

lebendig werden, ist am bemerkenswertesten seine unermüdliche Arbeitsfreude. Deshalb kann Robert Karger sagen:[30]

„Do sool ons aa fier fernerhee[31]
die Arbt nooch immer sein
a Laawastroost, a Hausmettel,
gesond on fresch zu blein."

(Deshalb soll uns auch für die Zukunft / die Arbeit auch heute noch / ein Lebenstrost sein, ein Hausmittel / gesund und frisch zu bleiben.) Neben seiner Arbeitsamkeit und Gottverbundenheit zeichnet den Grafschafter aus, seine treue Hingabe an das Vaterland. Sobald es um Deutschland geht, fühlt er sein Heiligstes, seine Heimat, angegriffen. In solchen Zeiten verliert das Wort Heimat seinen anheimelnden Klang. Es wird zum „Kampfeswort, wie Eisen so hart und so scharf wie Stahl".[32] Allen Grafschaftern steht heute nur ein Ziel vor Augen:

„On blooß ai Rechtschnure fier ons doo hoots:
Treu Deutsch wie immer! Treue 'm Haimteländla!
Heil Hitler! Heil der lieba Grofschoft Glootz!"[33]

Wie die Liebe zur Heimat die feste Grundlage für den Einsatz im Opferdienst des Vaterlandes bedeutet, zeigt sich unter vielen Begebenheiten auch in der energischen Tschechenabwehr im Winter 1918/19.[34] Anfang 1919 wandte sich die Bevölkerung in flammendem Protest dagegen, daß nach ihrem deutschen Boden die Tschechoslowakei lüstern ihre Hand ausstreckte. Es heißt da in dem Proteste an den Präsidenten Wilson:[35] „Wir verwahren uns dagegen, uns von unserem heimatlichen Deutschland loszureißen, an dem wir seit vielen Generationen[36] mit ganzer Seele hängen, mit dem wir glückliche und gesegnete Zeiten durchlebt haben, mit dem wir auch die kommenden Tage der Sorge und Bedrängtheit teilen wollen in dem Bewußtsein, daß wir ihm die Treue schulden, die unser Deutsches Volk stets als Ehrenpflicht seiner Gaue gegen das Volksganze betrachtet hat."

---

30) G. O. 1938, Vorwort.

31) „fernerhee" ist kein gutes Mundartwort. Gewöhnlich sagt man dafür „wetterhee".

32) G. O. 1916, Vorwort.

33) G. O. 1935, Vorwort. — Und nur eine Richtschnur hat es hier für uns Treu Deutsch wie immer! Treue dem Heimatländchen! / Heil Hitler! Heil der lieben Grafschaft Glatz!

34) Vgl. Gl. Land 1926, Nr. 7.

35) Grfsch. Gl. 1919, S. 15; vgl. neben der Sammelschrift von Franz Albert: Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland! noch Gl. Hbl. 1919, S. 5 ff., S. 42 ff. und S. 94 f.

36) Franz Albert: „Die vorurkundliche Geschichte des Kreises Habelschwerdt". 1. Band. Habelschwerdt 1938. Eine Besprechung und Wertung des haltlosen Werkes finden wir in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens" 73. Bd. 1939, S. 447 ff. — Vgl. Gl. Hbl. 1939, S. 40 f.

Von den Kräften des Volkstums, die von innen her das äußere Geschehen tragen, zeigt sich im allgemeinen Schrifttum wenig. Unverfälscht aber spiegeln sie sich in der bodenständigen Sprache, in der Mundart. Nur den, der diese Kräfte erkennt und in unverfälschter Volkssprache gestaltet, nennen wir einen echten Mundartdichter und erkennen ihn als vollwertig an. Es kann einer noch so feinsinnige Gedichte fertig bringen und sich mühen, den Ton der Mundart zu treffen, ein Mundartdichter in dem genannten Sinne ist er nicht. Die echten Mundartdichter sind durchpulst vom strömenden Leben der Volksgemeinschaft. In ihnen wird das Volkstum sichtbar. Sie singen von Sitte und Brauch, fangen den stillen Zauber der Volksseele ein. Damit sind sie keine Einzelpersonen, die nur eigenes Fühlen formen und sich so als Einzelgänger ausweisen. Das allgemeine Volkstum wird in ihnen einzeln sichtbar. Mit Fenstern könnte man sie vergleichen, durch die man in das Innere des Volkes schauen kann. Der echte Mundartdichter ist Vermittler des Seelenlebens seiner artgleichen Landsleute. „Groade nette asoo hätt eech 's aa soin meeja“[37] oder ähnlich lautet das Urteil im Munde des geborenen Mundartsprechers über das volksechte Schaffen im Mutterlaut seiner besten Dichter.

Wer schon aufmerksam durch die Grafschaft Glatz wanderte, dem sind sicher die zahlreichen Bildstöcke[38] in der Landschaft aufgefallen. Es lohnt sich, die Ausführung dieser religiösen Zeichen und ihre Einstimmung in die Landschaft genauer zu betrachten. Mannigfach sind die Leistungen von der rührenden Unbeholfenheit angefangen über gewissenhafte Handwerksarbeit bis zu inniger Beseelung des Stoffes. Eines aber ist allen gemeinsam, sie wollen keinen Kunstästheten befriedigen, sondern wollen im Volke schlummernde Kräfte und Ideen irgendwie im Bilde festhalten. Nicht für den fremden Beschauer gestaltete man, sondern stellte sich selbst Mahnmale auf den Weg zum eigenen Selbst. Hier gilt das Volksurteil: „Fier ons eß gutt, on die andan geht 's nischt oa.“[39] Diese Anschauung des Volkes ist auch für sein Urteil über die Mundartdichtung bedeutsam.

So ist die Mundartdichtung in ihrer echten Form auch nicht gewillt, einen literarischen Wettlauf mitzumachen, sondern sie will die Heimatliebe neu beleben. Wurzelechte Sprache wollen die bodenständigen Mundartdichter erhalten und die Seele der Bewohner zum Mitschwingen bringen. Wir haben es also mit einer Kunst zu tun, die nicht um höhere Wertung eifert, sondern die einfach ein gewisser Spiegel sein soll, in dem man sich selbst in möglichst treuer Wiedergabe sieht innerhalb des Rahmens der gebundenen Rede. Wohl gibt es Mundartprosa, doch entscheidend ist für das Schaffen der Grafschafter Mundartdichter und ihr Zeichnen des Volkes der Vers, von dem Gelegenheitsgedicht und der gereimten Schnurre fortschreitend über die Natur- und Menschenschilderung bis zur wirklichen Lyrik.

---

[37] Genau so hätte ich es auch sagen wollen.

[38] Gl. Hbl. 1930, S. 145 ff.

[39] Wir sind damit zufrieden, und die anderen geht das nichts an.

Welcher Maßstab innerhalb der Literaturwissenschaft entspricht am ehesten dem volksmäßigen Blickpunkt der Mundartdichtung gegenüber? Der ästhetische Gesichtspunkt ist brauchbar für intellektuelle und stilisierte Leistungen, überhaupt für den Kulturdichter. Bei den Mundartdichtern handelt es sich aber um undistanziertes Schaffen aus einem ganz bestimmten Seinsbereich heraus. Daher ist alles echt. Auch in der Sprache hebt sich nichts aus dieser Echtheit heraus. Wir haben damit in diesem Bereiche von einer existenziellen Literaturwissenschaftsmethode zu reden. Wir wollen erfassen, was die Dichter aus ihrem inneren Kern heraus mußten und wollten. Mit irgendwelchen Zielen, die Kultur, Formgefühl oder Ästhetik stellen, haben wir es jedenfalls nicht in erster Linie zu tun.

Die Mundartdichter der Grafschaft Glatz gehören zu den lebensfrohen und lebensnahen Dichtern. Sie sind keinesfalls „Poetennaturen", die in einer beschaulichen Spitzweg-Einsamkeit leben, fern vom Alltag, Besitz und Ansehen verachten oder sich gar in verschrobenem Eigenkulte aus dem Volkszusammenhange lösen. Sie stehen im Leben, haben ihren Beruf und sind mit den Menschen ihres Lebensraumes eng verbunden.

Der Stümper im Reiche der Dichtung stellt nur Einzelerlebnisse vor uns hin. Der wirkliche Dichter geht auch vom eigenen Erleben aus, aber dieses ist so gewaltig, daß es typisch wird. Damit können seine Gedichte von jedem gelesen werden, der nicht in ähnlicher Stimmung ist, und doch wird dieser dann von dem Gefühl des anderen ergriffen. Ein paar charakteristische Stimmungsmomente, die der Dichter vor uns hinstellt, genügen da. Der Leser darf aber nicht bloß die genannten Dinge sehen, sondern er muß sie sich vertiefen und aufblühen lassen, um dem Erlebnis des Dichters möglichst nahe zu kommen. Vorwiegend werden wir beim Deuten der Mundartdichtung die lyrische Interpretation anzuwenden haben.

Ein Blick auf die Mundart zeigt, wie in dem Gebiete der Sudeten die ehemalige tschechische Landesgrenze durch ein natürlich zusammenhängendes Gebiet enger völkischer und kultureller Verbundenheit zwischen dem preußischen und dem sudetendeutschen Schlesien ging. Über die Mundarten des Sudetenlandes äußert sich in einem Überblick Anton Pfalz.[40] Für die Nachbargebiete der Grafschaft stützt er sich auf Ernst Schwarz. Als sich noch die Grenzen wie eine Wunde durch den uns in Sprache, Sitte und Blutsbindungen nahestehenden Volksteil zog, wurde sie weder von den „Dossichta" oder „Kaiserlichen"[41] noch uns „Bloa"[42] oder „Preischa" als Scheidewand empfunden. Man sah in der Grenze nur die lästige Mauer, die man gern niedergerissen hätte, wäre man dazu stark genug gewesen. Als glätzische Mundartdichter „von drüben" müssen wir auf jeden

[40] Vgl. das Sammelwerk von Branca.

[41] dosse = draußen, Dossichta = die von draußen; — Kaiserliche sind die deutschen Bewohner Böhmens im Gegensatz zu den Biehmscha (Böhmischen), womit man die Tschechen bezeichnete.

[42] Blaue oder Preußische.

Fall ansehen den Grulicher Wilhelm Oehl[43] und Hubert H. Birke aus Braunau im Sudetengau. Ihre Sprache steht dem Gemeinglätzischen und der Mundart der Oberdörfer sehr nahe.

Wilhelm Johannes Oehl (1860—1936) überragt alle gewohnte Mittelmäßigkeit in der Mundartdichtnug. Er ist der erste Gipfelpunkt wirklicher Dichtung in der Volkssprache innerhalb des Sprachraumes der Grafschaft Glatz. Karl von Holtei[44] war das Vorbild für W. Oehl, nicht sprachlich, sondern inhaltlich. Gleich Holtei will Oehl tiefes Fühlen im Dialekt verdeutlichen. Er bekennt:[45] „Dr ahle Holtei wor on bleit mei Vürbeld; dar hot ei onsr Sproche ne ok a Nääche enfältiche Lorka zusommageschrieba; ei dam senn Büchla ‚Schlesische Gedichte' steckt Gemütte, steckt echte Poesie. On wenn sel Eener odr dr Andre ei menn Reimlann ock 'n Grohsl Poesie, ock a Kernla Gemütte fenda, do weß ich, doß ich dos Büchla ne emmsonst geschrieba."[46] Gut zeichnet H. H. Birke Land und Leute des Braunauer Ländchens ohne im Humor zu verzerren.[47] Immer wieder wollte man[48] in der oberen Grafschaft sein Gedicht „s is nemme Mode"[49] hören und war immer neu gepackt von dem sittlichen Standpunkt. H. H. Birkes Landsmann Anton Kahler gefiel mit Schnurrpfeifereien, die zufriedene Fröhlichkeit ausstrahlen.[50] Manches wirklich Schöne findet sich auch in den Arbeiten des 1846 in Reichenberg geborenen Julius Vatter.[51] Vorwiegend als Heimatforscher war Dr. Eduard Langer tätig. Manchmal gelang ihm auch eine nette Mundartreimerei.[52] Um die Grafschafter Mundartdichtung mühte er sich durch die Neuausgabe der Gedichte von Franz Schoenig in den Jahren 1903 und 1909. Im glätzischen Dialekt schreibt der Stellenbesitzer und Weber aus dem Rokitnitzer Bezirk Hieronymus Brinke (1800—1880). Er steht als ein Mann voll echter deutscher Gesinnung vor uns, der die Gefahr der Grenzlanddeutschen klar erkannte. Treffend ist sein Spott gegen die eingebildete Großtuerei der Städter und gegen die hohle Modesucht mancher Bauern. Ebenso freimütig tritt er gegen die aufkommende Überheblichkeit der Tschechen innerhalb des volks-

43) Wird eingehend behandelt.

44) Vgl. Langer, Bd. 1, 1. Ergänzungsheft VII f.

45) Did. S. 54.

46) Der alte Holtei war und bleibt mein Vorbild. Er hat in unserer Sprache nicht etwa eine Menge einfältige Späße zusammengeschrieben, sondern in seinem Büchel „Schlesische Gedichte" steckt Gemüt, steckt echte Poesie. Sollte der eine oder der andere in meinen Verslein auch nur einen Deut Poesie, auch nur ein Körnchen Gemüt finden, dann weiß ich, daß ich dieses Büchel nicht umsonst geschrieben (habe).

47) Aus onsa Barcha 1920, A Steckla Haaimt 1926.

48) 1929—1932.

49) A Steckla Haaimt, S. 32.

50) Ollerhands Gedechtlan on Geschechtlan ei braunscher Pauersprooche, Braunau i. B. 1927.

51) Undern Jaschken, Wien 1896. Zweites Bändchen 1913.

52) Aus dem Adlergebirge, Bd. 3, S. 34 und 53.

deutschen Teiles der Bevölkerung auf. Brinke war so reimlustig, daß er noch sein Testament — allerdings hochdeutsch — in Versen niederschrieb.[53] In Brinkes Gedichten findet sich auch der geläufige Ausdruck „Biemscha" für Tschechen und „biemisch" für tschechisch.[54] Es war üblich, das Fremde der tschechischen Sprache mit dem Ausdruck „böhmische Sprache" zu verschleiern. Tschechisch reden nannte man „biehmscha". Bei dem Wort Böhmen aber dachte man stets an den deutschen Charakter der Gebiete unter österreichischer Herrschaft. Auf diese Gefahr, die in solcher Begriffsvermengung liegt, wies die sudetendeutsche Tagespresse die Reichsdeutschen hin. Eine solche Aufklärung druckte auch das „Glatzer Land"[55] ab. „Es ist eine völkische Gefahr, wenn im Reiche von „böhmischer Sprache" gesprochen wird. Die Tschechen wollen die Deutschen gern einschläfern, indem sie ihnen die Bezeichnung „böhmisch" statt „tschechisch" einzureden versuchen. In Böhmen leben zwei Völker, die Deutschen und die Tschechen. Deshalb werden dort auch zwei Sprachen gesprochen, die deutsche und die tschechische." Auch die Grenzlanddeutsche Literatur nahm gegen solche verderbliche Vermengung Stellung. Wilhelm Pleyer schreibt: „Das Tschechische hieß bei uns gemeiniglich das „Böhmische", wie es zu der ganzen politischen Gedankenlosigkeit gehörte. Der geographische und allenfalls geschichtliche Name wurde für den einer Sprache und eines Volkes gesetzt."[56] Beachtenswert von den Mundartdichtern jenseits der ehemaligen Grenze ist für uns noch Julius Pausewang.[57] Von ihm kann man sagen, er beherrscht seine Mundart, die Volkssprache um Wichstadtl.

Der Beginn der Mundartdichtung innerhalb der einst engeren Grenzen der Grafschaft Glatz liegt nach unseren bisherigen Kenntnissen bei dem Mittelwalder Franz Schoenig (1760—1828), einem rechten Volkssänger. Von viel geringerer Bedeutung sind (nach F. Graebisch) Josef Janske aus Marienthal (1806—1869) und der Habelschwerdter Josef Thamm (1804—1869).[58] Auch den ersten Schoenig-Herausgeber August Kastner kann man hier nennen. Als Kypselos gab er gereimte Sagen in Kieslingswälder Mundart heraus, die aber weiter keinen Wert darstellen. 1883 ließ der Konradswälder Adam Langer seine „Glatzer Feldblumen" erscheinen. Auch er verdiente seiner Leistung wegen in der Mundartdichtung kein besonderes Erwähnen. Es soll nur festgestellt werden, ein solch summarisches Lob, wie es P. Klemenz wohl unter dem Eindruck der schriftdeutschen Arbeiten ausspricht: „in den mundartlichen Gedichten (die übrigens sehr dünn gesät sind) zeigt sich des Verfassers Vertrautheit mit der Eigenart und An-

53) a. a. O., Bd. 1, S. 167 ff.
54) Aus dem Adlergebirge, Bd. 1, S. 167 f. und S. 172. Auch die Glatzer Schöffenbücher bezeichnen im 14. Jahrhundert die Einwohner als „Böhmen", die „Tschechen" waren.
55) Gl. Land 1929, Nr. 11.
56) Der Puchner, Roman, München 1935, S. 59.
57) G. O. 1915, S. 66; 1916, S. 96.
58) Gr. F. 1925, S. 111 ff.

schauung seiner Landsleute",[59] besteht zu Unrecht. A. Langers Verdienste auf dem Gebiete des Schriftdeutschen sollen durch diese Feststellung nicht geschmälert sein. Von ähnlicher Bedeutung dagegen wie Franz Schoenig ist der recht selten genannte[60] Karjer-Bettner.[61] Gedruckt liegt von ihm nichts vor, abgesehen von einem hochdeutschen Gedicht über ein Kreuz im Walde, das im „Veikastla" von 1934 zu finden ist. Sein Sohn Robert Karger stellte mir jedoch über hundert Konzepte[62] aus den Jahren 1875—1908 zur Verfügung, die sich zufällig erhalten haben.[63]

Der Karjer-Bettner, wie Wilhelm Karger einfach im Volksmunde hieß, da er Böttcher war, ist ein Gelegenheitsdichter im reinsten Sinne. Die meisten seiner Gedichte sind hochdeutsch; eine kleinere Anzahl ist auch in echter Mundart verfaßt. Seine Gedichte teilen sich in zwei Gruppen, Gedichte für persönliche Verwendung mit Namensunterschrift und in Gedichte auf Bestellung. Vorwiegend handelt es sich um Gratulationen zu dem Namenstage, der damals noch statt des Geburtstages gefeiert wurde. Manche Leute hatten Geburtstag und Namenstag an einem Tage, weil man Kindern gern den Namen des Tagesheiligen ihrer Geburt gab. Unter den Geburtstagen spielte nur das „Abrahamsfest",[64] der 50. Geburtstag, eine Rolle. Neben Tafelliedern zu Familienfesten finden sich Polterabendgedichte und Stammbuchverse für alt und jung. Herrgootla-Wolfan[65] widmete der Karjer-Bettner ein eigenes Gedicht mit der drolligen Widmung: „zur 25jährigen Brautsuche". Wirklich ein nicht häufiges Jubiläum! Neben seinem Beruf als Böttcher war W. Karger ein guter Musiker.[66] Spielte man in einem Örtchen zum Tanze auf und es fand sich niemand ein, dann spielten die Musiker unter sich „Solo".[67] Der Ruf seiner Kompositionen —

[59] G. O. 1919, S. 79.

[60] G. O. 1915, S. 47; Grfsch. Gl. 1919, S. 41; Gl. Land 1924, Nr, 7.

[61] Wilhelm Karger (1838—1908), Vater von R. Karger.

[62] Schriftdeutsche und mundartliche Gedichte.

[63] Für dieses Entgegenkommen danke ich Robert Karger.

[64] Nach dem Johannes-Evangelium 8,57. Wer 50 Jahre alt ist, von dem sagt man nach dieser Stelle, er hat Abraham gesehen. Der 50. Geburtstag wird im Volksmunde einfach als „der Abraham" bezeichnet.

[65] Ein Mann aus Verlorenwasser, bei dessen Hause ein Kreuz stand. Zum Unterschied von anderen Leuten mit dem Namen Wolf nannte man ihn Herrgootla-Wolf.

[66] Jahrelang war er erster Trompeter der Kurkapelle in Bad Langenau, die damals ein gewisser Kastner aus Habelschwerdt dirigierte. — R. Karger 5. 1. 1940.

[67] Ein Kartenspiel. Gewöhnlich unter vier Teilnehmern gespielt. Jeder Spieler erhält acht Karten. Jedesmal sind „Trumpf" der Eichel-Ober „der Alte" und der Grün-Ober „die Baste". Dann kommt jeweils noch eine Farbe als Trumpf dazu. Die Sieben dieser Farbe ist „die Spitze". Die Reihenfolge der Trümpfe ist: Alter, Spitze, Baste, Aß, König usw. Die Vorzugsfarbe ist Rot. Ein „Rotspiel" kann einem niemand streitig machen. Das Gewinnen ist damit natürlich längst nicht verbürgt. Beim Solo-Spiel müssen wenigstens fünf Stiche gemacht werden. Der Spieler kann sich dazu nach den Regeln einen Ge-

Tanzstücke — war wohl noch größer als der seiner Gelegenheitsgedichte. Am 24. 4. 1880 verfertigt er zur Polterabendfeier von Eduard Urban[68] ein Polterabendgedicht in sieben kurzen mundartlichen Bildern.[69]

Wie man beim Karjer-Bettner Gedichte zu den erdenklichsten Anlässen bestellte gleich dem sonst von ihm gefertigten Holzgeschirr, zeigte ein Brief des Lehrers Volkmer[70] aus Verlorenwasser vom 18. 12. 93.[71] Wo immer jemand andere mit Versen begrüßen, beglückwünschen oder verabschieden wollte, wandte er sich an Meister Karger, der ihn schnell und manchmal sehr reichlich versorgte. So hat ein Tafellied für einen Lehrer aus Mittelwalde zu einer Hochzeit in Münsterberg sogar siebzig Strophen.[72] In Grunwald, Habelschwerdt, Neuwaltersdorf und anderen Orten trug man W. Kargers Gelegenheitsgedichte vor. Galt es Feiern auszugestalten, ob in Vereinen oder in Schulen,[73] Wilhelm Karger mußte jedesmal mit seinen Gelegenheitsgedichten einspringen.

1908 veröffentlichte Hermann Schmidt seine Sammlung „Aus dem Reich der Glatzer Rose". Mit diesen und auch mit anderen Arbeiten[74] erreicht Schmidt aber nicht die Schaffenshöhe von Wilhelm Gehl. In H. Schmidt ist immerhin der Gipfelpunkt des durchschnittlichen Mundartschaffens in der Zeit nach Schoenig bis 1910 zu sehen.

Hermann Schmidt[75] kam in Oberhannsdorf, Kr. Glatz, am 28. 2.

---

hilfen suchen. Glaubt er nach seiner Karte die Stiche allein fertig zu bringen, dann spielt er „solo". Daher erklärt sich der Name des Spieles. R. Karger schrieb darüber auch ein Gedicht, Vgl. Nr. 68.

[68] Sein Vater war der allbekannte „Viehdoktor" Orwa-Thadees (Thadäus Urban), Bauer in Verlorenwasser.

[69] Außerdem setzte W. Karger als op. 124 Eduards Polterabendpolka und Eduards Hochzeit-Walzer. — Ein Zirkel von Musikliebhabern fand sich zu gemeinsamem Musizieren (Blasmusik) unter W. Kargers Leitung als „Bande" zusammen.

[70] Volkmer war auch als Homöopath tätig. Verlorenwasser hatte bis in unsere Tage (früher am bekanntesten die Hannig Marie in Lauterbach) noch einen Ruf durch Personen, die als Heilkundige in diesem Sinne einen recht großen Kundenkreis besaßen. Sie hatten einen stärkeren Zustrom als die Ärzte. „Ma braucht nie sakwer zu gehn, ma toar och 's Wosser schecka on do kriecht ma ern woas". (Man muß nicht selber gehen, man braucht nur den Urin zu schicken, und man bekommt irgendeine Medizin) begründet auch neben einer gewissen Arztescheu — den Ärzten traute man nicht viel zu — den Zuspruch, dessen sich die Homöopathen erfreuten.

[71] Mein lieber Freund! Heute komme ich mit einer Bitte. Ich kenne Sie als einen tüchtigen Dichter. Daher ersuche ich Sie, mir ein humoristisches(!) Gedicht zur Überreichung eines Hasens an einige anständige Fräulein zu machen. . . . Ihr bittender (gez.) Volkmer. — Am 20. 12. 93 lag das Gedicht vor; 12 Str.

[72] Schriftdeutsch.

[73] Festspiel in (schriftd.) Festgedichten zur Schulfeier am 22. März 1897. — 100ste Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers u. Königs Wilhelm I des Großen!

[74] Aus dr Summerfresche 1912; Lieb Heimatland 1920.

[75] Gl. Hbl. 1919, S. 47.

1869 zur Welt.[76] Erst verdiente er sein Brot als Mitglied verschiedener Militärmusikkapellen und Kurkapellen. 1899 schlug er in Berlin die Polizeibeamtenlaufbahn ein. Diesen Beruf übte er bis zu seinem Tode am 29. 1. 1923.[77] Heimatliebe und Heimattreue waren sein tiefstes Wesen.[78] Jedes Jahr kam er in seine Heimat[79] und schöpfte hier wieder aus dem ursprünglichen Volkshumor. H. Schmidts Schaffensgebiet ist das Reich des Heiteren.[80] Im allgemeinen wahrt er eine recht annehmbare mittlere Linie der lustigen Zerstreuung. Trotzdem finden sich auch bei ihm manche unnötige Derbheiten und manches Platte, das vermieden werden konnte. In Tageszeitungen und Zeitschriften der Glatzer Heimat finden sich zerstreute Arbeiten von ihm; besonders in Robert Kargers Heimatkalendern.[81] H. Schmidt ist auch der Schreiber der „Briefe des Hausbesitzers Wilhelm Kulicke, Berlin, an seinen Freund Seppelt in Oberhannsdorf".[82]

Das wertvollste Gut der Heimat, die Mundart, fand in der 1906 herausgebrachten Zeitschrift des G. G. V. (Glatzer Gebirgs-Verein) nicht die verständige Pflege, die den besonderen Umständen entsprochen hätte. Es soll hiermit kein Tadel ausgesprochen werden. Die einschlägigen Verdienste des G. G. V. um sein eigentliches Ziel, die touristische Erschließung der Grafschaft Glatz, sind bekannt. Es muß aber ebenso gesagt werden, daß zum Schutze des echten Volkstums, wie es sich besonders in der Sprache zeigt, nichts von Bedeutung geschah. Die führenden Kreise des G. G. V. waren vor allen Dingen von den Naturschönheiten begeistert. Sie priesen die Vorzüge des Landes weithin und brachten einen immer größeren Fremdenstrom mit dem heimischen Volkstum in Berührung. Den bodenständigen Menschen gegenüber aber fehlte ihnen von einigen Ausnahmen abgesehen das letzte tiefe Verstehen. Das Volk merkt das sehr genau. Erregt man das geringste Mißtrauen beim einfachen Manne, dann zeigt er einem die kalte Schulter. Der G. G. V. beklagte sich oft, daß die Bevölkerung so schwer für seine Ziele zu gewinnen sei, fragte aber nicht nach möglichen Fehlern im eigenen Vorgehen, sondern sah nur den Widerstand der anderen.

---

[76] G. O. 1920, Kalendarium, Juli.

[77] Gl. Land 1923, Nr. 2; Gr. F. 1924, S. 83.

[78] l. c.

[79] Am 1. August 1926 wurde für ihn ein Denkstein in seinem Heimatdorfe eingeweiht. — Grfsch. Gl. 1926, S. 107 f; Groofschofterfch Tonkelftonde, 1926, Juli. Zum Noochteftan.

[80] G. O. 1920, Kalendarium, Juli: „Ich fah 's ganne, wenn de Leite a frehliches Gefechte macha, oan do schreib ich halt 'm liebsta wos Loftiges." (Ich sehe es gern, wenn die Leute ein fröhliches Gesicht machen, und deshalb schreibe ich am liebsten etwas Lustiges.)

[81] G. O. 1912, S. 68; 1913, S. 82; 1914, S. 60; 1915, S. 55 f. und S. 64; 1916, S. 99 und S. 100; 1918, S. 69 u. S. 92; 1919, S. 58 u. S. 59, 73, 104; 1920, S. 65 f., S. 75 f., S. 78; 1921, S. 83; — Gr. F. 1923, S. 39 u, S, 85 ff,; 1932, S. 87.

[82] Gl. Land 1923, Nr. 2.

Dem G. G. V. gehörten — zum großen Teil noch heute — allein die gebildeten und wirtschaftlich starken Kreise an.[83] Der kleine Mann des Alltags mied solche Kreise, da er glaubte — dies nicht ohne trübe Erfahrung — er werde nicht ernst genommen, weil er sich mit „daam feina Getue"[84] nicht recht verstand. An den verschiedensten Orten der oberen Grafschaft konnte ich immer wieder hören: „Dr Gebärgsverein ees blooß woas fier die Reicha".[85] Man hatte es unterlassen, sich das Vertrauen der Mutterschicht der Bevölkerung zu erwerben, ehe man von ihr Gefolgschaftstreue für seine Pläne forderte. Wir müssen den Menschen in seiner gewohnten Rede ansprechen können, wollen wir wirklich gehört werden. Achten wir seine Sprache, dann fühlt sich der Sprecher selbst geachtet und die Grundlage für ein beginnendes Vertrauen ist geschaffen. So erkennen wir auch den tiefsten Grund, warum man verschiedentlich dem Bestreben des G. G. V. recht mißtrauisch gegenübertrat.[86] Schuld daran war also nicht nur die vielbesprochene Starrköpfigkeit des Volkes. Im Laufe der Zeit hat man jedenfalls auf beiden Seiten gelernt.

In der Zeit nach 1900 drängen sich die Stümper im Mundartschaffen besonders vor. Nur mangelhaft treffen sie den Mundartlaut und durchsetzen die Sprache noch mit falschen Formen und Redewendungen.[87] Wo man auf falsche Mundartlaute trifft, ist auch an ein sinngemäßes Anwenden des Wortschatzes nicht zu denken. Solches Mundartschaffen wie es nicht sein darf, weil es unecht in Sprache und Sinn ist, finden wir[88] u. a. in dem Mundartgemisch des Glatzer Naz in einem Festspiel[89] und einer gereimten Humoreske.[90] Man veröffentlichte nicht nach der Leistung, sondern anscheinend nach einem gewissen persönlichen Ansehen. Dieser Zug zu verderblicher Eigenbrödelei, wo es doch im Grunde um die gleichen Ziele ging, machte sich in den verschiedensten Strömungen der Heimatpflege oft bis zu kläglicher Zersplitterung geltend.

Diese Stümpereien im Mundartschaffen der Grafschaft Glatz gefährdeten überhaupt die Verwendungsmöglichkeit der Mundart für ein litera-

---

[83] Vgl. die Mitgliederverzeichnisse in Grfsch. Gl. 1906, S. 15, 29, 33 und laufend.

[84] — dem feinen Getue — Dabei handelt es sich um die üblichen gesellschaftlichen Umgangsformen, die dem einfachen Manne gegenüber zu stark hervorgehoben wurden. Durch die formelhafte Anwendung von Regeln des Anstandsbuches hatte jeder Mensch erst seinen Wert zu beweisen, glaubten die einfachen Leute aus dem „guten Tone" herauszuhören.

[85] Der Gebirgsverein ist nur etwas für die Reichen. Vgl. hierzu Gl. Hbl. 1927, S. 26.

[86] Innerhalb der alteingesessenen Bewohner.

[87] Gl. Land 1924, Nr. 7.

[88] Noch heute schleicht sich manches Machwerk in die Spalten der heimischen Presse, da verschiedenen Schriftleitern die Mundart in ihrem echten Klange nicht geläufig ist.

[89] Grfsch. Gl. 1906, S. 103 ff.

[90] Grfsch. Gl. 1908, S. 43.

risches Gestalten.[91]) Diese drohende Zersetzung im Bereiche der schriftlichen Mundartverwendung konnte nur durch eine Leistung aufgehalten werden, die literarischen Wert besaß und dabei die Echtheit der Volkseigenart und der Mundart wahrte. Diese mundartgesunde Kraft wurde der Grafschaft Glatz in Robert Karger geschenkt.[92]) Er ist der fruchtbarste Mundartdichter des ganzen Grafschafter Gebietes und seiner nächsten Nachbarschaft. R. Kargers Echtheit läßt sich sehr genau nachprüfen, da er seine Schilderungen, seine Wortwahl und Sinnführung der Mundart direkt aus dem Volke entnimmt. Außerdem können wir das Echo seines dichterischen Schaffens im Kreise der zeitgenössischen Mundartsprecher hören. Das durchschnittliche Gesamturteil über den volksmäßigen Echtheitsgehalt der darstellenden Gedichte von R. Karger zeigen klar folgende Worte einer alten Frau: „Da schreibt halt groade nette asoo wie 's asoo werklich ees."[93])

1907 erscheint in der Zeitschrift des G. G. V. auf Seite 75 R. Kargers erstes[94]) Mundartgedicht „Gerschta Kliesla".[95]) Dieses Gedicht hatte Karger gelegentlich in Gesellschaft vorgetragen. Dabei bekam er so überaus starken Beifall, daß er sich dann in der Mundartdichtung weiter versuchte und vervollkommnete. Vorher hatte er schon schriftdeutsche Dichtversuche angestellt. 1910 erschien seine erste Gedichtsammlung (schriftdeutsche und mundartliche Gedichte) „Schniegläckla".[96]) Diese Sammlung entstand aus dem Wunsche des Kargerschen Freundeskreises, die beliebtesten seiner verstreut erschienenen Gedichte leicht greifbar zu haben. Das ist für die Auswahl dieser Gedichtsammlung zu beachten. Die Menschen wollen mehr Heiteres hören, um von ihren Sorgen abgelenkt zu werden. Danach muß sich ein Dichter bei einer Buchauswahl, die Erfolg haben soll, richten. So handelte auch R. Karger. Selbst mag er vielleicht ganz anderer Meinung sein.

Von 1911 ab gibt R. Karger einen eigenen Glatzer Volkskalender den „Guda Obend" heraus. Hier bietet sich jetzt Platz für die Pflege des Volkstums, der Liebe zur Heimat und Mundart. Der Herausgeber, ein geborener Mundartsprecher und volksnaher Dichter, hat ein feines Gehör für Echtes und Gemachtes. Mit schützender Hand greift er ein, kommt die Mundart in Gefahr entstellt zu werden. Vereinzelt nimmt er auch schwächere Arbeiten in Schriftsprache auf, um mögliche Talente zu ernsterem Streben zu ermutigen. Der „Guda Obend" und zwischendurch „Grofschoftersch

---

[91]) Gl. Land 1924, Nr. 7.

[92]) Wird noch eingehend behandelt.

[93]) Der schreibt eben ganz genau so, wie es so wirklich ist.

[94]) R. Karger am 25. 8. 39.

[95]) Weitere Beiträge von R. Karger in der Zeitschrift des G. G. V.: Grfsch. Gl. 1907, S. 59; 1908, S. 10, 33, 57 u. 68; 1909, S. 87; 1910, S. 34 u. 59; 1913, S. 7; 1915, S. 8; 1919, S. 42; 1921, S. 33 usw.

[96]) Das Richtigstellen eines schiefen Urteiles über R. Karger auf Grund dieses Bändchens erfolgt später.

Feierobend" wurden der Sammelplatz für die Schaffenden in Glatzer Mundart. Mit diesem Unternehmen wirkt R. Karger direkt und indirekt weithin befruchtend und belebend.

Nach 1910 schießen Pilzen nach dem Sommerregen gleich die „Mundartdichter" hoch. Einiges Gute findet sich immerhin unter viel Mittelmäßigem und Unbrauchbarem. Viele Mundartschreiber arbeiten nicht aus Beruf, sondern aus einem gewissen Modedrang heraus. Viele glaubten, eine witzige Begebenheit in Reime gebracht genüge zum Mundartdichter. Obwohl R. Kargers innerstes Wesen dem ernsten Gestalten zuneigt,[97] ist er auch bestrebt, als Kalenderschreiber den Bedürfnissen des Leserkreises nach heiteren Dingen nachzukommen.[98] Vorwiegend geht es ihm aber auch um das Lebendigerhalten alten Sprachgutes. Manches Verslein entstand nur aus diesem Grunde.[99]

Man kann nicht jeden, der in irgendeinem Presseerzeugnis einen Mundartversuch unternahm, unter die Lupe nehmen und von ihm sagen, ob sein Beginnen schlecht oder ausreichend war. Aus der Fülle der kleineren Schriftsteller in Mundartlaut greife ich eine Anzahl Namen heraus, die gleichzeitig als Vertreter für die anderen derselben Leistungsklasse stehen. Zunächst nenne ich von vereinzelten Mundartgedichten recht verschiedenen Wertes die Verfasser, die sonst in schriftdeutschen Arbeiten wurzeln,[100] mit einigen Belegstellen. Es herrscht bei diesen, z. B. August Marx,[101] Vera Gottschlich[102] und Isa Ernst (Elisabeth Müller),[103] die allgemeine Note der heiteren Schnurre. Die Mundart dieser Reimereien ist teilweise unecht, manchmal gradezu fürchterlich. Auf der gleichen Grundebene des betont Lustigen bewegen sich die Mundartschreiber Otto Mader,[104] der den Reim bevorzugt, und Alfred Jaschke,[105] der Prosa vorzieht. Paul Prause schildert die heitere Kinderwelt und bietet neben verschiedenen Gelegenheitsgedichten auch Mundartprosa.[106] Alois Bartsch erfreut mit einem heiteren Spiel[107] in Glatzer Mundart, dem „Oschatoop",[108] mit den hierbei üblichen Gesangseinlagen. Außer gereimten Schnurren schrieb Paul Nagel

[97] R. Karger am 20. 12. 39.
[98] R. Karger am 4. 10. 39.
[99] R. Karger am 7. 11. 39.
[100] Die Mundartdichter verfassen umgekehrt nebenbei schriftdeutsche Arbeiten.
[101] Gr. F. 1927, S. 94; 1928, S. 89; 1930, S. 89; 1932, S. 113.
[102] G. O. 1936, S. 53 f.; Grfsch. Gl. 1937, S. 24.
[103] G. O. 1936, S. 62.
[104] G. O. 1914, S. 59; 1915, S. 65.
[105] Gl. Land 1923, Nr. 1.
[106] Gl. Land 1926, Nr. 11, Nr. 13; 1927, Nr. 2; 1930, S. 141 f.; 1931, S. 172 f.
[107] Gl. Land 1930, S. 162 ff. u. S. 180 ff.
[108] — Aschentopf — Nicht zu verwechseln mit Bruno Neugebauers Gedichtbändchen „Der Oschatoop" und R. Kargers Gedicht „D'r Oaschertoop" G. O. 1919, S. 86 und „Marjasonne" S. 31 f.

eine wirksame Szene in der Mundart von Schlegel: „Die beeda Schecka".[109] Derb-komische Momente bevorzugt Fr. Monse, der obendrein den einfachen Grafschafter gern in harmlos-einfältigem Lichte sieht.[110]

Wie durch bloßen Anklang an den Mundartlaut nie ein Gedicht der Volkssprache entstehen kann, zeigt sich an Machwerken, die hochdeutsches Denken einfach in Mundartworte zu kleiden suchen.[111] Bei einem solchen Versuch häufen sich mundartfremde Ausdrücke wie Kindheit, Vaterhaus, Heimatdorf, Ahnenstolz, Bauerngeschlecht, Sonnenlicht und Heimatländchen. Von diesem Fehler ist August Gröger auch nicht völlig frei.[112] Er stammt aus Krainsdorf, Kr. Glatz, und gehört in das Neuroder Sprachgebiet. Bei A. Grögers Arbeiten hat man den Eindruck, daß er seine Leistungen im Mundartschaffen noch steigern könnte. Allerdings erscheinen von ihm nicht allzuviel Arbeiten in der Presse. Vielleicht unterläßt man es hier, ein gutes Talent zu fördern. Jedenfalls kann man A. Grögers Arbeiten zu den überdurchschnittlichen Erzeugnissen des Grafschafter Mundartschaffens rechnen. Die Tagespresse veröffentlicht aber von anderen Schreibern öfters recht fragwürdige Mundartversuche und recht blasse Deutungen der Volkssprache.

Etwas anderes als die oben erwähnten Mundarterzeugnisse, die mit schriftsprachlichem Denken durchsetzt sind, ist die lautechte Verwendung der Mundart, die in der schriftdeutschen Erzählung eingeschaltet ist, zur genauen Charakterzeichnung bodenständiger Menschen. Die echte Mundart gebraucht Joseph Wittig z. B. in einer solchen Erzählung als Stilmittel völlig einwandfrei. Dies zeigte er wiederum in der von ihm selbst gelesenen[113] Weihnachtsgeschichte von dem langen Handelsmann. Das Mirakelspiel[114] „Die schöne Madonna in Schlegel", vom gleichen Verfasser, bringt im letzten der sechs Bilder mundartliche Einlagen.[115] Bei einer Besprechung solcher Werke ist es gut, Mundartstellen nur dann zu beurteilen, wenn man selbst der betreffenden Mundart kundig ist. Sonst geht es einem leicht wie dem Bücherschauer des G. O.,[116] daß man Perlen sieht, wo kleine Steine liegen. Auch der rührsame Inhalt der Geschichte des Franz Weniger in Georg Langers Buch[117] ist nicht in ortsechter Mundart wieder-

[109] — Die beiden Schecken — Gl. Land 1930, S. 133 ff., S. 155 ff.; 1931, S. 161 f. u. S. 171.

[110] Gl. Land 1923, Nr. 3, 4, 5, 6, 7.

[111] Der Grafschafter 1934, S. 15 f.

[112] Der Grafschafter 1933, S. 10 ff., 61 ff., 92 ff.; 110 f.; 1934, S. 76 ff., 115 f.; 1935, S. 29 f., 78 f., 91 ff.; G. O. 1935, S. 65; 1939, S. 63 ff.; 1940, S. 69 f.

[113] Lit. Heimatabend in Neurode am 28. 12. 39.

[114] Ungedruckt. Eine Abschrift besitzt davon nach einer Mitteilung von Prof. Dr. Wittig Frau Apotheker Richter in Schlegel, Kr. Glatz.

[115] Davon ist eine abgedruckt G. O. 1934, S. 30.

[116] 1935, S. 140.

[117] Auf östlicher Erde, S. 39 ff.

gegeben, weder in der Gedankenführung noch im Laut. Nur für einen mit besonderem Geschmack und einen, dem die Mundart nicht geläufig ist, kann das Ganze ein „kleines Kabinettstück“[118] sein. Wie durch die Schilderung eines Deserteurs aus Sehnsucht nach Heimat und Familie grade die Seele des Grafschafters deutlich werden soll, ist rätselhaft.

Zu dem Kreise der guten bodenständigen Mundartschriftsteller gehören neben August Gröger noch K. Gründel, J. Schubert, die Gebrüder Siegel und A. Geisler.

Karl Gründel wurde zunächst bekannt durch seine Beiträge in Kargers heimatlichen Jahrbüchern.[119] 1922 erscheinen von ihm „Gleezsche Geschichtlan on Värschlan“[120] unter dem Titel „Of'm Uufabänkla em a Oomd“.[121] Die berufliche Arbeit nahm aber K. Gründel so in Anspruch, daß er der Mundartdichtung nicht mehr nachhängen konnte. Eine ganze Anzahl unfertiger Arbeiten ist im Manuskript vorhanden. Damit kann Gründel als ein Beispiel für eine „verschüttete“ Kraft gelten. Friedrich Graebisch gab die sprachechten und bodenverwurzelten Arbeiten von Johann Schubert[122] und die volkstümlichen Erzählungen der Brüder Elias und August Siegel[123] heraus. Der Wölfelsgrunder Alfred Geisler bietet neben seinen oft gesucht gefühlsmäßigen schriftdeutschen Naturschilderungen teilweise gute Mundartprosa und -poesie. Allerdings fehlt ihm die klare Schaffenslinie. Seine Arbeiten entbehren der unverkennbar persönlichen Note. In dem Heimatdorfe selbst gefiel er besonders mit einem literarisch allerdings nicht originellen Gründungsmärlein.[124] Manche von Alfred Geislers Reimen können mit gleichen Worten hochdeutsch wie in Mundart gelesen werden und entbehren damit der inneren Echtheit.[125] Sonst ist ihm aber sprachlich und inhaltlich eine gute Mittelmäßigkeit eigen, die teilweise auf die Fähigkeit hindeutet,[126] auch sehr Gutes leisten zu können. Hoffentlich hält A. Geisler seine ansteigende Linie innerhalb der Grafschafter Mundartdichtung, denn an jüngerem Dichternachwuchs in der bodenständigen Volkssprache herrscht kein Überfluß.

---

118) l. c.

119) G. O. 1912, S. 61 ff.; 1919, S. 93; 1921, S. 65 f., 68; 1922, S. 59 f.; Gr. F. 1923, S. 58 f., 60; 1924 Kalendarium; 1925, S. 71 f.

120) Glätzische Geschichtchen und Verslein.

121) Auf dem Ofenbänkchen gegen Abend.

122) Bilder aus der guten alten Zeit. Szenen aus dem Grafschafter bäuerlichen Leben um 1816 mit Gesang in zwei Aufzügen von Johann Schubert. Mittelwalde 1922. — Am Glatzer Schneeberg oder die Verlobung im Walde. Szenen in Hochdeutsch und Glatzer Mundart mit Gesang in zwei Aufzügen. — Weihnachtsheiliger Abend im Grafschafter Bauernhaus zu Großvaters Zeit. Weihnachtsspiel in zwei Aufzügen mit Gesang. Mittelwalde 1922.

123) Kalla = Ton, ein treuer Sohn seiner Heimat oder wie der Glatzer Bauer auf eigner Scholle schafft. Mittelwalde 1922.

124) G. O. 1935, S. 93 f.

125) Gl. Land 1928, Nr. 2.

126) G. O. 1938, S. 91 f.

Die Großzahl der Mundartschaffenden ohne Unterschied der Leistungsgüte bewegt sich in Vers und Prosa auf der heiteren Linie. Neben dem schon genannten Hermann Schmidt ragt noch aus dem Strome gutmeinender Mittelmäßigkeit heraus Paul Frieben. Diese Mundartdichter werden noch teilweise übertroffen durch einzelne sehr gute Leistungen des gemütvollen Paul Futter und von Bruno Neugebauer.

Ein bienenfleißiger Volks- und Mundartschriftsteller war Paul Frieben (1865—1931), der Schlosser- und Schmiedesohn aus Verlorenwasser.[127] Der äußere Anstoß zum Schreiben war für ihn, der sich als Vielleser bekennt,[128] die wirtschaftlich bedrängte Lage. „On do setzt ich mich hie on derdocht mer die erschte Geschichte, on seitdam ies mer die Fader ei der Hand geblien, on ich kriech se nemme los".[129] Besonders betont Frieben die lustige Seite, wobei er um der Wirkung willen auch das Derbe schätzt. Manchmal ist seine Heiterkeit etwas gesucht. Verschiedentlich tändelt er auch. So mit dem Versuche, Fritz Reuter[130] in die Mundart der Grafschaft Glatz zu übertragen.[131] Proben von Friebens szenischer Schreiberei finden wir in der Glatzer Bücherstube verlegt und in Zeitschriften verstreut.[132] Wer die Art der Grafschafter Leute kennt, wird manche Eigenart, die eine komische Situation ergeben kann, bei Frieben finden. Aber „eine Fundgrube für die Kenntnis Grafschafter Wesens und Volkstums"[133] sind die Arbeiten gemeinhin nicht. Eine solche Bedeutung in der Grafschafter Mundartdichtung hätte er bei langsamerem Arbeiten und strenger Auswahl allerdings erreichen können. Wir schätzen ihn als einen guten Unterhalter nach Feierabend. Den Lesern der Kargerschen Kalender war er durch seine jährlichen Beiträge eine vertraute Erscheinung.[134]

In Mittelwalde erschien 1923 ein Büchlein mit dem Titel „Hatzebliemla". Ihre Wurzeln hatten diese Herzblümlein in „dem gütigen Grafschafter Herzen"[135] eines einfachen, schlichten Menschen. Sie waren ein Musenkind vom „Futter-Doktor",[136] des Sanitätsrates Dr. Paul Futter

---

127) G. O. 1919, S. 82.

128) G. O. 1920, Kalendarium, Juni.

129) l. c. — Und da setzte ich mich hin und erdachte mir die erste Geschichte. Seitdem ist mir die Feder in der Hand geblieben, und ich bekomme sie nicht mehr los.

130) Grfsch. Gl. 1928, S. 6 f. u. S. 49 ff.

131) Grfsch. Gl. 1913, S. 88 f. Vgl. Hollei, S. 124 f. Dort überträgt Holtei ein Gedicht von J. P. Hebel in schlesische Mundart. (Der Käfer — 's Kaferle.)

132) Gl. Land 1924, Nr. 10; 1925, Nr. 6, 7, 8; 1926, Nr. 13; 1929, Nr. 6.

133) Gl. Land 1931, Nr. 11, S. 161.

134) G. O. 1911, S. 46 ff., S. 105 ff.; 1912, S. 43 ff., S. 66; 1913, S, 56 ff., S. 72; 1914, S. 27 ff., S. 72 ff.; 1915, S. 30 ff., S. 41 ff.; 1916, S. 67 ff.; 1917, S. 59 ff.; 1918, S. 66; 1919, S. 31 ff.; 1920, S. 59, S. 62; 1921, S. 69 ff.; 1922, S. 81 ff.; Gr. F. 1923, S. 38 ff.; 1924, S. 30 ff., S, 81; 1925, S, 56 ff.; 1926, S. 38 ff.; 1927, S. 38 ff., S. 77, S. 95; 1928, S. 67 ff.; 1929, S. 34 ff.; 1930, S. 58 ff.; 1931, S. 52 ff.; 1932, S. 89 f., S. 96,

135) G. O. 1936, S. 97.

136) G. O. 1939, S. 102.

(1865—1938) aus Habelschwerdt. Seine Verdienste um das Aufblühen des Fremdenverkehrs der Grafschaft sind bekannt. Unermüdlich setzte er sich für Verkehrsverbesserungen innerhalb der Grafschaft ein und sorgte für gute Anschlußmöglichkeiten an die großen Bahnlinien des Reiches. Bei dem äußeren Tun vergaß er aber nicht den Kern der Heimat, die Pflege des Volkstums. Robert Karger ehrt in ihm[137] den begeisterten Mitkämpfer für die Geltung der Grafschafter Mundart in schriftlicher Darstellung. Im Gesamturteil über Futters mundartliches Schaffen kann ich R. Kargers Gedächtnisworte[138] zu meinen eigenen machen. „Beruflich mit allen Schichten der Grafschafter Bevölkerung in ständiger Fühlung, war er ein hervorragender Kenner ihrer leiblichen und seelischen Eigenheiten und wurde so in seinem Schriftwerk[139] zum Künder und Erhalter derselben. Wenn ihn sein angeborener unverwüstlicher Humor zuweilen auch etwas stark auftragen ließ, so hat er doch auch hier nie die Grenze des Wirklichen und Wahrscheinlichen überschritten." Futters[140] verstreute Arbeiten[141] finden sich wieder vorwiegend in R. Kargers Heimatkalendern.[142] Auch für die Bedürfnisse der Dorfbühne sorgte er nach Möglichkeit.[143] Zum Teil ist die von Futter verwendete Mundart unrein. Dies liegt nicht an einer schlechten Kenntnis der Mundart durch Futter, sondern ist aus seiner den persönlichen Bekannten vertrauten Abneigung gegen jeden Zwang — auch den der Gewohnheit — zu erklären.

Lauterbach im Kreise Habelschwerdt bekam am 1. Mai 1939 das Gaudiplom als Musterdorf.[144] Das Hauptverdienst um die Grundlage für diese Anerkennung erwarb sich die Ortsgruppe des G. G. V. unter der umsichtigen Einsatzlenkung von Bruno Neugebauer. Seit 1918 lebt der

---

137) l. c.

138) l. c.

139) Mundartlich und schriftdeutsch.

140) G. O. 1920, Kalendarium, Februar; Grfsch. Gl. 1925, S. 18; Grfsch. Gl. 1935, S. 12, S. 26 f.

141) Grfsch. Gl. 1912, S. 30, S. 132; 1914, S. 37; 1915, S. 23; 1917, S. 5; 1918, S. 5.

142) G. O. 1911, S. 36 ff., S. 45; 1912, S. 55 ff., S. 112; 1913, S. 66; 1914, S. 37 ff.; 1915, S. 38 ff., S. 66 f.; 1916, S. 67 ff.; 1918, S. 66, S, 70; 1919, S. 42 ff., S. 61, S. 68 ff.; 1920, S. 69 ff., S. 73 f.; 1921, S, 32 ff., S, 64; 1922, S. 58, S. 61 ff., S. 64; Gr. F. 1923, S. 74 f.; 1924, S. 62, S, 110; 1925, S. 55, S. 65, S. 92, S. 102; 1926, S.55 ff., S. 96, S. 97; 1927, S. 49, S. 96; 1928, S. 112, S. 127; 1929, S. 67, S. 68 ff., S. 102; 1930, S. 51 ff., S. 124; 1932, S. 102; 1933, S. 81 f.; G. O. 1935, S. 96; 1937, S. 50 f; 1938 S. 30 ff.

143) Stand und Liebe, Habelschwerdt 1922. Die beiden Hauptpersonen dieses Stückes, Lox Naaz on sei Kalliene, läßt R. Karger seinem Freunde P. Futter in einem Zwiegespräch zum 70. Geburtstag gratulieren. (G. O. 1936, S. 96.) — Die Hirschjagd oder Allerhand Jäger, Mittelwalde 1914, zeigt in einem Schwank drei verschiedene Jäger: einen eifrigen Nimrod, einen Antiquitätenjäger und einen Schürzenjäger.

144) Grfsch. Gl. 1939, S. 49.

geborene Frankensteiner[145]) als erster Lehrer in dem Grafschafter Dorfe. Er hat es meisterlich verstanden, sich ganz in unser Land und Volk[146]) einzuleben.[147]) Schon nach vierjährigem Verweilen bekennt er von sich, er habe ein „gleezsches Hatze".[148]) Aus dem Schlesier wurde ein Grafschafter, soweit das möglich war. Die Natur und die Menschen der Glatzer Berge riefen diese Wesenswandlung hervor. Während des Weltkrieges stand Neugebauer im Osten und Westen vor dem Feind. Nach dem Schmachdiktat von Versailles umklammerten in unbeirrbarem Soldatenglauben seine Fäuste das nationale Banner. Vom ersten Ruhetage der deutschen Waffen an[149]) glaubte er an ein Wiedererstehen der völkischen Ehre. „Gawer dar Friede! Na, mer kenn 's nee ändarn. Na muuß bluß ocht gan, doaß em de Motta nee eis Woffareckla kumma. Denn gebraucha tuu mern no amool, tauerts a su lange wie 's tauert."[150]) Jederzeit war er einsatzbereit, galt es völkische Dinge zu wahren. Wir in der oberen Grafschaft kennen auch seine stille, hingebende Arbeit zum Schutze der alten Grenze in den Zeiten der feindlichen Bedrohung durch die Tschechen. Als Lehrer steht er geschätzt in seiner Gemeinde. Den Jungen ist er ein vertrauter Führer, den Alten ein Rater und sangesfroher Kamerad. Viele wissen noch um seine achtunggebietenden Eigenschaften als Hauptmann d. L.

Bei einer solchen Persönlichkeit ist es nicht verwunderlich, überträgt man aus dem Gefühl der allgemeinen Verehrung die Anerkennung auch auf Schaffensgebiete, wo andere Maßstäbe zu gelten haben. Es muß gesagt werden: als Mensch ist B. Neugebauer bedeutend größer als in seinem Mundartschaffen. Im Anfange seiner dichterischen Tätigkeit schreibt er einen Dialekt, der stark an den oberdörfischen Lautklang erinnert, aber noch häufig von Elementen der Frankensteiner Sprechweise durchsetzt ist und in der Sinngebung zum Schriftdeutschen neigt. Das Charakteristische der Grafschafter Mundart im Bereiche der Oberdörfer dringt aber im Laufe der Zeit immer merklicher in seinen Arbeiten durch. Völlig echter Mundartklang, ohne die kleinste Beimengung, gelang ihm jedoch nicht.[151]) Mit einigen Gedichten erreichte er immerhin den Bereich der besten Grafschafter Mundartdichtung[152]) von Robert Karger und Wilhelm Oehl.

Wie packend und gefühlstief auch Bruno Neugebauers Schildern sein

---

145) 1891.

146) Gemeint sind die Bewohner der Grafschaft.

147) Grfsch. Gl. 1925, S. 96.

148) Grfsch. Gl. 1922, S. 5. — Grafschafter Herz. —

149) 1919.

150) G. O. 1920, Kalendarium, Oktober; (schlechter Dialekt): Aber dieser Friede! Wir können es nicht ändern. Man muß aufpassen, daß einem die Motten nicht in die Uniform kommen. Denn wir brauchen sie noch einmal, mag es dauern wie lange es will.

151) Es handelt sich aber manchmal nur um zwei oder drei Wörter in einem Gedicht.

152) Z. B. Klapper, S. 137 f.; Der Oschatoop, S. 22 f. und S. 33; Wo der Bergwald rauscht, S. 35.

mag, kleine sprachliche Schönheitsfehler gestattet er sich noch in seinen Meisterleistungen. Dies ändert aber nichts an seiner beachtlichen Stellung innerhalb der Grafschafter Mundartdichtung. Die Großzahl der Leser merkt diese kleinen Schatten kaum, die sich aber leicht aufhellen ließen. Ich nenne einige beliebige Beispiele dafür. In der Grafschaft sagt man nicht von einem Manne er ist „schmuck".[153] Dieses Wort ist für Schlesien typisch. Bei uns ist ein Mann gewöhnlich „just". Als direkte sprachliche Fehler zeigen sich Wörter, die in einem falschen Sinne verwendet werden wie etwa „neckisch"[154] im Sinne von „humoristisch". In der Mundart hat dieses Wort aber eine völlig komische Bedeutung. Ebenso ist es — vom Mundartstandpunkt — sprachlich falsch, „doch" als Satzeinleitung zu gebrauchen. Das verrät ausgesprochen schriftsprachlichen Einfluß. Die echte Mundart gebraucht für das satzeinleitende „doch" stets „oawer". B. Neugebauer schreibt:[155]

„Doch etze weel eech stelle senn . . ."[156] Der bodenständige Mundartsprecher sagt in ungezwungener Rede „Oawer eech weel etz (etza) stelle senn."[157] Durch eine kleine Wortumstellung, ohne einen Sprachfehler zu verschulden, lassen sich diese Worte der Metrik anpassen. Man könnte richtig sagen:

„Eech weel etz oawer stelle senn . . ."[158] Solche Verstöße gegen die echte Mundart sind bei B. Neugebauer keinesfalls als Schwäche zu werten, sondern sie sind im Gegenteil ein Zeichen seiner Stärke. Sie zeigen nämlich, wie heimisch der Schlesier B. Neugebauer schon in der bodenständigen Volkssprache der Grafschaft wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich auch bei den guten und besten bodenständigen Mundartdichtern, die in einer Grafschafter Teilmundart geboren wurden, schriftdeutsche Einflüsse von ihrer hd. Schulbildung her bemerkbar machen. Die Meister der Mundartdichtung bieten dafür aber auch weit mehr sehr gute Leistungen in unverfälschter Mundart und volksechter Gedankenführung als alle anderen Mundartdichter zusammen.

Bei allen bisher genannten Mundartschaffenden steht unbestritten der Reim im Vordergrunde. Ihre Arbeiten in Prosa sind wegen ihrer Kürze, geringen Zahl und ihrem geringfügigen Inhalte nicht erwähnenswert. Bedeutsam für das mundartliche Prosaschaffen sind insbesondere Oswald Wolff und Franz Langer.

Oswald Wolff[159] ist einer der wenigen, die wirklich echte Mundart in Laut und Sinn mit ihren Erzählungen bieten. Maßgebliche Förderung er-

153) Der Oschatoop, S. 22 f., Zeile 2 und 14.
154) a. a. O., Zeile 30.
155) Der Oschatoop, S. 33, Zeile 5.
156) Doch jetzt will ich still sein.
157) Aber ich will jetzt (jetzt) still sein.
158) Ich will jetzt aber still sein.
159) Am 22. 1. 1881 in Eckersdorf geboren, wuchs aber in Niedersteine auf.

fuhr er besonders durch R. Karger. Über sein Mundartschaffen schreibt der Schuhmacher Wolff:[160] „Ich schrieb, wie mr dr Schnoabel gewara woar on hotte tommer Weise Glecke vo Oafang ao. Ei dr Reimerei broocht iech freilich wing on nee viel zostande. Of ääner Seite hoppt iech druuf of doas Dichterpfaad, of dr andan schuub ich wieder noa." Die Proben seines Schaffens sind verstreut erschienen.[161]

Franz Langer[162] sammelte alte Grafschafter Gebete,[163] Küchenrezepte der Vorfahren,[164] Kinder- und Volksreime der Grafschaft Glatz,[165] verfaßte Mundarträtsel,[166] schrieb heitere Begebenheiten für den Heimatkalender, und verschiedentlich gelangen ihm auch Gedichte.[167] Eine ganz besondere Bedeutung haben jedoch seine Arbeiten in Prosa. Von der von ihm verwendeten Mundart der Oberdörfer gilt ohne Einschränkung „'s hoot kenn folscha Ton drenne".[168] In Franz Langer sehen wir den besten Vertreter Grafschafter Prosa.[169]

Bei verschiedenen Mundartdichtern findet sich öfter der gleiche Stoff verwertet.[170] Ein literarisches Suchen nach dem gegenseitigen stofflichen Einfluß ist ergebnislos. Erst recht kann von keiner gegenseitigen Abschreiberei die Rede sein. Es ist zu bedenken: die Mundartdichtung kennt ähnlich der frühen großen deutschen Dichtung keinen Eigentumsbgriff im heutigen Sinne. Sie kommt von unten, aus dem Wurzelbereich des Volkstums. Anregen läßt sie sich von Menschen, von Geschehnissen wie von Werken. Die teilweise vorhandene Stoffgleichheit in der gereimten Schnurre ist nicht

---

160) G. O. 1937, Kalendarium, November. — Ich schrieb (mundartliche Geschichten), wie mir der Schnabel gewachsen war und hatte merkwürdiger Weise Glück von Anfang an. Im Versemachen brachte ich kaum etwas zustande. Von der einen Seite sprang ich auf das Dichterpferd, auf der anderen rutschte ich wieder herunter.

161) Z. B.: Gr. F. 1926, S. 78 ff.; 1927, S. 89 ff., S. 97 f.; Grfsch. Gl. 1928, S. 2 ff.; Gr. F. 1928, S. 64 f.; 1930, S. 84 f., S. 92; 1931, S. 66 f.; 1932, S. 91 f., S. 95 f., S. 102; 1933, S. 128; G. O. 1934, S. 62, S. 71 ff.; 1935, S. 58 ff.; 1936, S. 58 ff.; 1937, S. 39, S. 56 f.; 1938, S. 77.; 1939, S. 66 f., S. 70 (vgl. R. Karger G. O. 1935, S. 94), S. 121.

162) In Schönfeld bei Mittelwalde am 21. 5. 1895 geboren. — G. O. 1937, Kalendarium, Juni/August.

163) Gr. F. 1927, S. 4 ff.; Der Grafschafter 1934, S. 83 ff.

164) G. O. 1937, S. 68 ff.

165) G. O. 1940, S. 54 ff.

166) Gr. F. 1929, S. 112 ff.; 1930, S. 137 f.

167) Gr. F. 1928, S. 61; 1930, S. 106, S. 132; 1931, S. 84; 1932, S. 88; G. O. 1934, S. 66, S. 80.

168) Grfsch. Gl. 1937, S. 38. — Es hat keinen falschen Ton darin.

169) Gl. Land 1926, Nr. 13; Gr. F. 1928, S. 125 f.; 1931, S. 65, S. 143 f., S. 149 f.; 1932, S. 52 ff.; 1933, S. 83 ff.; G. O. 1935, S. 92 f.; 1936, S. 56 f.; 1939, S. 85 f.

170) Bruno Neugebauer, G. O. 1939, S. 86 und Anton Kahler in „Heimatsklänge" S. 116 f. — Ich nenne dies als beliebiges Beispiel. Die Beispiele ließen sich in allen Fällen dieser Arbeit leicht mehren.

vorwiegend durch Sammelwerke des Humors bedingt,[171] sondern durch den gemeinsamen Besitz des Volkes an verbreitetem Erzählgut, das von Mund zu Mund wandert. Auch das Brauchtum spielt eine große Rolle.[172] Es können sich also die gleichen Dinge ernster und heiterer Natur bei verschiedenen Dichtern wie auch Sammlern finden, ohne daß ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis vorzuliegen braucht. Alle benutzten die gleiche natürliche Quelle, die gleichartigen Äußerungen des Volksempfindens. Die Mundartdichter fragen sich auch nicht ängstlich, ob schon der oder jener den Stoff verarbeitet haben könnte, sondern sie singen munteren Buben gleich das gleiche Lied um die Wette.[173] Sie haben sich die jugendliche Unbekümmertheit des Volkes zu eigen gemacht.

Im Volke selbst sind Kräfte vorhanden, die in geistiger Regsamkeit und Schlagfertigkeit über ihre Umgebung hinausragen, denen aber der Schwung oder auch der Drang zu eigenem Gestalten fehlt. Wie drastisch und frisch der einfache Mann gelegentlich auch vor der Öffentlichkeit seine Worte setzen kann, zeigt eine Anzeige vom 18. 8. 1917, die einen unehrlichen Finder zur Wiedergabe der Sachen auffordert. Ich gebe den Wortlaut:[174] „Wenn de welst a ehrlicher Mensch sein, do mußte ach die gefunda Sachen wiedergan. Meine Jacke ons Handbeil, woas ich eim Pusche verlohrn ho, brengste nich. Ei de Kerche bata rennste a vellicha Sprong, ober Schlechtigketen machste doch. Du denkst asu wie die fromma Kriegswucherer, die om Zentner Ducka 15 Mark verdin: etze hot's kene Sende nemme, weil Krieg ist. Ei der Hölle briets a nemme weil dr Teifel ke Kohle kricht on do kommt'r olle met da Schlechtigketen gut weg. Wenn de ober dos Zeug etz ne flink brengst, do komm ich hie on ga der als Fenderluhn ene verpuchte Watsche, do brengs ok lieber freiwillich zo Franz Kristen, Reinerz, Gießhübelerstraße Nr. 158."[175] Oder die Regsamkeit des Volksgeistes zeigt sich auch in den Deutungen des Klanges der Glocken bei einer

---

171) So Junggebauer, Gustav, Das Volk erzählt, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1938.

172) B. Neugebauer, Der Oschatoop, S. 13 und W. Oehl V. D., S. 18 — namigen Gedichtbändchens vgl. mit D'r Daschertoop von Robert Karger G. O. 1919, S. 86. — R. Karger, A wonderliche Heilige, Schnie, S. 55 f. und W. Oehl, Ondr'm, S. 32.

173) B. Neugebauer, Der Oschatoop, S. 13 und W. Oehl V. D. S. 18 — Did, S. 82 — Ondr'm, S. 65. Das Gedicht heißt bei beiden: Mei Weibla (Neugebauer schreibt Weiwla). Die Ausführungen sind grundverschieden voneinander.

174) Gl. Hbl. 1918, S. 35 f.

175) (Die Schreibung des Mundarttextes ist völlig unzureichend.) — Wenn du ein ehrlicher Mensch sein willst, da mußt du auch die gefundenen Sachen wiedergeben. Meine Jacke und das Handbeil, die ich im Walde verloren habe, bringst du nicht. Du rennst in völligem Sprunge (d. h. im Galopp) in die Kirche beten, aber trotzdem machst du Schlechtigkeiten. Du denkst so wie die frommen Kriegswucherer, die am Zentner Kartoffeln 15 Mark verdienen: jetzt gibt es keine Sünde mehr, da Krieg ist. Das Höllenfeuer brennt auch nicht mehr, weil

Beerdigung,[176] wie auch der Exequien bei der katholischen Bestattung.[177] Die buchlose Sprache der Mundart zeigt sich in ihrer Schärfe überall in namenlosen Gemeinschaftsleistungen. Es handelt sich dabei nicht um geschickten Ausdruck von Gefühlswerten oder besondere Sprachfertigkeit, sondern um das öffentliche Zurechtweisen der Verächter von Gewohnheitsgesetzen der Dorfgemeinschaft. Die gut sichtbar angeschlagenen Spottreime, in denen die guten Menschen auch gelobt werden, sind bekannt als Buschkawill.[178] Verfasser sind gewöhnliche junge Burschen, die von Älteren bereitwillig beraten werden. Diese öffentlichen Sittengerichte sind ihrer mannigfachen Auswüchse (derben persönlichen Angriffe) wegen heute nicht mehr statthaft. Das Beispiel von Friedrich Graebisch in den Glatzer Heimatblättern von 1921 auf Seite 90 ist harmlos. Mir wurden „Buschkawille" bekannt, in denen die Grenze zwischen Derbheit und Zote schon völlig verwischt war. In seinem Seite 25 schon genannten Buche schildert auch Wilhelm Pleyer diesen Brauch der öffentlichen Rüge. „Die Burschen setzten ein Spottgedicht zusammen . . . Dieses Gedicht schrieben sie gemeinschaftlich auf, jeder eine Zeile mit verstellter Schrift. Sie pichten es auf einen Pappendeckel, und den brachten sie an einer Erle am Fahrweg von Kolletin zur Hammerschmiede an, wo die Ronauer mit ihren Wagen über den Bach mußten."[179] Es handelt sich bei dem Pasquill also um eine Dorfreimerei, die nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt ist. Sie findet sich in der Grafschaft, in Schlesien[180] und anderswo.

Es finden sich im Volke auch verschiedene Gelegenheitsgedichte anderer Art, von denen kein Verfasser bekannt ist. Ein solches Gedicht aus dem Jahre 1838 veröffentlichte Friedrich Graebisch.[181] Die Mundart und der innere Aufbau sowie die Ausdrucksart erinnern stark an die Weise von Franz Schoenig, von dessen Arbeiten auch eine Anzahl so volkstümlich

---

der Teufel keine Kohle bekommt, und da kommt ihr alle mit den Schlechtigkeiten gut weg. Wenn du aber jetzt die Sachen nicht flink bringst, da komme ich hin und gebe dir als Finderlohn eine gewaltige Watsche, da bringe sie doch lieber freiwillig zu . . .

176) Somt on Seide, Somt on Seide tönt es bei der Beerdigung eines Reichen. (Samt und Seide, Samt und Seide.) Bei den Armen bimmelt es dagegen lemmta Heesla, lemmta Heesla. (Leinerne Höschen, leinerne Höschen.) — W. Oehl kennt diese Deutung ebenfalls. Vgl. Ondr'm, S. 96.

177) Im Singeton der Liturgik: Tutt a nei, tutt a nei — (tut ihn hinein) ob's a Waawer ees oawer a Gannmoan (gleich, ob es ein Weber ist oder ein Garnmann) — Hauptsache, wenn mer's Geld hoan! (Hauptsache, wir — Pfarrer und Kantor — haben unser Geld!). Verbreitete Deutung von Dominus vobiscum/Et cum spiritu tuo teils b. Oehl, V. D., S. 56.

178) Pasquill.

179) a. a. O., S. 38.

180) Vgl. für die Grünberger Gegend die Abdrucke von Max Hellmich in Mitteil.

181) Gl. Gbl. 1918, S. 66 f.; „Dem Erb- und Gerichtsscholzen Herrn Leopold Reinsch zu Hain zur Namensfeier am 15. November 1838 gewidmet".

wurden, daß man ihren Verfasser zeitweilig vergaß. Friedrich Graebisch teilte mir auf dementsprechende Anfragen mit,[182] der ungelenken Handschrift nach,[183] in der das Gedicht vorliege, könne es nicht von Schoenig sein. Er gab aber zu, daß ein echter Schoenig als Vorlage gedient haben könnte. Vielleicht handelt es sich demnach um die Abschrift eines Gedichtes von Schoenig durch die ungelenke Hand eines anderen. Die Zeichen der innerern Echtheit weisen eindeutig auf die Franz Schoenig eigene Sprach- und Gedankenwelt.[184]

Prosa und vor allem der Vers tritt uns in dem Schaffen der Schreiber und Dichter unserer Mundart entgegen. Die Reihe der Gelegenheitsgedichte entstand abgesehen von dem eigenen Drang, Glückwünsche aller Art in Reimen zu bieten, vorwiegend auf Bestellung.[185] Als Fordern der Gemeinschaft entstand auch, eigentlich als reine Gelegenheitsdichtung, das Mundartspiel der Grafschaft Glatz. Der Drang unverbildeter Menschen, ihr Fühlen und Denken durch Handlungen darzustellen, ist allgemein bekannt. Aus diesem Streben, Dinge des geistigen Bereiches sinnfällig zu verdeutlichen, löste sich von der Spielfreude des Volkes getragen einst aus der Gottesdienstfeier der Katholiken das geistliche Spiel. Durch Einbeziehung des wirklichen Lebens in das Spiel war eine natürliche Erweiterung möglich. Bei den Osterspielen zum Beispiel konnte die Grabeswache prahlend aufziehen, die Apostel liefen um die Wette zum Grabe, der Salbeneinkauf der frommen Frauen beim wucherischen Händler wurde ein kleines Lustspiel für sich.

Eine derart organische Entwickelung kennt das Mundartspiel[186] der Grafschaft nicht. Um Dinge der eigenen Erlebniswelt im Laute der gewohnten Sprache darstellen zu können, wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß man die dichterisch Veranlagten zur Produktion ermunterte. Andererseits erkannten auch Pfleger des Volkstums wie Paul Futter und Robert Karger die Gefahr, blieb der Wunsch, für die Vereinsbühne bodenständige Stücke zu besitzen, unerfüllt. Es bildete sich auch in der Grafschaft besonders nach dem Weltkriege die Gewohnheit heraus, daß jedes Vereinsvergnügen mit einem „Theaterstück" eingeleitet wurde. Die Darsteller dieser Stücke waren Dorfleute oder Kleinstädter. Besonders bei der Sache

---

182) 30. 11. 39.

183) Franz Schoenig hat nach den von mir eingesehenen Urschriften eine flüssige und schwungvolle Schrift. F. Schoenig war nach Mitteilungen der Chronik der Stadt Mittelwalde (Seite 45—50) — diesen Hinweis verdanke ich Paul Rauprich, Mittelwalde, dessen Gattin eine Ururenkelin von F. Schoenig ist — Protokollführer der Stadtverordneten seiner Heimatstadt.

184) Vgl. Kastner, S. 59, wo Schoenig Gast in Hain ist.

185) Auch der Sammler und Forscher arbeitet oft auf Bestellung. Eine Großzahl von Abhandlungen schrieb z. B. F. Graebisch auf vorheriges Auffordern durch andere.

186) Die früher üblichen Hirtenspiele zu Weihnachten gerieten in Vergessenheit. Auch fanden sie keine Fortsetzung in irgendeinem weltlichen Spiel.

waren die Darsteller, als sie Stücke zu spielen hatten, die heimisches Leben und Denken in der vertrauten Mundart boten. Die Zuschauer waren von heimischen Spielen besonders begeistert. Sie stellten keine künstlerischen Anforderungen, sondern legten nur den Maßstab der Echtheit an. In Inhalt und Sprache mußten die mundartlichen Szenen der Wirklichkeit entsprechen.

Der Vorrat an Mundartspielen ist im Grafschafter Gebiete recht karg. Alois Bartsch (S. 31), Paul Nagel (S. 32) und Paul Frieben (S. 34 f.) schrieben heitere Szenen, die aber keine Breitenwirkung ausübten. Friedrich Graebisch vermittelte uns von Johann Schubert (S. 33) Einblicke in Volkstum und Brauch. Öfters gespielt wurde eine Dichtung von Paul Futter (S. 35). Seine Stücke sah man immer wieder gern. Ebenso ist Bruno Neugebauer (S. 35 ff.) oft an den Grafschafter Heimatbühnen aufgeführt worden. Er schrieb ein heiteres Spiel mit Gesang[187] „Ei der Sommerfresche".[188] Den Widerstand einzelner bodenständiger Gegner des Fremdenverkehrs sucht er dadurch zu brechen, daß er zeigt, wie auch die Städter als Vertreter der geistigen Arbeit dem Bauern, der nur die Handarbeit schätzt, nützlich sein können. Geistiges Fachwissen ist dem Arbeiter der Faust nicht bloß nützlich, sondern der geistig geschulte Mensch wird der unentbehrliche Helfer des vorwiegend körperlich schaffenden Menschen. Das ist der lehrhafte Gehalt des Spieles. Gewahrt wird in dem Stücke die echte Verteilung von Mundart und Schriftsprache. Der Bauer Franz Hötzel und seine Frau sprechen nur Mundart. Der Geheimrat Volkmer redet in seiner Glatzer Heimat die Sprache seiner Kindheit. Die Hötzelsche Tochter, eine Landlehrerin, spricht mit den Eltern und Dorfleuten reine Mundart, mit ihrem Bräutigam, dem Tierarzt Volkmer, hochdeutsch. Durch die Heirat der beiden überbrückt der Autor recht sinnfällig den Gegensatz von Stadt und Land. Wie aber die Liebe zu einem kleinen Stückchen Erde, unserer Heimat, nicht den Blick für große Zusammenhänge trübt, das zeigt auch B. Neugebauers Wunsch:[189] „Möchte es doch so sein, daß Dorf und Stadt, überhaupt alle Stände, sich besser verstehen, achten und lieben lernten und sich vereinten zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle unseres heißgeliebten Vaterlandes und unserer lieben Heimat."[190]

Das meistgespielte Mundartstück der Grafschaft Glatz ist eine Arbeit des Erneuerers der Grafschafter Mundartdichtung[191] Robert Karger. Der arme, ehrliebende Mann mit seinem ehrlichen Charakter und dem gediegenen Berufskönnen setzt sich allen Vorurteilen der Reichen zum Trotz durch. Das ist der innere Gehalt des heiteren Spieles „Der Graanzbook".[192]

---

187) Musik von dem Lewiner (Hummelstadt) G. Hartmann.

188) Nicht zu verwechseln mit: H. Schmidt, Aus d'r Summerfresche, Mittelwalde 1912.

189) Ei der Sommerfresche, S. 49.

190) Das wurde 1924 gesagt.

191) Gl. Land IV/7.

192) Musik von Georg Hartmann. Von G. Hartmann berichten u. a. Grfsch. Gl. 1937, S. 46; G. O. 1938, S. 112.

In der „Familie Knickebään" zeigt R. Karger in einem Kinderspiel das Leben einer Hasenfamilie vor und nach einer großen Treibjagd. Humorvoll und doch mit Ernst schildert er in Anspielung auf das Menschenleben das Verhältnis der Geschwister zueinander. Die Mutter zeigt er als den guten Geist der Familie. Getragen wird das Stück von einer gesunden Lebensfreude. Ist das Leben auch schwer und bringt manches Leid, ist es doch schon ein Glück, überhaupt zu leben, lehrt dieses Spiel.

An Heimatabenden konnte man auch öfters den „Hoofma Seevrien[193] met 'm Gleezscha Panoptikum" sehen. Unter diesem Titel werden 10—12 Typen von R. Kargers „A holb Schook aale Gleezsche Leutla" auf die Bühne gebracht. Die Kennzeichnung von 30 der originellsten Figuren des heimatlichen Volkslebens soll die Erinnerung an ehemalige Lebensformen wach halten. Einem größeren Volkskreise über die engeren Grenzen unseres Ländchens hinaus wurden R. Kargers Volkstypen als „Gleezsche Leutla" beim Schlesischen Trachtenfest in Breslau am 12. Juni 1932 bekannt.[194]

Robert Karger schrieb noch ein „lustiges Trauerspiel" in der kernigen Sprache der Oberdörfer „Lottrie on Liebe". Gedruckt liegt dieses schon aufgeführte Spiel (vier Aufzüge) leider noch nicht vor.[195] Es ist ein Loblied auf das Heimatverbundensein des wirklichen Grafschafters. Die Mundart ist das sinnfällige Zeichen für diese innere Bindung. So hat Franz Bannert, der an die 20 Jahre „eewer dr groβa Pfetze"[196] in Pennsylvanien war, seine Muttersprache, die Mundart, nicht vergessen. „Ja, eech mei Haimt on mei Muttersprooche vergassa? August! Du, doo kennste mich schlecht!"[197] Den Trägern der gemütstiefen Handlung Franz Bannert und Christl Reinsch, deren Mutter dem Lotteriespiel verfallen ist, stellt R. Karger ein lustiges Paar gegenüber im Viewich Schuster und der Urner Nanne. Dazu gesellt sich noch der schwarze Diener Bob von Bannert. Eine Anzahl anderer Personen sorgen für lebendige Auswirkungen der verschiedenen Beziehungen.

Robert Karger versicherte mir,[198] dem Spiel von Lotterie und Liebe liege tatsächliches Geschehen zugrunde.[199] Überhaupt stützen sich die Grafschafter Mundartdichter mit Vorliebe auf wirkliche Begebenheiten. In ernsten Darstellungen, ob Spiel oder Gedicht, ist der Stoff fast ausnahmslos dem Leben entnommen. Dies trifft auch auf einen guten Teil der gereimten Schnurren zu. Auch Bruno Neugebauer erzählte mir,[200] wie er

193) Dafür kann auch der Name des Vorführers stehen.
194) Gr. F. 1933, S. 136.
195) G. O. 1936, S. 104.
196) Über dem Ozean.
197) 1. Aufzug, 1. Auftritt; Was, ich meine Heimat und meine Muttersprache vergessen? August! Du, da kennst du mich schlecht!
198) 30. 11. 39.
199) Um einfaches Kopieren handelt es sich nicht.
200) 14. Juni 1938.

mit mutiger Hand oft in das Leben der nächsten Umgebung griff und sich dort den Stoff zum dichterischen Gestalten holte. Einzelhinweise müssen unterbleiben, da manche der darin gezeichneten Menschen oder deren nahe Angehörige noch leben.

Am 4. 10. 1936 stellte sich in Sackisch, Kreis Glatz, eine neue schöpferische Kraft auf der Heimatbühne vor. Es ist der schon (S. 32) genannte August Gröger mit dem Mundartstück „Neues Deutsches Volk".[201] Manche szenische Arbeit des Autors liegt noch als Manuskript bei ihrem Schöpfer und wartet auf die Möglichkeit Menschen zu erfreuen und zu belehren.[202] Eine gedrängte Handlung ist für A. Grögers szenisches Schaffen bezeichnend; ebenso der völlig ungekünstelte Ton und die kurze Spieldauer. Kennzeichnend für Gröger ist sein volkserzieherisches Bestreben im Sinne unseres Dritten Reiches. Die Triebfeder seines Schaffens ist der „Neuroder Mensch". Dessen seelische Besonderheit ist zwar verschieden von der des „Oberdörflers", aber der „Neuroder" ist genau wie der „Oberdörfler" ein echter „Grafschafter". Auch in der Sprache zeigt sich August Grögers Zugehörigkeit zum Neuroder Gebiet.

Das Mundartschaffen der Grafschaft Glatz umfaßt die Bereiche von Poesie, Prosa und Bühnenspiel. Die Vertreter der einzelnen Schaffensgebiete stufen sich wertmäßig ab im Hinblick auf die Forderung des bodenständigen Volkes auf völlige Echtheit in Sprache und Gehalt.

Welches Ziel verfolgen nun die Dichter und Schreiber mit ihren Gedichten, Bühnenspielen und Kurzerzählungen in der heimischen Mundart?

Zunächst befriedigen die Gelegenheitsdichter[203] die Wünsche ihrer Auftraggeber und überreichen selbst zu allen möglichen Gelegenheiten im Bekanntenkreise ihre Reimgebilde.[204] Schon in diesen ausgesprochenen Zweckversen ist die heitere Note recht deutlich wahrzunehmen. Später wird das Zerstreuen der Alltagssorgen durch heitere Unterhaltung als ein eigenes Aufgabengebiet angesehen.[205] Gemeinhin ist die Heimatliebe die Veranlassung zum Mundartschaffen. Das Ziel der guten und besten Mundartdichtung ist das Streben, die Liebe zur Heimat neu zu beleben. Um die Könner scharen sich jeweils eine Reihe von Versemachern, bei denen der Wunsch weit besser als die Leistung ist. Die Großzahl der Mundartschaffenden quält sich aus einer gewissen Modesucht heraus, etwas in echtem Mundartlaut und -sinn fertig zu bringen. Diese Gruppe hat nur das Ziel, in der Volkssprache zu schreiben, weil andere es auch taten und damit

201) Vgl. Gl. Hbl. 1937, S. 66 f.

202) Z. B. „Mutter und Kind" oder „Der Mensch denkt on Goot lenkt". Es handelt sich bei diesem Stücke um einen gemütvollen Einakter mit naturalistischer Milieuwiedergabe. Die Innenhandlung dieses Spieles zeigt, wie sich wahre Volksgemeinschaft innerhalb des Familienlebens verwirklichen kann.

203) Jeder Mundartdichter verfaßt neben seinem eigentlichen der Allgemeinheit geltenden Mundartschaffen auch Gelegenheitsgedichte.

204) Z. B.: Franz Schoenig und der Karjer-Bettner.

205) Z. B.: H. Schmidt und P. Frieben.

ein gewisses Ansehen — eine Art Volkstümlichkeit — erreichten. Gute Mundartdichter versuchen neben dem Erhalten der Freude an der heimischen Redeweise auch erzieherisch auf die Leser oder Zuschauer einzuwirken.[206] Mancher wirkliche Könner hält die Mundart für das beste Ausdrucksmittel seiner starken bodenverwurzelten Gefühlserlebnisse und will vor allen Dingen auch bei anderen eine innere Anteilnahme an den Belangen der Heimat wecken.[207] Verantwortungsbewußte Volkstumspflege, Heimatliebe wecken und neu beleben, sowie den alten Lautstand der Mundart kommenden Geschlechtern erhalten helfen ist das Hauptziel der gesamten echten und besten Mundartdichtung der Grafschaft Glatz. Robert Karger schreibt:[208] „Immer mehr festigte sich bei mir . . . das Bewußtsein, eine wie tiefe Fundgrube für Sprachforschung und ursprüngliches Volksempfinden wir in der heimatlichen Mundart besitzen. — In meiner Tätigkeit auf dem Gebiete der heimatlichen Mundart leitete mich vor allen Dingen das Bestreben, die originelle Ausdrucksweise mit ihren urwüchsigen Redewendungen möglichst genau darzustellen; ich schrecke mit Bezugnahme darauf auch vor Derbheiten nicht zurück, selbst auf die Gefahr hin nicht, einer abfälligen Kritik ins Messer zu fallen!“

3. Die Mundartdichter F. Schoenig, R. Karger und W. Oehl.

Meine Arbeit im Dienste der Mundart begann eigentlich schon in der Jugend, als ich noch in die Dorfschule ging. Die Winterabende ließen den Wunsch nach Unterhaltung laut werden. Zum Erzählen gab es oft nicht viel und so hieß es gleich „ma kenn joo woas laasa. 'M besta aus 'm Kolender.“[209] Im Laufe der Zeit hatte ich mir durch echtes Wiedergeben der Lautung und den wohl lebhaften Vortrag eine gewisse Vertrauensstellung errungen und war zum Vorleser im Bekanntenkreis geworden. Als Quelle benutzte ich vorwiegend die Kargerschen Heimatkalender, denn „die Bichla worrn zu teuer“[210] und außerdem „eim Kolender hoot 's halt doch weeder amool woas Neues.“[211] Der bekannte Stoff wurde wieder gelesen, sobald jemand unter den Zuhörern war, der die Gedichte und Geschichten noch nicht kannte. Im Laufe der Zeit merkte ich bald, was besonders gefiel, was gefallen konnte und erfuhr aber auch, womit keine große Aufmerksamkeit erweckt wurde. Später machte es mir Freude, auch in stets wechselnden Zuhörerkreisen festzustellen, welche Gedichte am häufigsten mit zum „Ollerschennsta“[212] gezählt wurden. Nach einer geraumen Erfahrung

206) Z. B.: B. Neugebauer und A. Gröger.
207) Wilhelm Oehl und Robert Karger.
208) Grfsch. Gl. 1919, S. 42.
209) Man könnte ja etwas lesen. Am besten (etwas) aus dem Kalender.
210) Die Büchlein (die richtigen Bücher) waren zu teuer.
211) Im Kalender steht doch immer wieder etwas Neues.
212) Allerschönsten.

las ich nur die Arbeiten aus den Kalendern der verschiedensten Jahrgänge, die als die erfolgsichersten gelten konnten, weil sie schon wirklich in vielen Fällen gefallen hatten. Ich stellte später systematische Versuche an, und merkte mir, welche Dichter am besten gefielen. Im Laufe der Zeit erkundete ich auch, warum das eine gefiel und das andere abgelehnt wurde. Bemerkenswert ist, daß die Leute an der Art der Darstellung und der Wortwahl die Gedichte von Robert Karger oft ohne Namensnennung erkannten. Er trifft den Volkston in bodenständiger Sprache und Gefühlsauffassung von allen Mundartschaffenden am besten. Erst als sich dieses Ergebnis langsam herausgeschält hatte, trat ich in persönliche Verbindung mit einzelnen Mundartschaffenden und auch mit dem maßgeblichen Mundartforscher der Grafschaft Glatz: Friedrich Graebisch.

Als „ainer aus a Eewerdärfan“[213] gebe ich das Urteil meiner Landsleute über die heimischen Mundartdichter wieder. Trete ich für bestimmte Dinge ein, oder lehne sie ab, geschieht dies im Bezirk der Grafschafter Mundartdichtung nicht nach eigenem Ermessen oder gestützt auf Fachliteratur, sondern maßgebend ist für mich die unverbildete Anschauung und blutbedingte Urteilskraft der Leute im Glatzer Schneegebirge, deren Ansichten und Meinungen mir mit der Zeit ganz genau bekannt wurden.

Beim planmäßigen Arbeiten in dieser Richtung erlebte ich, wie gewaltig W. Oehl (neben Robert Karger) ansprach und erfuhr, daß auch Franz Schoenig mit einigen volkstümlichen Gedichten noch sehr gern gehört wurde. Auffallend ist, daß zwischen der Mundart von F. Schoenig und R. Karger kein merklicher Unterschied für den bodenständigen Mundartsprecher besteht. Dabei liegt ein Zeitraum von rund einhundert Jahren zwischen beiden Männern.[214] Erst der jetzt heranwachsenden Jugend sind eine Anzahl alter Ausdrücke bei Schoenig und auch bei Karger unbekannt.

Selbstverständlich ist diesen Männern eine besondere Liebe zur Heimat eigen und das lautechte Verwenden der Mundart ist Vorbedingung ihres Schaffens. Gemeinsam haben F. Schoenig, R. Karger und W. Oehl neben einem durchaus realen Gestalten vor allem eine persönliche Bescheidenheit. Sie zeigt sich auch im Urteil über das eigene Schaffen. Dieses maßvolle Einordnen der eigenen Arbeit geschieht nicht aus Schwäche, sondern aus dem tiefen Wissen heraus, daß wir Einzelglieder einer untrennbaren Kette sind, Teile eines großen Ganzen, gleich wie die geliebte Heimat in den weiten Rahmen des größeren Deutschlands gehört. Franz Schoenig[215]

[213] Einer aus den Oberdörfern.

[214] Auf diese Tatsache ist schon hingewiesen worden im Gl. Land 1924, Nr. 7.

[215] Geboren am 6. Oktober 1760 in Mittelwalde. Seine Eltern waren arme Leute, hatten ihrem Jungen aber gute Geistesanlagen vererbt. Durch verschiedene Tätigkeiten wie Tischlerei, Schreibhilfe, Miniaturenmalerei, Stechen und Schneiden von Gußformen und Aufsetzen von Bittschriften für andere verdiente er sich als junger Mann seinen Lebensunterhalt. Drei Jahre stand er

bezeichnet sich als „Gänseblümchen".[216] Sein Daseinsrecht und damit seinen Wert beweist dieses bescheidene Pflänzlein durch erhöhten Lebenswillen. Tritt man auch oft auf das schlichte Blümchen, so macht ihm das nichts aus, es steht trotzdem wieder auf. Seine Gelegenheitsgedichte betrachtet der „klaine Schinig"[217] als Gratulationen[218] und als „Gedudel" seiner Leier.[219] Scherzhaft nennt er sich „a Klenn",[220] „die klaine Kröte"[221] oder „klenn Knota".[222] Öfters betrachtet sich auch „Schinigfränzla"[223] als „Reimlaschmidt"[224] oder einfach als „klenn Schmidla".[225]

Als man mit Recht Robert Karger[226] öfters wegen seiner Verdienste um die Heimat ehrte, wies er auf seine Mitarbeiter bei den Heimatkalendern hin; denen gebühre der Löwenanteil an seinem Werke.[227] Von seinen eigenen Arbeiten spricht er als einem „Machwrich"[228] oder als den Erzeugnissen seiner „Reimla-Fader".[229] In einem Gelegenheitsgedicht an den Grulicher W. Oehl sagt R. Karger von sich:[230]

---

in Diensten des Reichsgrafen Michael Otto von Althann, wo er sich seinen Gehalt durch eine gerichtliche Klage erzwingen mußte. Zwei Jahre half er beim Stubenmalen im Schlosse des Grafen Magnis in Eckersdorf, Kr. Glatz. Dann wurde er Wirtschaftskanzelist beim Reichsgrafen Karl von Althann. Am 4. Februar 1796 heiratete Schoenig die arme Weise eines tyroler Weißgerbers, Johanna Bieder. Die glücklichste Zeit verlebte der Gatte und Familienvater als Angestellter des Handelshauses Ludwig in Mittelwalde. Durch unglückliche Zeitverhältnisse wurde F. Schoenig im März 1821 brotlos. Nach verschiedenen Bedrängnissen und wechselvollen Stellungen kam er als Kontorist zum Kaufmann Josef Volkmer in Mittelwalde. In seinem Vaterstädtchen starb er plötzlich am 23. März 1828. — Vgl. die Einleitung von Kastners Ausgabe.

216) Kastner, S. 1; Langer, Nr. 1.

217) — kleine Schoenig — Kastner, S. 1, 2, 18 f., 58, 59; Langer Nr. 1,6 3,40 13,45 36,14 37,5 37,17.

218) Kastner, S. 1, S. 65; Langer, Nr. 2 und 40,5.

219) Kastner, S. 8; Langer, Nr. 7,7 ff.

220) Kastner, S. 40 f.; Langer, Nr. 25,58 und 25,80 (Kleine).

221) Kastner, S. 34; Langer, Nr. 23,19 (kleine Kröte).

222) Kastner, S. 34; Langer, Nr. 23,27 (kleine Knoten).

223) Kastner, S. 40; Langer, Nr. 25,53 (Schoenig Franzel).

224) Kastner, S. 8; Langer, Nr. 7,12 (Verseschmied).

225) Kastner, S. 72; Langer, Nr. 44,11 (kleine Schmied).

226) In Hohndorf, Kr. Habelschwerdt, am 24. Juni 1874 geboren. Als Lehrer war er an verschiedenen Orten tätig, bis er 1920 als Flüchtling aus abgetretenem Reichsgebiet wieder in die Grafschaft Glatz kam. Sein Zufluchtsort war Kunzendorf an der Biele. Am 1. Januar 1923 kam er nach Neurode im Eulengebirge, wo er heute noch mit seiner Frau lebt. Entscheidend für die Mundartdichtung unserer Heimat war seine Tätigkeit in Schreibendorf bei Mittelwalde in den Jahren 1896 bis Ende 1916. — Vgl. Grfsch. Gl. 1919, S. 41 f.; G. O. 1920, Kalendarium, Dezember.

227) Z. V. Gr. F. 1925, Vorwort.

228) Mjs S. 87 — Machwerk —.

229) Grfsch. Gl. 1937, S. 47.

230) Ondr'm S. 91; Karger nennt sich in diesem Gedicht auch den preußischen Konkurrenten von W. Oehl.

„Woas hoa ich gemacht! Du meiner Trei!
's woar mehrschtens bloß Struh on Broochahei.[231])

Wilhelm Oehl[232]) sagt von seinen Gedichten und Erzählungen, es

„sein schlichte Blümla vo drheeme.
Wie ich se 'm Falde 'm Räne gefonda."[233])

Alle drei Mundartdichter, F. Schoenig, R. Karger und W. Oehl, sprechen von ihrem Tun in sinnfälliger Art als von Handarbeit. Schoenig bezeichnet sich als Reimeschmied, R. Karger nennt sich Schreiber mit einer Reimfeder und Oehl vergleicht sein Dichten mit dem Pflücken von Feldrainblumen. Jeder der drei Dichter gesteht aber in seiner Art zu, daß in seinem Werke auch ein bestimmter Wert geborgen liegt.

Andere können über das Schaffen eines Menschen in ausgeglichener Kenntnis von Leistung und Widerhall im Volke bessere Aussagen machen als es dem betreffenden selbst bei aller Wahrheitsliebe und Selbstkritik möglich ist. Bei den Urteilen anderer über einen Dichter und sein Schaffen haben wir zu berücksichtigen, ob sie von Freunden und Verehrern oder von Gegnern stammen. Danach sind die Urteile wertgemäß einzugliedern. Erkennen aber andere Mundartschaffende die Leistung der mit ihnen im Wettstreit liegenden Kameraden vorbehaltlos als besser an, dann können wir sicher sein, daß sie einen Sonderwert besitzen.

August Kastner wurde maßgebend für alle früheren lokalen Bücher- und Zeitschriftenurteile über Franz Schoenig. Von ungefähr 100 Manuskripten[234]) Schoenigs veröffentlichte Kastner nur über vierzig. Da außerdem die meisten Gedichtüberschriften aus Kastners Feder stammen und einige Gedichte durch ihn gekürzt wurden,[235]) war Schoenigs Bild für die Zukunft wesentlich festgelegt. Der Herausgeber Kastner war von F. Schoenigs Gedichten so begeistert, daß er in der Buchausgabe weit über das Ziel schießend von dem volksmäßigen Verfasser als dem „Mittelwälder Horaz"[236]) sprach. Bei aller guten Meinung verzeichnet aber ein solch un-

---

[231]) Was habe ich (im Dichten) geschafft! Du meiner Treu! / es war größtenteils nur Stroh und Heu vom Brachfelde.

[232]) Als Zwillingssohn einer Kaufmannsfamilie wurde er in Grulich im Sudetengau am 12. September 1860 geboren. Nach der Schulzeit bildete er sich auf einer Fachschule für Holzbearbeitung weiter und war dann in verschiedenen kaufmännischen Stellungen tätig. 1884 nahm er Dienste bei der Grulicher Sparkasse, deren Direktor er später wurde. 1918 traf ihn und seine Gattin der schwerste Schlag. Sie verloren ihren fähigen Sohn, Dr. Wilhelm Oehl, der das Zeug zu einem gediegenen Heimatforscher in sich hatte. Am 14. Oktober 1936 ging Vater Oehl zu seinem Sohne.

[233]) V. D., S. 3; 3. Aufl., S. 53 — sind schlichte Blümchen von daheim / wie ich sie am Feldrain gefunden.

[234]) Kastner, IX f.

[235]) Kastner, XIII.

[236]) Kastner XII; Grfsch. Gl. 1906, S. 127 f.

glücklicher Vergleich das Wesen des geselligen und trotz persönlicher Nöte recht heiteren Glückwunschdichters. Der „Wünschelfabrikant von Mittelwalde“[237] ist eine treffendere und dem heiteren Selbsturteil Schoenigs entnommene Bezeichnung. Die Schilderung des kleinen Reimeschmiedes aber als eines Menschen, dem Inbegriff höchster Erdenfreude reichlich gutes Essen und Trinken aus fremder Küche sein soll,[238] zeigt, wie oberflächlich diese Darstellung ist, die nicht der Wirklichkeit entspricht. Wir müssen Schoenigs Gedichte im Rahmen ihrer Zeit sehen. Reißt man sie aus diesem Zusammenhange, dann verlieren sie ihren wahren Sinn. Zur Erläuterung der Freude an reichlichem Essen und Trinken des „Schinigfränzla“[239] kann ich auf die teilweise recht ärmlichen Lebensverhältnisse hinweisen, die noch zu unserer Zeit in der oberen Grafschaft bestanden. Kennt man die sehr karge Lebenshaltung der kleinen Leute in den Oberdörfern noch vor — und vereinzelt nach — dem Weltkriege, dann kann man erst ermessen, was für ein Freudenmahl für diese Menschen schon ein üblich bürgerliches Essen etwa eines schlesischen Städtchens bedeutete. Was anderen eine Selbstverständlichkeit war, galt bei ihnen als ganz besonderer Genuß. Dann ist noch zu beachten, bei Festlichkeiten, die doch Schoenig besingt, spielt gemeinhin das Essen und Trinken im Vergleich zum Alltag eine ganz besondere Rolle. Ferner ist es in Schoenigs Gegend Brauch, der Gastgeber muß die Gäste „nötigen“. Trotzdem „langt ma nie zu“[240] bis einer für alle „a Oafang macht“.[241] Diese Rolle kam natürlich Schoenig als heiterem Unterhalter vor allen zu. Er hatte die allgemeine erste Scheu zu beseitigen und mit Wort und Tat voranzugehen. Noch zu meiner Zeit war diese Sitte verbreitet und oft wurde ich aufgefordert (dies gilt als gewisse Ehrung) „na, doo mach du och a Oafang“.[242] Je mehr die Gäste „verpotzta“,[243] um so geehrter kam sich der Gastgeber vor. Deshalb auch die Aufforderungen Schoenigs zu reichlichem Essen und Trinken und seine scherzhafte Behauptung, daß er sich bei solch freien Zechen auf acht Tage satt äße und tränke.[244] Ich selbst konnte feststellen, daß ich gute Bekannte beleidigte, weil ich nicht „antlich zulangte“.[245] Die Leute glauben, man verachte sie und ehre sie in ihren Speisen. Man kann also auf keinen Fall die Freude

237) Gl. Land 1923, Nr. 5.

238) l. c.

239) Langer, Nr. 25,53.

240) Fängt nicht an zu essen (reicht man nicht zu).

241) Den Anfang macht, d. h. zu essen beginnt.

242) „Mach du nur den Anfang!“ Man soll das Zeichen zum Beginn des Essens geben, indem man sich zu bedienen beginnt.

243) Aufessen.

244) Kastner, S. 99 f. — Noch heute sagt man nach einem guten und reichlichen Essen „Na, doo hätt mer ons weeder fier a Woche (oder: Verztoache) soat gassa“ — So, da hätten wir uns wieder für eine Woche (oder: 14 Tage) satt gegessen.

245) Nicht reichlich genug aß.

an Essen und Trinken in Schoenigs[246] Wünschen und Tafelliedern allein auf sein persönliches Konto setzen, sondern hat zu bedenken, er war vorwiegend Sprecher für andere. Außerdem konnte er leicht jedem mit Lachen die Wahrheit sagen, ohne anzustoßen, wenn er sich selbst mit übertreibendem Spott als Trinker und Esser nicht verschonte.

„Vom Assa on vom Trenka
Do hal ich viel, i jo!
On monches (sell ma 's denka?)
derhält sich gor dervo."[247]

Wohl von Kastners und Langers Vorworten zu ihren Schoenigausgaben beeinflußt und nicht aus eigener Kenntnis ist das an sich völlig richtige Urteil K. Wagners entstanden: „Schoenigs Bedeutung liegt . . . in seiner schlesischen Poesie. Sie enthält . . . soviel unverfälschtes Volkstum, daß ihr in der mundartlichen Literatur unserer Provinz nicht der schlechteste Platz gebührt. — Ebenso bodenständig wie der Inhalt ist auch die Sprache, für die sich der Dichter eine ziemlich glückliche Schreibung geschaffen hatte.[248] Dieses Urteil nämlich wird in seiner Selbständigkeit erschüttert durch Wagners eigenartige Stellungnahme gegenüber Robert Karger,[249] bei dem auch unbedingt festzustellen war, daß Inhalt und Sprache gleich bodenständig sind.

Von der Mundartdichtung Robert Kargers[250] weiß K. Wagner nur zu sagen: „Die Mehrzahl der glätzischen Gedichte sind gereimte Anekdoten."[251] Der Satz ist in seinem Zusammenhange nicht als einfache Feststellung zu werten, sondern hat einen abwertenden Beigeschmack. Dies ist nicht etwa meine persönliche Ansicht, sondern die maßgeblichen Kreise der Grafschafter Heimatforschung haben die gleiche Auffassung. Ich will diesen flüchtigen Vermerk Wagners nicht allgemein abtun, nicht seiner Bedeutung wegen, sondern weil er leicht weiter übernommen werden kann, da er sich in einer oft benutzten Arbeit befindet. Wagners Äußerung stützt sich auf R. Kargers erstes Gedichtbändchen „Schniegläckla". Auf Grund genauer Feststellungen kann ich das Echo aufweisen, das Karger mit dieser Sammlung unter den Menschen seiner engeren Heimat weckte.

Zunächst sei noch rein zahlenmäßig festgestellt, wie groß diese „Mehrzahl der glätzischen Gedichte" ist, die „gereimte Anekdoten" sind. Von 30

[246] Über F. Schoenig handeln z. B. (außer den Vorworten seiner Herausgeber) Blätter für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz, 2. Bd., S. 205; „Mittelwalde", S. 41 ff.; Schriftprobe G. O. 1922, S. 168.

[247] Kastner, S. 63; Langer, Nr. 39. — Vom Essen und vom Trinken / da halt ich viel, ei ja! / Und mancher (sollte man es denken?) / erhält sich sogar davon.

[248] Wagner, S. 16.

[249] Wagner, S. 86.

[250] Wittig, Chronik, S. 518; G. O. 1919, S. 82; Grfsch. Gl. 1934, S. 53.

[251] Wagner, S. 86.

Gedichten schildern 16 heitere Vorkommnisse, während sich 14 auf der ernsten Linie bewegen. „'s Dinne“[252] wurde von den bodenständigen Leuten nicht als heitere Begebenheit gewertet, sondern als gelungene Abfuhr für das „feine Getue“. Der Begriff des Heiteren in der Schriftsprache deckt sich nicht mit der gleichen Vorstellung in der Mundart. Was den Unkundigen in der Volkssprache als komisch[253] oder anekdotenhaft[254] anmuten kann, weckt beim bodenständigen Menschen ein verstehendes Schmunzeln oder ein zustimmendes Zwinkern der Augenlider.

Aus der Sammlung „Schniegläckla“ gefielen in der oberen Grafschaft durchgehend, ohne entscheidenden Urteilsunterschied der Geschlechts- und Altersklassen, als sehr gute Leistung folgende Gedichte: „Wo ich garne bin“,[255] „Gerschta Kließla“,[256] „'s Schweinschlochta“,[257] „Kermes“,[258] „Die Gebort“,[259] „O a Schniebarg“,[260] „'s Dinne“,[261] und von „Frihjoahrsoazächa“[262] nur die ersten Zeilen. Besonders gefiel dort die Wendung „die Traafe latschert“.[263] Die Leute sagten immer „doo häärt ma 's antlich, wie's Taawoasser aus dr Renne rondertroischt“.[264] Von den heiteren Versen fanden stets den ungeteilten vollen Beifall „Der Vielfroaß“,[265] „Wie Prescher Gust ei die Wolle koam“,[266] „Die Probe“,[267] „Die korzsechtige Heboamme“,[268] „Do kunn 's ne giehn“,[269] „Oabgefertigt“,[270] „Siebza on viere“,[271] „Der Baudamoan“,[272] und „Woas Tonan, 'm Kerchvoater . . .“[273] Keinen Anklang fand die Parodie der Lorelei.[274]

Sind unter 30 Gedichten 16 sehr gute, 13 mittelmäßige und ein Versager, so ist das ein sicheres Zeichen für das überdurchschnittliche Können

252) Schnie, S. 75 — Das Diner. —
253) G. O. 1912, S. 68.
254) G. O. 1914, S. 51.
255) Schnie, S. 3 — Wo ich mich gern aufhalte. —
256) Schnie, S. 4 ff. — Aus Gerstenmehl gebackene Klöße. —
257) Schnie, S. 9 ff. — Das Schweinschlachten. —
258) Schnie, S. 20 ff. — Kirmes. —
259) Schnie, S. 26 ff. — Die Weihnachtskrippe. —
260) Schnie, S. 30 f. — An den Schneeberg. —
261) Schnie, S. 75 — Das Diner. —
262) Schnie, S. 32 f. — Frühjahrsanzeichen. —
263) Aus der Dachrinne läuft kräftig Wasser.
264) Bei diesen Worten hört man förmlich das Tauwasser aus der Dachrinne herunterklatschen.
265) Schnie, S. 46 f. — Der Vielfraß. —
266) Schnie, S. 48 f. — Wie August Prescher in Wut geriet. —
267) Schnie, S. 50 f. — Die Probe. —
268) Schnie, S. 59 — Die kurzsichtige Hebamme. —
269) Schnie, S. 63 f. — Da konnte es nicht gehen. —
270) Schnie, S. 68 f. — Abgefertigt. —
271) Schnie, S. 70 — Siebzehn und vier. —
272) Schnie, S. 73 f. — Der Verkaufsbudeninhaber. —
273) Schnie, S. 76 — Was dem Kirchvater Anton . . . —
274) Schnie, S. 77 f.

des Verfassers. Von den 16 Gedichten, die allgemein dem Volke sehr gut gefielen, waren 9 heiterer Natur, während 7 ernsten Inhalt boten. Unter diesen Umständen läßt sich K. Wagners Urteil über R. Kargers Gedichtbändchen „Schniegläckla" als eine vorwiegende Anekdotenreimerei nicht halten. Wäre K. Wagner eine Kenntnis der Grafschafter Mundart eigen, dann hätte er bei R. Karger zumindest die echte Verwendung der Mundart in den Gedichten hervorheben müssen. Allerdings „ein besonderes Verdienst"[275] war Wagner von R. Karger bekannt, die Herausgabe des Volkskalenders „Guda Obend seit 1912".[276] Wer diese Kalender von 1911 bis 1916[277] durchblättert, merkt sofort, den Hauptanteil an den Mundartgedichten[278] bestreitet R. Karger selbst. Liest dann gar noch jemand diese Gedichte,[279] dann merkt er sofort, daß eine weit stärkere Mundartbegabung am Werke ist als etwa ein gewandter Gelegenheitsdichter oder gar nur ein Anekdotenreimer. Die besten Arbeiten, die keineswegs gering an Zahl sind, muß Wagner bei der Beurteilung von R. Kargers Schaffen einfach übersehen haben, um eine derartige Äußerung[280] tun zu können, die R. Karger auf keine Weise gerecht wird.

Robert Karger[281] ist mit seinen durchaus bodenständigen Schöpfungen einfach der Gedicht gewordene Volksmund. Wahrheitsgetreues Schildern, tiefes Empfinden, klangvoller Rhythmus, abgeklärter Humor, urwüchsige Sprache und der Mut Derbes zu schildern, ohne Angst vor entstellenden Hintergedanken mancher Leser, zeichnen diesen heute führenden Mundartdichter der Grafschaft Glatz aus. Alltägliches Erleben versteht er so gemütvoll zu gestalten und zu beseelen, daß es wertvoll wird. Seine „Verschla richa nooch Quaanlan on Lendabliete".[282] Mit ihm beginnt[283] die erste volle Blüte der heimischen Mundartdichtung innerhalb der ehemaligen politischen Grenzen der Grafschaft. Keiner traf den Volkston echter wie er.[284] Keiner lebt aber auch so in den Herzen der Grafschafter mit seinem Werk[285] wie „Kolender-Karjer".[286] An seinem 60. Geburtstag[287] gedachten seiner neben den heimischen Zeitschriften auch alle großen schlesischen

[275] Wagner, S. 86.

[276] Hier handelt es sich wohl um einen Druckfehler. Der Kalender lag schon für 1911 vor.

[277] Die Kalender dieses Zeitabschnittes mußte Wagner kennen.

[278] 1911, 6 von 9; 1912, 4 von 9; 1913, 3 von 9; 1914, 7 von 13; 1915, 4 von 16 und 1916, 11 von 18.

[279] Z. B. G. O. 1911, S. 57, S. 69, S. 73 f.; 1912, S. 59; 1913, S. 47, S. 82; 1914, S. 46, 47, 48, 50; 1915, S. 51; 1916, S. 91, 92. — Die gleichen Gedichte in „Marjasonne" auf den Seiten: 34, 110, 82, 69, 100, 35, 92, 103, 59, 81, 33, 101, 88, 96 f., 49 f.

[280] Wagner, S. 86.

[281] Gl. Land 1925, Nr. 3.

[282] Gedichte riechen nach Quendel und Lindenblüte. G. O. 1937, Januar.

[283] Grfsch. Gl. 1934, S. 67; S. 49 f.

[284] Gl. Land 1924, Nr. 7; B. Neugebauer, Oschatoop, S. 30.

[285] Grfsch. Gl. 1937, S. 38.

Tageszeitungen sowie die Julinummer der Schlesischen Monatshefte von 1934. Der Reichssender Breslau widmete ihm eine Sendung. In Neurode und Bad Landeck fanden feierliche Karger-Ehrungen statt.

Zu den Mundartdichtern der Grafschaft Glatz zählt von jeher[288] der Grulicher Wilhelm Oehl.[289] Seine enge Verbindung mit der Grafschaft zeigt sich auch in seiner Mitgliedschaft bei der Mundartgruppe des Vereins für Glatzer Heimatkunde.[290] Oehl spricht nicht bloß die Sprache der Grulicher Gegend, sondern kraft seines dichterischen Gestaltens lebt die Heimat in seinen Schriften.[291] Gefühlsinnig durchdringt er alle Stoffe vom Tragischen über den Ernst bis hin zum Heiteren und der ausgelassenen Schnurre. Leicht fand sein Schaffen Eingang in der oberen Grafschaft und lebhaften Widerhall. Seine Sprache ist ohne weiteres in der Grafschaft verständlich, ist sie doch kaum verschieden von unserer Mundart.[292] Lob und Anerkennung wurden Oehl hinreichend zu teil. Mit Prof. Stowitschek ist zu sagen:[293] „Die schönste Anerkennung muß ihm jedoch sein, daß das Volk der Heimat seine Werkchen gern liest, seine Gedichte vielfach auswendig kann und seine Lorka von Mund zu Mund weitererzählt." Oehls Schaffen blüht aus seinem deutschen Herzen.[294]

„Und jedes Spröchel, jed's Reimel
Weist echtes, doitsches Gemüt."[295]

Ich zeigte, wie die drei besten Mundartdichter der Grafschaft ihr Schaffen selbst einschätzen und wies dann auf die Urteile in der Presse und Büchern hin. Nun gebe ich auf Grund eingehender Feststellungen im Bereiche des Glatzer Schneegebirges eine Übersicht, wie die bodenständige Bevölkerung über das Schaffen von F. Schoenig, R. Karger und W. Oehl urteilt.

In dieser Übersicht nenne ich alle Gedichte,[296] die durch bedingungslose Zustimmung des Volksgemütes 1. als sehr gut und 2. als gut bezeichnet wurden. Die Grenze zwischen beiden Wertstufen ist flüssig. Zur ersten Klasse zähle ich alle Arbeiten, die ohne Unterschied der einzelnen Schichten

---

286) — Kalender = Karger — Kolender sind auch Geschichten (übertr. Sinn). A macht Kolender, er macht Pläne oder leistet sich dumme Stückchen. Ein Phantast wird bezeichnet: daa hoot Kolender 'm Koppe.

287) G. O. 1934, S. 146 ff.

288) Gl. Land 1930, S. 160.

289) G. O. 1938, S. 114 ff.

290) Gl. Land 1930, S. 131.

291) l. c.

292) Gl. Land 1925, Nr. 18.

293) Gl. Land 1930, S. 132.

294) Julius Vatter, in Anthologie „Heimatsklänge", S. 100 und S. 230.

295) Ondr'm, S. 89; — Und jedes Sprüchel, jedes Reimchen zeigt echtes, deutsches Gemüt.

296) Bei W. Oehl auch Mundartprosa „Fluchprauslalorka". Ein Bild von „Fluchprauslan" in Gr. F. 1929, S. 136.

innerhalb der bodenständigen Leute allgemein gefielen. Zur zweiten Gruppe zählen die Gedichte, die in Form und Inhalt durchaus echt sind, aber besonders begeisterte innere Zustimmung nur bei bestimmten Altersstufen und Charaktergruppen fanden oder besonders bei Männern oder Frauen ansprachen. Die erste Gruppe bezeichne ich mit „es gefielen allgemein". Die Gedichte der zweiten Gruppe führe ich unter „es gefielen häufig" an.

Echte Mundart ist für den Beifall innerhalb des unverfälschten Mundartengebietes stille Voraussetzung. Im oberdörfischen Bereich wird die in ihrer Lautung leicht abweichende gemeinglätzischen Sprache beim Vortrag oder in der Unterhaltung als ebenbürtig angesehen. Besonders freut man sich natürlich über den arteigenen Mundartlaut. Bei einem netten Inhalt verzeiht der Dörfler gern seinem Dichter auch sogar vereinzelte hochdeutsche Worte, nimmt aber schweren Anstoß, werden geläufige Redensarten entstellt oder ein Mundartwort gewählt, das dem gewohnten Sinngehalt nach falsch ist. Der bodenständige Mensch ist allem Geschehen gegenüber ganz real eingestellt und bewegt sich mit seinem Denken vorwiegend in griffesten Bildern. Ein inneres Verhältnis gewinnt er daher nur zu Dingen und Menschen, die er genau kennt, von denen er unbedingt glaubt, daß sie echt und wahr sind. Grade dieses innere Verhältnis zu den Dingen ist bei dem Urteile des Volkes mit von ausschlaggebender Bedeutung. Ein Mundartdichter kann nur mit den Arbeiten vollen Beifall erringen, die Sprache und Sinngehalt der Vorstellungswelt des Volkstums unverfälscht wahren. Gedichte, die der schriftdeutschen Gedankenlyrik entsprechen, wollen die Leute weniger hören, lieber selbst lesen, weil „ma doo drbei besser simmliern koan".[297] Diese Schaffensart der Mundartschreiberei bleibt ohne Publikumserfolg gleich jeder bewußten Erziehungsarbeit.

Wie ein einziger Ausdruck, den man falsch wählte, ein gutes Gedicht im Volksurteile zurückwerfen kann, erfuhr ich beim Vortragen des fast dramatisch geschilderten „'s letzte Fuuder".[298] Bei den jüngeren Hörern fand es sehr guten Anklang. Die Alten meinten „nu joo" oder „ganz hisch".[299] Ich merkte bald, eine Kleinigkeit nahm ihnen die tiefe Freude an dieser ernsten Schilderung. Nach einiger Zeit lernte ich den Grund kennen. Man fand es einfach als unpassend, von einem 80jährigen Manne, den die Deichsel umschlägt und über den die Wagenräder hinweggehen, zu sagen, „On schmeßt a Aala . . . nei ei a Dreck".[300] Dieser Ausdruck hat in dieser Form einen etwas heiteren Sinngehalt, bei dem man sich im stillen denkt, dem konnte das einmal nicht schaden. Von einem Kinde sagt man gewöhnlich „'s schuub hee".[301] Ein älterer Mensch „sterzt hee", „fällt hee" oder

297) Man dabei besser seinen Gedanken nachhängen kann.
298) B. Neugebauer, Der Oschatoop, S. 31 f.
299) Na ja — ganz hübsch.
300) Und wirft den Alten . . . hinein in den Dreck.
301) Es schob hin.

„'s schmeßt a hee".[302] Jetzt werden diese Ausdrücke vermischt gebraucht. Aber von einem Greis zu sagen „'s schmeßt a ei a Dreck" gilt im Kreise der alten Mundartsprecher als ehrfurchtslos. Den Jungen sind zum großen Teil diese feinen Unterschiede des inneren Sinngehaltes der Redewendungen nicht mehr gegenwärtig. Daher können sie auch an einer an sich völlig ungewohnten Anwendung keinen Anstoß nehmen.

Ich stellte nun folgenden Versuch an. In den Kreisen, die das wuchtige Schildern[303] in dem obengenannten Gedicht von Bruno Neugebauer wegen eines einzigen Ausdruckes nicht bedingungslos ansprach, las ich das Gedicht mit einer kleinen Abänderung.[304] Nun erreichte das Gedicht wirklich die ungeteilte Bewunderung auch der alten Leute und würde somit zur besten Grafschafter Mundartdichtung zu rechnen sein. Bei Bruno Neugebauer lautet die fragliche Strophe:

„De Pfaade bieja etz hott nem,
'n Gaschloag hoots of holwer Braite.
Do rockt de Dessel plotze rem
On schmeßt a Aala of de Seite
On aichelganz nei ei a Dreck —
Der zweete Woin geht eewan weg."[305]

Dafür las ich:

„. . . . . .
On schleet a Aala ei de Seite
Ons schmeßt a hee — ha du mei Schreck! —[306]
Der zweete Woin geht eewan weg."

Welche Gedichte in der Sammlung „Schniegläckla" von Robert Karger allgemein[307] und welche häufig[308] gefielen, nannte ich bereits (S. 51). Nun gebe ich die Übersicht des Urteiles der bodenständigen Leute über die sonstigen Werke ihrer besten Mundartdichter.

Franz Schoenig.

Es gefielen allgemein:

Das beste Loos	Kastner, S. 44; Langer, Nr. 27
Ein ländlicher Kirmesschmaus treu geschildert	Kastner, S. 52; Langer, Nr. 32

[302] Stürzt hin, fällt hin, es wirft ihn hin.

[303] 's letzte Fuuder, a. a. O.

[304] Ich setzte an der fraglichen Stelle die gebräuchlichen bodenständigen Ausdrücke ein. Das soll aber keine Verbesserung des Dichters sein.

[305] Die Pferde biegen jetzt nach rechts / einen Wassergraben hat es auf halber Wegbreite / Da rückte die Wagendeichsel plötzlich herum / und wirft den Alten auf die Seite / und der Länge lang hinein in den Dreck / der zweite Wagen geht über ihn hinweg.

[306] Und schlägt den Alten in die Seite / und wirft ihn hin — o du mein Schreck — / der zweite Wagen geht über ihn hinweg.

[307] Dafür auch sehr gut.

[308] Dafür auch gut.

Ein Lichtenwälder Heilmittel	Kastner, S. 17; Langer, Nr. 12
Gedanken über die Freude	Kastner, S. 5; Langer, Nr. 5
Gottvertrauen	Kastner, S. 32; Langer, Nr. 22
Klagen eines Ehemannes	Kastner, S. 47; Langer, Nr. 29
Leiden des Freiens	Kastner, S. 50; Langer, Nr. 30

Es gefielen häufig:

An die Geliebte	Kastner, S. 43; Langer, Nr. 26
Das Hochzeitsgeschenk	Kastner, S. 26; Langer, Nr. 18
Eine derbe Lehre	Kastner, S. 20; Langer, Nr. 14
Guter Wille	Kastner, S. 57; Langer, Nr. 35
Preis der Dukaten	Kastner, S. 14; Langer, Nr. 10

Robert Karger.
„Marjasonne".

Gedichte, die aus der Sammlung „Marmelade" stammen, haben hinter der Seitenzahl von „Marjasonne" noch in Klammern die Seitenzahl von „Marmelade".

Es gefielen allgemein:

A Liedla vom Kaffee	S. 16 f.	(90)
Auf Wiedersehn	S. 119	(100)
Ausdrascha	S. 19	
Der beese Neckels	S. 22	
Der guude Root	S. 123	
Der Maisekosta	S. 26 f.	
Der Oschertoop	S. 31 f.	
Der Wenter ies schien	S. 34	
Die aale Schwatzwälder	S. 35	(74)
Die beste Verwendung	S. 126	
Die Brautwerbung	S. 127	
Die Brieder	S. 128	
Doas ies der Teifel	S. 38	(82)
Ei der Opteeke	S. 137	
Feuer!	S. 41 f.	(60)
Griendoonerschtich	S. 49 f.	(62)
Kärmeßtanz	S. 59 f.	(70)
Mädla, wenn konnste heuan?	S. 68	
Mei Därfla	S. 64	
Mei Gaartlazaum	S. 69	(77)
Mei Pfeifla	S. 73	
Mei Schotz ies a Schmied	S. 75	
Mutterhände	S. 80	
Neubacka Bruut	S. 81	(69)

Nie zum derkenna S. 140 (98)
Ofm Uufabänkla S. 88 (66)
Polmſonntich S. 93
Rockagang S. 94
's arme Groofſchofter Kendla beim Kreppla S. 95
's Beikaſtla S. 96
's gleezſche Hausgaatla S. 101 f. (67)
's letzte Zündhelzla S. 145
's ſtemmt S. 147
Zum Ausſtoppa S. 151

Es gefielen häufig:

Aale Mehle S. 15
Beim Fotegrafen S. 121
Der beeſe Wenter S. 23
Derennerung S. 67
Der „geſtreckte" Korn S. 122 (19)
Die Sonnauhre S. 133
Kräuterweihe S. 62
Kriggswoare S. 139
Nockwerſch aale Lende S. 82 (79)
Oa mei Tieſchlompe S. 87
Onſe Kärmeß lommer ons nie nahma S. 91
Oomds ofm Darfe S. 92
's Darfwaſſala S. 66
's giht ei 'n Oſt S. 100 (76)
Schnupp-Seffla S. 99
Spinnommd' on Rockagang S. 30 f.
Stark korzſechtich S. 148

Robert Karger.
„Pauerbrot"

Es gefielen allgemein:

A koan blooß ääs S. 5
Battelvolk S. 7
Beldla vo Derhaime S. 9 f.
Der Binnſtoock S. 13
Der Hortbroota S. 16
Der kluuche Nockwer S. 19
Die Kroha S. 35
Die Spe(rr)liche S. 39 f.
Eim Schlooffſtiebla S. 43
Em onſe Ländla S. 47
Fränzla Weihnachtswonſch S. 54

Heilje Unschuld S. 57
Jech nahm 's wie 's kemmt S. 60 f.
Korz on gutt S. 67
Mei gleetsche Häämt S. 72 f.
Neugierich S. 74
Ollerhand Licht S. 78 f.
Sylvester-Gedanka S. 107
Vierm Toopbraate S. 113 f.

Es gefielen häufig:

A aaber Fleckla S. 1
An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen S. 2
A Scheitla Hoolz S. 4
Der aale Grooßvoaterstuhl S. 11 f.
Der Dretz'nde S. 14 f.
Der Wonderdokter S. 20 f.
Die Bekährung S. 25
Die gestäärta Pfaa(r)dekenner S. 30
Die Hinner S. 31 f.
Die Kaaschel S. 33 f.
Die weiße Woche S. 41
Doch neigefolla S. 42
Erschte Schlietafuhre S. 48 f.
Folsche Teene S. 51
Friehmarjas eim Staadtla S. 52 f.
Hand- on Kooparbt S. 55
Heeflichkeit S. 56
Hooch die Mutterspraache! S. 59
Kää Angst S. 63
Kender-Trauer S. 64
Kräuterweihe S. 68 f.
Mea culpa S. 71
Of der Lähre S. 76
Oomds S. 85
Pfafferkärner S. 88 f.
's Aadäppelfeuala S. 93 f.
's Aichhärnla S. 95
's Peschla S. 100 f.
's raint S. 102 f.
's Staadtla S. 105
's Tentafoaß S. 106
Tracha Futter S. 108 f.
Verschneit S. 111
Wenter? S. 121

Woas ich mächt S. 127 f.
Woas Sisses S. 130
Woas vo Schnuppsefflan S. 131

Robert Karger.

„Bargloft"

Diese Gedichtsammlung liegt noch ungedruckt vor. Eine Zusammenstellung der Gedichte, die häufig gefielen, kann ich schon geben, da es sich meist um schon einzeln veröffentlichte Arbeiten handelt, deren Widerhall also schon bekannt ist. Welche Gedichte allgemein gefallen, konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

Es gefielen häufig:

A gruuß Fest	Nr. 90
A Oas hoots dronder	Nr. 3
Auto on Kihwoinla	Nr. 98
Der andere Mensch	Nr. 107
Der Fliejafänger	Nr. 9
Der Hauptgrond	Nr. 114
Der Rosakranz	Nr. 11
Der „Schwarze Hoawer"	Nr. 13
Der techtiche Nachtwächter	Nr. 124
Der unheefliche Gostwärt	Nr. 125
Die Behschniete	Nr. 17
Die briederliche Liebe	Nr. 130
Die Esse raacht	Nr. 18
Die Kreuzotter	Nr. 21
Die schnelle Mestfuhre	Nr. 137
Ehrlichkeit eim Gebärje	Nr. 148
Ei a Pelza	Nr. 24
Eim Loada vier 50 Joahrn	Nr. 25
Gegensätze	Nr. 153
Jompfan-Appel	Nr. 33
Kendscherei	Nr. 35
Mei gleetsche Muttersprooche	Nr. 40
Muttala	Nr. 43
Nie asu schlemp	Nr. 164
Nischt zu macha	Nr. 165
Oa am Krankabette	Nr. 48
Oa a Uufa	Nr. 49
Om rechticha Oarte	Nr. 172
's letzte Bloat	Nr. 67
Schachtanmacha	Nr. 59

Schwolma	Nr. 62
Sonne ei krieber Zeit	Nr. 69
Stainrecka	Nr. 74
Toowaak	Nr. 78
Welcha nahm ich	Nr. 79
Wenn ich haimkomm . . .	Nr. 80
Wenns Därfla derwacht	Nr. 81
Zwecklos	Nr. 192

Wilhelm Oehl.

Es gefielen allgemein:

A neue Lorke vo Fluchprauslan	Ondr'm	S. 36 ff.
A Rengla	Ondr'm	S. 11
Dankbor bis ei Himmel	Ondr'm	S. 98
Doß de nischt vrloist	Did	S. 14
Die bihmsche Krankt	Ondr'm	S. 104
Die Gruhla (auch Did, S. 79)	V. D.	S. 15
Die Leichabraatr	Ondr'm	S. 27
Dos ehrliche Dorf (V. D., S. 41 f.)	Did	S. 101 ff.
Dos rechtiche Deutschtum	Ondr'm	S. 109
Dremm thu ich ai 's Scheckfoll mich fenda (V. D., S. 21)	Did	S. 84
Dr Ungläubiche	Did	S. 17
Ei dr Frühmasse (V. D., S. 49 f.; Did S. 108 f.)	Ondr'm	S. 76 ff.
Feuer! Feuer! (Did, S. 28)	Ondr'm	S. 73
Fluchprausla Begräbnis	Ondr'm	S. 30 ff.
Fluchprauslalorka (V. D., S. 34 ff.; Did, S. 95ff.)	Ondr'm	S. 80 ff.
Frühling (V. D., S. 11; Did, S. 76)	Ondr'm	S. 59
Geheie	Ondr'm	S. 91
Himml on Hölle	Ondr'm	S. 97
„Hurrassa-heirrassa"	Ondr'm	S. 118 f.
Johannisfeuer	Ondr'm	S. 23
Mehr wie Du (V. D., S. 22; Did, S. 85)	Ondr'm	S. 71
Mei Schotzla	Ondr'm	S. 94
Mei Weibla (V. D., S. 18; Did, S. 82)	Ondr'm	S. 65
Mertn	Ondr'm	S. 13
Noch amm welda Tänzla . . .	Ondr'm	S. 96
's folgsame Lenla	Did	S. 60
's Ollrschinnste	Ondr'm	S. 20
's Radla vrführt (V. D., S. 16)	Did	S. 80
Ubr die Wiese . . . (Did, S. 20)	Ondr'm	S. 66
Wahm is ok dos Jöngla ahnlich	Did	S. 66
Warum? (Did, S. 35)	Ondr'm	S. 71

Warum die Gruhla ne sterba koan	Ondr'm	S. 22
„Wenn 's glei a beßla wieh tun tät"	Ondr'm	S. 95

Es gefielen häufig:

A Gnode	Ondr'm	S. 15
A Lüche	Ondr'm	S. 12
A Lorke vom Trotza	Ondr'm	S. 112 ff.
A Päärla	Ondr'm	S. 29
Ahles Glecke (V. D., S. 17)	Did	S. 81
Deutsche Heimseelichkeet	Ondr'm	S. 17
Die Vrwechslung (V. D., S. 27; Did, S. 89)	Ondr'm	S. 135
Dr Tud (V. D., S. 24)	Did	S. 86
Ei a Beern (Did, S. 22)	Ondr'm	S. 71
Ei dr Donklstunde (V. D., S. 13 Did, S. 77	Ondr'm	S. 61
Ei 'm Herbst	Ondr'm	S. 24
Ei 'm Meea	Ondr'm	S. 92
Fahte	Did	S. 70 f.
Kennst 'n etz dos Deng? (Did, S. 20)	Ondr'm	S. 55
Mei Heemt (V. D., S. 10; Did, S. 74)	Ondr'm	S. 58
Mir blein daßtholbe doch die Ahla!	Did	S. 59
„No, no!"	Ondr'm	S. 39 ff.
O die Paurn	Ondr'm	S. 22
„Postmeestrs Buche"	Ondr'm	S. 126 ff.
Riesagemaare	Ondr'm	S. 123
s Examen (V. D., S. 51 f.; Did, S. 68 f.)	Ondr'm	S. 67 ff.
„'s hoot halt überoht woos, woß a Himmel hält!" (V. D., S. 20; Did, S. 83)	Ondr'm	S. 66
's Määrla vom Rasla	Did	S. 55
's Orakl	Ondr'm	S. 25
's Schniebargreich	Ondr'm	S. 119
Schniebargloft	Ondr'm	S. 43
Sorche on Sorchla	Did	S. 65
Spoas on Ernst	Did	S. 29
„Summerkalbla flieh ok aus, ei der Muttr stenna Haus"	Ondr'm	S. 10
Vrrockte Modn (V. D., S. 32)	Did	S. 93
Wie ma 'm besta wegkömmt (V. D., S. 43 f.)	Did	S. 103 f.
Wiesatuud (Did, S. 23)	Ondr'm	S. 70
Wos vom Storche (V. D., S. 26)	Did	S. 88

Mit welchen Arbeiten F. Schoenig, R. Karger und W. Oehl besonderen Widerhall innerhalb der bodenständigen Bevölkerung des Glatzer Schneegebirges weckten, zeigt die eben wiedergegebene Zusammenstellung. Von den drei Mundartdichtern gefielen insgesamt 109 Arbeiten sehr gut.

Durchaus gute Aufnahme fanden 130 Schöpfungen. Die Arbeiten der Dichter, die nur Zeugnisse einer gewissen Mittelmäßigkeit des Mundartschaffens sind, wurden nicht mit angeführt. In einem gewissen Sinne belegen die eben genannten Zahlen die Wertstufe der betreffenden Mundartdichter.

Wir fragen nun, sind die vom Volke besonders bevorzugten Gedichte und Erzählungen vorwiegend heiterer oder ernster Natur? Vor allem werden wir lustige Schilderungen in der Überzahl erwarten. Von den gesamten 239 Arbeiten, die das heimatverbundene Volk bevorzugte, bewegen sich aber auf ausgesprochen heiterer Linie nur über 90. Die übrigen schildern neben ganz ernsten Dingen Gegenstände des täglichen Lebens und verschiedenes Brauchtum. Dieses Verhältnis von Scherz und Ernst zeigt klar, daß derjenige bei dem Volke auf keine dauernde Zuneigung rechnen kann, der ihm ausschließlich heitere Geschehnisse oder gar nur gereimte Witze bietet. Die lustigen Geschichten nimmt man in abgemessener Zahl freudig hin, wie die Rosinen im Kuchen, aber man lebt nicht davon. Der Grafschafter will vor allen Dingen von seinen Mundartdichtern hören, was für ihn Sinn und Bedeutung hat. Wir sehen daraus, daß echte Mundartdichtung alles andere bedeutet wie etwa ein bequemes Schaffen für Anspruchslose.

Nachdem wir das Urteil der bodenständigen Leute über die von ihnen bevorzugten Mundartdichter im einzelnen erfahren haben, gilt es nun, den Stoffkreis dieser Volksdichter der Grafschaft Glatz näher kennen zu lernen. Franz Schoenig ist zeitlich der erste Mundartdichter unserer Heimat, von dem uns ein Teil seines Schaffens durch den Druck überliefert ist. Er kann als der beispielhafte Vertreter einer gewandten Gelegenheitsreimerei in echter Volkssprache gelten. Als der beste Mundartdichter unserer Tage ist nach dem Volksempfinden Robert Karger anzusehen. Ihm am nächsten steht der Grulicher Wilhelm Oehl.

Die Mehrzahl der veröffentlichten Gedichte von Franz Schoenig sind gereimte Wünsche. Den größten Raum nehmen die Gratulationen zu den Namenstagen ein. Dabei zeigt sich der „Reimlaschmidt" als recht kunstfertig. Immer wieder faßt er das gleiche Glückwunschthema von einer anderen Seite an.[309] Er versteht es auch, sich bei Grüßen zu Familienfeiern verschiedene Dinge wie Eier, Geflügel, Getreide und Holz recht geschickt zu erbitten.[310] Auf keinen Fall aber will er diese Bitten als eine Form versteckter Bettelei aufgefaßt wissen. Er nimmt Unterstützungen nur als Freundeshilfe an. Für solches Helfen weiß er dann auch seinen Dank zu sagen.[311] Kirchweihfest,[312] Hochzeiten[313] und Schlachtfeste[314] verschönt er

[309] Kastner, S. 8, 12, 15, 66, 23, 25, 40, 72; Langer, Nr. 7, 9, 11, 41, 16, 17, 25, 44.
[310] Kastner, S. 1, 2, 17, 63; Langer, Nr. 2, 3, 12, 39.
[311] Kastner, S. 29; Langer, Nr. 21.
[312] Kastner, S. 34, 51, 52; Langer, Nr. 23, 31, 32.
[313] Kastner, S. 26,9; Langer, Nr. 18,8.
[314] Kastner, S. 59; Langer, Nr. 37.

mit seinen Reimen. Zu allen Gelegenheiten, ob einer Abschied nimmt,[315] ein Jubiläum feiert,[316] eine Schule eingeweiht wird[317] oder der Amtmann seinen Teich fischt,[318] versteht Schoenig seine Gedanken in launigen Versen auszudrücken. Wie stark auch das frohe Sehnen nach der Geliebten ist,[319] kennt er doch auch die Leiden des Freiens.[320] Sie finden ein gewisses Gegenstück in den scherzhaften Klagen eines Ehemannes.[321] Allgemeine Stoffe sind bei „Schiningfränzlan aus 'm Staadtla"[322] selten.[323] Eine leidenschaftliche Teilnahme an den politischen Fragen der Zeit,[324] können wir bei einem Schaffen, das in der Hauptsache der geselligen Unterhaltung dient, nicht erwarten. Franz Schoenig ist der stillvergnügliche Sänger für die wenigen Feste im Kreislauf harter Jahresarbeit und dürftiger Wochen. Bei seiner oft persönlichen Not, wo es bei ihm häufig am Notwendigsten fehlte, mußte ihm ein reich gedeckter Tisch wie bei der Feier eines Namensfestes oder gar bei einer Hochzeit und Kirmes einfach als himmlisch erscheinen. Alle Not will er bei solchen Gelegenheiten vergessen und sich nur des Festes freuen. Deshalb ist er der Ansicht, bei solchen Gelegenheiten muß man auch Nachsicht haben, wenn einer aus Freude einmal über den Durst trinkt.[325]

Kennzeichnend ist für den „Reimlaschmid" außer seiner Lebensfreude noch ein festes Gottvertrauen,[326] das aber nicht auf ein Verbeugen vor den Geistlichen aufgebaut ist.[327] Trotz des Glaubens, Gott wird alles zum Guten lenken:

„Traut of da liewa Got,
Dos is der beste Roth,"[328]

ist er sich doch der unbedingten Notwendigkeit des eigenen Handelns bewußt.

„Drem wella wir getroilich
Ons ploga unbeschwert.
Ma weß ju wol, am Foilich
Is salda wos beschert."[329]

---

315) Kastner, S. 6; Langer, Nr. 6.
316) Kastner, S. 65; Langer, Nr. 40.
317) Kastner, S. 61; Langer, Nr. 38.
318) Kastner, S. 56; Langer, Nr. 34.
319) Kastner, S. 43; Langer, Nr. 26.
320) Kastner, S. 50; Langer, Nr. 30.
321) Kastner, S. 47; Langer, Nr. 29.
322) Schoenig Franzel aus dem Städtel (Mittelwalde).
323) Kastner, S. 1, 14, 44, 55; Langer, Nr. 1, 10, 27, 33.
324) Kastner, S. 45.
325) Langer, Nr. 31, 31 f.
326) Kastner, S. 12, 25, 32,9; Langer, Nr. 9, 17, 22,8.
327) Kastner, S. 28; Langer, Nr. 19. — Nach der ortsüblichen Auffassung ist hier nicht etwa ein Beweis der besonderen Glaubwürdigkeit der Geistlichen zu erblicken, sondern trotz der amtlichen Autorität macht man sich ungehindert seine eigenen Gedanken, ist der Sinngehalt.
328) Kastner, S. 29; Langer, Nr. 20,5 f. — Vertraut auf den lieben Gott / Das ist der beste Rat.
329) Kastner, S. 72; Langer, Nr. 44, 49 ff. (Wir wollen uns weiter mühen, da ein Faulenzer nur ganz ausnahmsweise Erfolg hat.)

In einem Namenstaglied[330] findet sich bei Schoenig die Redewendung „Bromm a Besla mit, wie a Zeidelbar",[331] die uns schon im „Acolastus" des Martin Böhme (S. 10) begegnet. Es heißt da im dritten Auftritt des vierten Aufzuges „Sie brummen wie ey Zeidel Beer". Wir sehen aus diesem einen Beispiel, wie beliebt und lebensfähig manche Sprachvergleiche sind.

Echte Mundartdichtung stammt aus dem Volke und ist für das Volk. Dies zeigt sich besonders in der Auswahl des Stoffes, die Robert Karger für sein dichterisches Schaffen getroffen hat. In seinen Gedichten lebt die Grafschaft. Vor uns stehen Wald, Berg, Wasser, Felder, Blumen, Häuser, Arbeit, Feste, Glaube, Brauchtum und der Alltag mit seinen Gebrauchsgegenständen wie auch Tiere und Menschen. R. Karger schildert vor allem immer, was den Leuten am nächsten liegt. Nicht nach eigener Auffassung zeichnet er aber die Dinge, sondern wie sie in der Vorstellungswelt seiner Landsleute leben. Seine Gedichte bergen viel altes Volksgut in unverfälschter Sprache. Sein ganzes Wirken ist ein stetes Mahnen an die Grafschafter „zu bleiben, wie ihre Väter waren: deutsch bis ins Mark, schollenverbunden, grundbieder, Menschen der Arbeit, bewährt im Lebenskampfe, sieghaft und demütig, von schlichtem, frommen Sinn und nie versagender innerer Fröhlichkeit."[332] Ein echter Grafschafter „vo doitschem Schrut on Karne"[333] macht kein langes Gerede, sondern versteht mit einem Händedruck alles zu sagen. Von einem solchen Manne heißt es auch, „doas ees nooch a aaler Doitscher".[334] Gleich den Leuten der Grafschaft müssen auch ihre Dichter sein, wollen sie einen Heimplatz im Herzen des Volkes finden.

Robert Karger ist ein echter Grafschafter, der mit seiner Heimat innerlich auf das engste verbunden ist. Übersieht man sein ganzes Mundartschaffen, dann kann man diesem keine bessere Gesamtüberschrift geben als des Dichters eigene Worte: „Beldla vo derhaime".[335] Von „daheim" berichtet er unermüdlich in seinem umfangreichen Schaffen. Heimat,[336] Dorf[337] und Vaterhaus[338] leben in seinen Gedichten wie die kleinen Gegen-

330) Kastner, S. 15; Langer, Nr. 11.

331) Langer, Nr. 11,8.

332) Grfsch. Gl. 1934, S. 66.

333) Von deutschem Schrot und Korn. Langer, Nr. 9,9.

334) Das ist noch ein alter Deutscher.

335) Pbt, S. 9 f.; eine neue Folge solch treffender Schilderungen im Kalendarium des G. O. 1940. Ganz vereinzelte schriftdeutsche Ausdrücke (Zuschauer, Vollmondlicht, Himmelssegen und Feierobendruh) müssen noch getilgt werden.

336) Pbt, S. 72,22.

337) Mjf, S. 64; Bgl, Nr. 7, 81,5; Mjf, S. 101 f.; Bgl, Nr. 55; Mjf, S. 69, 66, 82; Bgl, Nr. 41, 44, 57; Mjf, S. 15; Bgl, Nr. 25, 74, 8, 24; Pbt, S. 105, 80; Mjf, S. 54; Bgl, Nr. 28.

338) Mjf, S. 64; Bgl, Nr. 83.

stände des alltäglichen Lebens.[339] Außerdem zeichnet uns R. Karger eigens dreißig Grafschafter Leute alter Art.[340] Er zeigt uns die Menschen bei ihrer Arbeit[341] und bei den Mahlzeiten.[342] Durch die Jahreszeiten[343] führt uns der Dichter wie von der Wiege bis zum Grabe.[344] Ebenso schildert er uns Feste[345] und Brauchtum.[346] Unter den Jahreszeiten haben es Karger besonders der Spätherbst und der Winter angetan. Wie Robert Karger mit seinem echten Schildern alter Gewohnheiten und Sitten ihre teilweise Neubelebung erreichte, will ich an zwei selbst erlebten Beispielen zeigen. Das eine Beispiel ist dem Grafschafter Küchenzettel entnommen, das andere stammt aus dem Bereiche des Brauchtums.

In den meisten Fällen, in denen die Leute das Gedicht „Die Behschniete"[347] gehört hatten, sagten sie, „nai, doo miß mer ons weeder amool aine macha".[348] Dann gab es gewöhnlich ein breites Erzählen von dem guten Geschmack der gerösteten Brotscheiben, bis man auf das gewohnte Leben längst vergangener Tage zu sprechen kam. Als meine Mutter das Gedicht hörte, meinte sie „Jnuu, die schmeckt nie ern och, die ees a fier a Geft. Onse Mutter goa ons Maidlan immer a Roomschneete, wemmer amool woas met 'm Moacha hotta. Doas hilf woll ern."[349] Eine Anzahl anderer alter Leute[350] bestätigte mir die früher übliche Anwendung von geröstetem Brot, das stark mit Ofenruß (von reiner Holzfeuerung) bestreut war, als Heilmittel gegen Magenbeschwerden.[351]

Kamen früher in einem Hause Frauen zu einem „Rockagange" zusammen oder „machta n Kaffee", dann war es üblich, daß sie dabei — mög-

339) Mjf, S. 88, 35; Bgl, Nr. 49, 112; Pbt, S. 78, Mjf, S. 87; Pbt, S. 11; Mjf, S. 78; Bgl, S. 78; Pbt, S. 113; Mjf, S. 16 f.; Bgl, Nr. 30; Mjf, S. 96; Bgl, Nr. 73; Bgl, Nr. 63; Pbt, S. 4.

340) „A holb Schook aale gleezsche Leutla." Vgl. auch einzelne Typen bei Hubert H. Birke in „A Steckla Haaimt" S. 16, 17 und 19.

341) G. O. 1936, Kalendarium; Mjf, S. 19, 28, 29, 30, 32, 61, 76, 103; Pbt, S. 93; Bgl, Nr. 10, 29, 37, 58, 59, 124.

342) Mjf, S. 45 f., 53, 81, 106 ff., 114 f., 125, 131; Bgl, Nr. 2, 13, 17, 84.

343) Frühjahr, Schnie, S. 32; Bgl, Nr. 66; Mjf, S. 39; Sommer, Pbt, S. 99; Herbst, Pbt, S. 58; Mjf, S. 89; Bgl, Nr. 71, 47, 46, 26; Winter, Mjf, S. 23, 34; Pbt, S. 33, 48, 70, 121, 122; Bgl, Nr. 75, 60.

344) Pbt, S. 123; Bgl, Nr. 18, 48, 85, 45; Pbt, S. 106.

345) Bgl, Nr. 53; Mjf, S. 91, 59 f.; Schnie, S. 20; Bgl, Nr. 52, 168, 54, 27, 108; Pbt, S. 48, 54.

346) Bgl, Nr. 86; Mjf, S. 105, 93, 49 f., 51 f.; Bgl, Nr. 19, 14; Pbt, S. 17; Mjf, S. 20, 55, 62, 21, 94, 30 f., 31 f.; Bgl, Nr. 82; Mjf, S. 22; Schnie, S. 26; Bgl, Nr. 6.

347) Eine Scheibe Brot auf der Herdplatte geröstet und mit Butter bestrichen.

348) Da müssen wir uns wieder einmal eine machen.

349) Die schmeckt nicht nur, die ist auch gut für den Gift (Krankheit). Unsere Mutter gab uns Mädchen immer eine Rußschnitte, wenn wir einmal etwas mit dem Magen hatten. Das hilf wohl auch.

350) Meine Mutter ist 1862 geboren.

351) Die moderne Heilkunde verwendet Holzkohlekompretten als Absorptionsmittel.

lichst am Höhepunkt der Stimmung — durch das Werfen des „Oschatoops" erschreckt wurden. Dieser Brauch geriet im Laufe der Zeit in großem Umfange in Vergessenheit. Durch R. Kargers „Der Oschertoop"[352] erfuhr diese Sitte zeitweise eine örtliche Wiederbelebung. Obwohl der „Oschatoop" geworfen wird, heißt die gebräuchliche Redensart „a Oschatoop troin".[353] Gewöhnlich führten dies die jungen Burschen oder Männer aus, doch habe ich selbst als älterer Schuljunge „moncha knolla loon".[354] „Oschertoop" bezeichnet mehr den Knall beim Aufwerfen des Topfes, während „Oschatoop" auf den Inhalt, der sehr oft nur aus trockener Asche bestand, hinweist. Ich schildere nun den Verlauf dieses Brauches.

Erfuhr man zum Beispiel, in einer Woche wird bei Bekannten ein „Weiberkaffee" sein, suchte man daheim gleich nach einem Topf von Bunzlauer Art, der irgend schadhaft war. Den füllte man mit Asche — wer „ausartete", gab Ruß hinein — Steinchen und Glasscherben bis zum Rande. Dann band man ihn oben mit Papier zu und stellt „a fertticha Toop"[355] auf den Backofen. Der Inhalt sollte recht trocken bleiben, damit es beim Zerschlagen des Topfes eine recht große Staubwolke gab. Nachher ging es „auf Kundschaft". Unauffällig galt es zu erfahren, zu welcher Zeit die Frauen voraussichtlich alle beieinander sind. Danach berechnete man sich selbst ungefähr, wann der Kaffeeklatsch so richtig im Gange sein konnte. Gewöhnlich hatte man unter den anwesenden Frauen eine Verbündete, die einem vor dem betreffenden Hause ein vorher verabredetes Zeichen zu gegebener Zeit unauffällig zu geben hatte. Manchmal allerdings „toat se enn verroota".[356] War sie „ganz teckſch",[357] dann sagte sie den Frauen gar „schärrt euch".[358] Saßen nun die Frauen am gedeckten Tisch in der schön gescheuerten Stube, wurden sie nach der zweiten oder dritten Tasse Kaffee unruhig. Zu diesem Zeitpunkt erwarteten sie gewohnheitsmäßig jeden Augenblick, daß die Tür aufgerissen und der „Oschatoop" auf die Dielen sausen würde. Gefäße mit Wasser standen griffbereit, denn es galt, den Täter möglichst zu fangen und völlig zu durchnässen: „zu boada". War es gelungen, ihn so zu bestrafen, lud man ihn dann zum Essen ein. „Daar a Oschatoop gebroocht",[359] war der Held der Gesell-

352) G. O. 1919, S. 86; vgl. Bruno Neugebauer, G. O. 1918, S. 70 und „Der Oschatoop", S. 5 f.

353) Den Aschentopf tragen.

354) Manchen (Topf) zerknallen lassen. [Süßigkeiten.)

355) Den zurechtgemachten Topf. (Oft enthielt auch der Topf Backobst und

356) — verriet sie einen — machte die anderen Frauen durch Worte oder auch durch bloßes Mienenspiel aufmerksam, daß jeden Augenblick der Aschentopf kommen müßte.

357) Ganz hinterhältig, d. h. wollte sie dem vertrauensseligen Bringer des Aschentopfes einen recht heißen Empfang bereiten.

358) Macht euch fertig — damit ihr den Bringer des Aschentopfes richtig erwischt.

359) Der den Aschentopf gebracht.

schaft. Ganz besonders hoch im Ansehen stand, wer es verstanden hatte, ohne jede Unterstützung von Frauenseite unbemerkt den „Oschatoop" zu bringen und vor allem unerkannt zu entkommen. In solchen Fällen kam dann der betreffende selbst in die Stube und fragte die Frauen, die gewöhnlich noch Asche und Scherben zusammenkehrten „Haat, woas macht 'ern doo? Eech doocht ihr tät Kaffee trenka".[360] Jetzt wurde der Bringer nur leicht mit Wasser bespritzt und dann gut bewirtet. Was ein „Meister" im Tragen des Aschentopfes war, riß nicht etwa bloß die Tür auf und donnerte den Topf auf die Dielen, sondern rief noch mit möglichst verstellter Stimme in die Stube:

„Doo breng eech a Oschatoop,
seid gebaata on bott mer 's Looch!"[361]

Die Frauen hatten die Stube gemeinsam zu säubern bis auf eine Ausnahme. Im „Oschatoppe" konnte nämlich noch ein Zettel liegen, auf dem stand:

„Der Oschatoop sool knolla:
a Rockagängan[362] zu Gefolla,
dr Monsa-Päuern[363] zu Ährn,
die Prausa-Marie[364] sool die Scherwe nauskährn".[365]

In diesem Falle mußte die Maria Prause oder wer sonst genannt war, die Stube allein sauber fegen. Milderungen in der strengen Durchführung dieses Brauches traten im Laufe der Zeit natürlich ein.

Neben dem vielen volkskundlich wertvollen Gut in R. Hargers Arbeiten kommt der Humor auch zu seinem vollen Recht.[366] Das vertraute Verhältnis von Menschen und Tieren gestaltet unser Dichter recht eindrucksvoll und lebenswahr.[367] Kennzeichnend ist für ihn die Liebe zu allem Unscheinbaren[368] und oft Verachteten.[369] Er ist der Ansicht, daß nur der verdammenswert ist, der aus eigener Schuld irgendwie heruntergekommen ist.

---

360) Sagt doch nur, was macht ihr denn da? Ich dachte ihr würdet Kaffee trinken.

361) Hier bring ich den Aschentopf / seid gebeten und wascht mir ordentlich den After.

362) Hier kann auch stehen „Weiwan" (Weibern).

363) Meistens steht hier der Name der Gastgeberin.

364) Hier wird die Frau genannt, der man etwas unsanft mitspielen möchte. Auch manches stolze Mädchen wird auf diese Art abgestraft.

365) Der Aschentopf soll knallen / den Besuchern zu Gefallen / der Bäuerin Monse zu Ehren / die Maria Prause soll die Scherben hinauskehren.

366) Z. B. in „Marjasonne": S. 22, 24 f., 41 ff. 119, 120, 121, 122, 123, 124, 126, 127, 129, 130, 131, 132, 135, 139, 140, 141, 143, 144, 147, 148, 149, 150, 151.

367) Schnie, S. 60; Mjf, S. 128, 26 f.; Vgl, Nr. 12, 16, 22, 31, 56, 62, 65, 141; Pbt, S. 7, 27, 31, 62, 84, 95, 96, 132.

368) Mjf, S. 99; Pbt, S. 131.

369) Vgl, Nr. 21, 64, 106; Pbt, S. 35, 36, 39.

Wie R. Karger die Tierwelt mit menschlichem Fühlen erfüllt, ohne im geringsten an Rührseligkeit zu grenzen, so belebt er seine Naturschilderungen[370] durch das Mittel der Personifikation.[371] Besonders freut er sich über alles Aushalten in der Natur bis zum Letzten. So hat es ihm vor allem das letzte Blühen im Herbste[372] angetan, das mit aller Kraft in vorbildlicher Tapferkeit dem Sturm und Regen wie der Kälte bis zum Ende standhaft trotzt.

Das Gefühl inniger Andacht überkommt R. Karger vor allem in der freien Gottesnatur. An manchen Tagen glaubt man fast bis in den Himmel sehen zu können und es kommt einem dabei vor, als könnte man Gott selbst schauen.[373] Am meisten stimmt das Innere des Waldes zur Andacht.

„Do es 's, os wenn der Härrgott
Ganz stelle ging verbei.
Eech teets 'm nie verdenka,
Ziech daar vom Himmel nei."[374]

Geht der Dichter in die Kirche, erfüllt ihn nicht die übermäßige Prachtentfaltung der Domgottesdienste mit frommem Denken, sondern er kann dem Göttlichen nur nachsinnen im schlichten Dorfkirchlein oder vor einem schmucklosen Feldbilde, wo Blumenduft und Vogelsang Gott preisen und vor der Krippe des armen Kindes.[375] Von der üblichen Werkreligion bietet er heitere Vorkommnisse bei den verschiedenen Übungen.[376]

Als ein Mensch mit rechter Heimatliebe sieht Robert Karger das Schicksal seines Lebenskreises aufs innigste verbunden mit dem Gesamtschicksal seines Volkes. Die Heimat ist ihm Bewährungsfeld für den restlosen Einsatz zum Wohle der Volksgemeinschaft. So berichtet er nicht nur in seinen Gedichten von dem heimischen Bereich in seiner Vielfalt und der arteigenen Sprache,[377] sondern seine Teilnahme gilt auch dem Ergehen des Vaterlandes.[378] In der Zeit nach dem Knechtungsdiktat von Versailles schreibt er:

„Wenn ma sich eim liewa Vaterlande
Heute emsitt, mächt äm anderscht waan.
's ees vo ollem, wos känn Froide macha,

---

370) Schnie, S. 34; Bgl, Nr. 23; Mjj, S. 18, 29, 30, 48, 24 f.; Bgl, Nr. 42, 77; Mjj, S. 92, 79; Pbt, S. 6, 100, 102, 111.

371) Z. B. Schnie, S. 30; Bgl, Nr. 20, 67.

372) Bgl, Nr. 38.

373) Bgl, Nr. 50.

374) Da ist es, als ob der Herrgott / Ganz stille ging vorbei / Ich nähme es ihm nicht übel / zöge der vom Himmel hinein (in den Wald). — Schnie, S. 37.

375) Bgl, Nr. 39; Mjj, S. 65; Bgl, Nr. 72; Mjj, S. 111; Bgl, Nr. 5; Mjj, S. 95; Pbt, S. 8.

376) Schnie, S. 50, 53, 55, 59, 63, 73, 76; Pbt, S. 5, 126; Bgl, Nr. 153, 182, 183.

377) Pbt, S. 59, 67; Bgl, Nr. 40.

378) Pbt, S. 23, 75; Mjj, S. 78, 86.

Nemme nischt zu häärn on nischt zu sahn.
Ausgesoocha hoan ons onse Feinde,
Bis ofs Hemde schier ons ausgezoin,
On de sahn mit Spoot on Hohn ons zu blooß
Wie mer onsa Battelsoak wann troin.
Ais blooß hoan se ons ni kenna nahma:
(Wäärsch nooch ganga, hätta se 's getoon)
Onse Liebe fier die Mutteraarde,
Onse Treue mußta se ons loon."[379]

Diese Treue zur Heimaterde versichert R. Karger auch während der Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz in der Zeit 1918/19.

„Em onse Ländla hoot's a Mauer,
Wie em a heilich Paradies,
Gebaut aus gleezscher Kroft on Treue,
Die vo der Haimt nischt nahma ließ.
On sells an Spetzbuuwa gelesta,
Ons heute haimteckisch zu bedrohn,
Daan wammersch weisa, wuu der große
Weltzemmermoan hoot's Looch geloon!"[380]

Als unter der genialen Volksführung Adolf Hitlers dem deutschen Manne sein höchstes Ehrenrecht, der Dienst mit der Waffe für das Vaterland, in der allgemeinen Wehrpflicht[381] wiedergegeben wurde, jubelt unser Dichter:

„Nai — 's ees a Froide, wie sich
etz Deutschland reckt on streckt;
de ganze Welt hoot weeder
awing fier ons Respekt."[382]

Mag auch der Weg des Aufstieges schwer sein und Opfer fordern, das kann uns nach R. Kargers Ansicht nicht entmutigen, die Hauptsache ist, „'s geht vorwärts!"[383]

---

379) Pbt, S. 117. — Wenn man sich in dem lieben Vaterlande / heute umsieht, möchte einem übel werden. / Es ist von allem, was Freude machen könnte, / nichts mehr zu hören und zu sehen. / Ausgesogen haben uns unsere Feinde, / bis auf das Hemd beinahe ausgezogen, / und die sehen uns nur mit Spott und Hohn zu / wie wir unseren Bettelsack tragen werden. / Eins nur haben sie uns nicht nehmen können / wäre das noch gegangen, hätten sie es getan / unsere Liebe zu der Muttererde / unsere Treue mußten sie uns lassen.

380) Pbt, S. 47. — Um unser Ländchen hat es eine Mauer / wie um ein heiliges Paradies, / gebaut aus glätzischer Kraft und Treue, / die von der Heimat nichts nehmen ließ. / Und sollte es etwa Spitzbuben gelüsten, / uns jetzt heimtückisch zu bedrohen, / denen werden wir es zeigen, wo der große / Weltenzimmermann hat das Loch gelassen!

381) 16. 3. 1935.

382) Vgl, Nr. 15. — Ach, es ist eine Freude, wie sich jetzt Deutschland reckt und streckt; die ganze Welt hat wieder einen ansehnlichen Respekt vor uns.

383) a. a. O.

Von dem sich Kennenlernen der Geschlechter und dem Eheleben weiß Robert Karger bei aller Gefühlstiefe und dichterischem Können nichts Ernstes zu sagen. Das Problem der Ehe und Familie wird erst in dem Augenblick bedeutend, sobald es unter dem politischen Blickpunkt gesehen wird. Das ist vor allem unter den von dem Mutterlande getrennten Volksgruppen der Fall, die inmitten fremden Volkes ihr angestammtes Volkstum rein erhalten wollen. So ist es der Grenzlanddeutsche Wilhelm Oehl aus Grulich (gest. 14. Oktober 1936), der zum Sänger „Deutscher Heimseligkeit"[384] wird. Solche Worte für die Familie, seine Frau[385] und für die Liebe mit ihren Freuden und Leiden[386] wie er sie prägte, gelangen bisher keinem Mundartdichter des Grafschafter Raumes und seiner Nachbargebiete. W. Oehl kannte durchaus die Bedeutung rein deutscher Ehepaare für das Volkstum im Kampfe gegen die Bedrohung durch die früheren tschechischen Elemente.[387] Deshalb sucht er auch die Junggesellen zum Heiraten zu bewegen[388] und setzt sich für kinderreiche Familien ein.[389]

Durch Wilhelm Oehls ganzes Schaffen zieht sich als tragende Kraft seine Liebe zum deutschen Volkstum. Diese Liebe zum großen deutschen Vaterlande sucht er in allen seinen Landsleuten zu wecken und zu voller Glut zu entfachen. Aus dem Erkennen, daß nur d e r Mensch großen Aufgaben gewachsen ist, der sich in kleinen Dingen als völlig zuverlässig erwiesen hat, sieht Oehl die wahre Vaterlandsliebe in der tätigen Heimatliebe. Deshalb besingt er Heimat, Natur, Brauchtum und vor allem Liebe, Ehe und Familie. Aus seinem Gemeinschaftsempfinden heraus mahnt er die Deutschen untereinander zur gegenseitigen Nachgiebigkeit[390] und Zufriedenheit.[391]

Von den Jahreszeiten[392] spricht ihn am meisten der Frühling an.[393] Die Natur ist ihm aber nicht bloß ein großer Medizinkasten,[394] sondern sie mahnt den Dichter und uns an die geschichtliche Vergangenheit[395] der Heimat. In Gottes freier Natur gibt es auch viel zu lernen für die Gestaltung des eigenen Lebens. Selbst das Gras zwischen dem Straßenpflaster kann uns Lehrmeister sein, wie wir uns mit unnachgiebiger Widerstandskraft unter schwersten Bedingungen im Leben behaupten sollen und kön-

384) Ondr'm, S. 17.
385) Ondr'm, S. 29, 91, 65, 66, 61; Did, S. 81.
386) Did, S. 83, 14, 60, 80; Ondr'm, S. 21, 22, 10, 71, 20, 96, 97, 73; 94; 11, 100.
387) Did, S. 16.
388) Did, S. 16.
389) Did, S. 65.
390) Did, S. 86; Ondr'm, S. 22.
391) Did, S. 84; Ondr'm, S. 66, 102.
392) Did, S. 15; Ondr'm, S. 18, 24, 70, 106.
393) Did, S. 22; Ondr'm, S. 19, 23, 59, 60, 92.
394) Ondr'm, S. 25.
395) Ondr'm, S. 126 ff.

nen.[396] Bei einem zähen Durchhalten findet sich in schwersten Lagen noch ein lichtvoller Ausweg, ist die gewaltige Lehre des bescheidenen Gräsleins.

Der Mensch lebt nicht nur in engster Abhängigkeit von der Natur, sondern er ist auch auf die Tierwelt angewiesen. Ein rechter Bauer kennt wie niemand anders diese Bindung von Mensch und Tier. Deshalb geht ihm auch die Pflege seiner Haustiere über alles.[397] Tiere, die sich in der Wohnstube befinden, gelten förmlich als Familienmitglieder.[398] Trotzdem unterscheiden die Glatzer Menschen aber genau, was einem Tiere und einem Menschen zukommt.

Die Heimat ist W. Oehl ein freudiger Besitz.[399] Die Liebe zu ihr ist ihm die mächtigste Stütze in schweren Zeiten.[400] Mag es auch anderswo schön sein, am schönsten ist es aber daheim.[401] Zu Hause wird die Mundart gepflegt und gehütet als ein heiliges Erbe.[402]

„Off onsre Sproche schlicht on traut,
Is onsr Volkstum uhfgebaut;
War onsre Sproche on helft vrnechta,
Helft 's Volkstum drheeme zu Grunde rechta!"[403]

Ist die Mundart der innere Halt des Volkstums, so sind die heimischen Berge ein deutscher Schutzwall gegen das andrängende Tschechentum.[404] Im Brauchtum gilt W. Oehl als bedeutsamer Ausdruck des Deutschtums das Johannisfeuer.[405] Der Sinn dieses Feuers soll sein:

„Onsa Feinda wöll 'mers weisa:
Doß mr mit 'm Lichte giehn,
Doß mr Deutscha Wache stiehn!"[406]

Vom Volksbrauch erwähnt Oehl noch das Heiratsorakel der Mädchen am Andreasabend[407] und das „Sommersingen".[408] Unter den Festen des Jahres ist ihm am liebsten Weihnachten, das Fest der Familie.[409]

---

396) Did, S. 55.
397) Did, S. 28.
398) Did, S. 55.
399) Ondr'm, S. 100.
400) Ondr'm, S. 108.
401) Ondr'm, S. 58, 48.
402) Ondr'm, S. 9; Did, S. 24.
403) Did, S. 13. — Auf unsere einfache und vertraute Sprache ist unser Volkstum aufgebaut; Wer unsere Sprache vernichten hilft, hilft das Volkstum daheim zu Grunde richten.
404) Ondr'm, S. 56.
405) Ondr'm, S. 12, 73, 99.
406) Ondr'm, S. 23. — Unseren Feinden wollen wir es zeigen, daß wir mit dem Lichte gehen, daß wir Deutschen Wache stehen!
407) Ondr'm, S. 25.
408) Ondr'm, S. 147.
409) Ondr'm, S. 15, 51, 79, 149.

Wie bei Robert Karger[410] findet sich auch in Wilhelm Oehls Schaffen der Humor als belebendes Moment. Im Gegensatz zu R. Karger gibt Oehl seine lustigen oder komischen Schilderungen, in denen er ein lächelndes Verstehen für die kleinen menschlichen Schwächen des Alltags zeigt, nicht nur in Versen,[411] sondern zum Teil auch in Prosa.[412] Seine heiteren Erzählungen gruppieren sich in der Hauptsache um die Figur eines durch seine Grobheit und sein Fluchen bekannten Waldhegers, um „Fluchpraus-lan".

Wilhelm Oehl bekennt von sich, daß er kein Freund äußerer Andachtsübungen ist. Er will nicht beten, um in den Himmel zu kommen.[413] Nur für seine Vaterstadt fleht er zu Gott um Schutz und Segen.[414] Zu seiner Andacht kniet er sich aber nicht auf die Altarstufen in die Kirche, sondern er verrichtet sein Gebet bei aufgehender Sonne im Gotteshause der Natur.[415] Zum eigentlichen Tempel wird ihm der Wald.[416] Nicht mit dem schönsten Dome möchte er den herrlichen Wald vertauschen.

Auf Erden betrachtet der Dichter nach der Auffassung des Volkes das Brot als heilig. Seine Verunglimpfung zieht schwerste himmlische Strafe nach sich.[417]

Für den wertvollsten Gottesdienst hält Oehl den tätigen Einsatz für die Belange des deutschen Volkstums. Die Lauen will er mit seinem Schaffen für die Pflege und Erhaltung des Volkstums begeistern[418] und die Schlafenden im letzten Augenblick aufschrecken.

„Mechel! Wach auf! aus 'm festen Schloof!
Pfoffa, Tschechen, Förscht on Groof
Wölla ons Deutsche zu Grunde rechta,
Onf're deutsche Heemt vrnechta!"[419]

Zum Bewußtsein bringt er den deutschen Bewohnern des damaligen Grenzlandes, daß Schneebergluft[420] deutsche Luft ist.[421] Er sagt ihnen

---

410) Z. B. Vbt, S. 2, 5, 13, 14, 16, 19, 20, 25, 30, 41, 42, 43, 51, 54, 55, 62, 71, 88, 106, 108, 130.

411) V. D., S. 22, 26; Did, S. 17, 20, 29, 59, 66; Ondr'm, S. 12, 15, 22, 27, 95.

412) V. D., S. 34 ff.; 41 f., 49 f., 51 f.; Did, S. 30; Ondr'm, S. 30 ff., 36 ff., 39 ff., 112 ff., 118 f.

413) Ondr'm, S. 59.

414) Ondr'm, S. 62.

415) Did, S. 72 f.

416) Did, S. 21; vgl. R. Karger, Schnie, S. 37.

417) Did, S. 32; vgl. auch die Sage von den Hirtensteinen bei Kieslingswalde, Kreis Habelschwerdt.

418) Ondr'm, S. 104, 64.

419) Did, S. 94. — (Deutscher) Michel, wach auf aus dem festen Schlaf! / Pfaffen, Tschechen, Fürst und Graf / wollen uns Deutsche zu Grunde richten, / unsere deutsche Heimat vernichten! — Mischmundart. —

420) Glatzer Schneeberg.

421) Ondr'm, S. 43.

auch, was es heißt, deutsch zu sein. Es bedeutet, hinter der Werkbank stehen und mit aller Kraft sich vor den Sorgenwagen der Allgemeinheit spannen.[422] Gerät das Deutschtum in bedrängte Lage,[423] dann ist es erste Pflicht eines jeden Volkszugehörigen, sich durch die Tat zu seinem Volke zu bekennen.

„War etz ne zu semm Volke hält,
Dar is ne warth, doß a labt off dr Welt!"[424]

Wilhelm Gehl und Robert Karger errangen mit ihrem Schaffen, das fast ausnahmslos echt in Sprache und Inhalt ist, die vollste innere Zustimmung ihrer Landsleute. Ihre Gedichte und heiteren Schilderungen sind weithin lebendiger Besitz der bodenständigen Bevölkerung im Gebiete der Grafschafter Oberdörfer. Franz Schoenig dagegen hat mehr literaturgeschichtliche Bedeutung als zeitlich erster Mundartdichter der Glatzer Mundart in der Sonderform des südglätzischen Dialektes. Bekannt sind diese drei Mundartdichter über die Grenzen der Grafschaft hinaus, aber besondere Wirkung erzielten sie vorwiegend bei den Menschen ihrer engeren Heimat. Ihre Buchausgaben finden allerdings nur geringen Absatz. Der Einheimische liest nicht gern Mundartliches — ausgenommen die Kalender — da es ihm oft unerwünschte Mühe macht. Dagegen „härn tu eech asoo woas fiers Laawa ganne",[425] sagen einem gewöhnlich die Leute. Ein Grafschafter Buchhändler äußerte sich mir gegenüber im Hinblick auf die Mundartbändchen: „Sie verkaufen sich nicht grade gut. Wer es versteht, was da eigntlich drinn steht, kauft sie gewöhnlich nicht. Und die sie kaufen, verstehen es meistens nicht."

Während W. Gehl und R. Karger die Buchausgaben ihrer Arbeiten selbst überwachen konnten, ist uns der Ausschnitt aus dem Schaffen von F. Schoenig nur durch seinen ersten Herausgeber August Kastner überliefert. Diese Ausgabe wiederholte Eduard Langer und versah sie mit Fußnoten. Diese Erläuterungen machen verschiedene Verbesserungen notwendig, da eine Anzahl Mundartworte schief oder falsch gedeutet wurden. Ich gebe die notwendigsten Richtigstellungen. (Die erste Zahl bedeutet die Nummer des Gedichtes in der Schoenig-Ausgabe von Ed. Langer. Die zweite Zahl nennt die Zeile.)

3, 11 Pfanka nicht einfach der schlesische Pfannkuchen, sondern allgemein Pfannengebratenes außer Fleisch. Besonders in ärmeren Schichten, zu denen auch F. Schoenig gehörte, ist der Aadäppelpfanka eine verbreitete Speise. Gibt man reichlich Fett oder Leinöl in die Pfanne, in der man die roh geriebe-

422) Ondr'm, S. 109.
423) Did, S. 66, 67, 68.
424) Did, S. 23. — Wer jetzt nicht zu seinem Volke hält, der ist nicht wert, daß er auf der Welt lebt!
425) Höre ich so etwas fürs Leben gern.

nen Kartoffeln mit etwas Mehl untermischt brät, spricht man von einem fetta Pfanka. Pfannkuchen bezeichnet man gewöhnlich als Pfänkla.

4, 10 Boitateich kein Beuteteich in Mittelwalde, sondern das einzige größere stehende Gewässer der oberen Grafschaft hart an dem Wege von Mittelwalde nach Lauterbach.

5, 5 verkomma nicht vorgekommen, sondern schlecht bekommen. So heißt auch vergan nicht vergeben im Sinne von verzeihen, sondern bedeutet vergiften.

5, 33 strende nicht strenge sondern hemmend. In tiefen Sandwegen ist zum Beispiel mit Pferdewagen a moahlniches Foahrn (mahlends Fahren), schneidet aber ein Wagen in feuchtem Wege ein, ist ein strendes Foahrn. Auch Brot kann strende sein.

7, 12 kaler Schmied ist kein toter Schmied, sondern ein Schmied ohne Arbeit. Weil er feiern muß, brennt das Schmiedefeuer nicht mehr, und deshalb nennt man ihn einen kalten Schmied. In anderen Zusammensetzungen kann kalt auch tot heißen. Kaalt macha heißt töten.

7, 19 himmelt kein von Schoenig geschaffener Ausdruck, sondern allgemein geläufiges Wort für sterben. Himman eigentlich in den Himmel ziehen. A hoot gehimmelt gleich er ist gestorben, darf man nicht verwechseln mit a hoot gehimmert (Infinitiv: auch himman) er hat unter sehr starken Schmerzen dauernd mit hoher Stimme gejammert. Stirbt jemand, wünscht man ihm a Himmel on die ewje Ruh.

10, 4 ai Gol heißt niemals egal. Von den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Gol, die es dem Schriftbilde nach haben könnte, kommt an der Stelle nur in Betracht „ein Gelten, gleicher Wert". Gol im Sinne von „das Gelten" sprechen die alten Leute Gool. Davon ist zu unterscheiden Goal, das einen lauten schreckhaften Schrei aus voller Brust bezeichnet.

10, 5 gale Monne ist die geläufige Bezeichnung für Goldstücke. Für das Geld in seinem verschiedenen Werte sind u. a. folgende Ausdrücke verbreitet: Braune, Bloo-e, gaale Monne, Scheinla, Moneta, Toaler, Markla, Behma, Kreuzer, holwer Kreuzer, Tschitschker. Für Toaler ist auch einfach Hatte (harte — Taler —) üblich. (1000 Mk. Scheine, 100 Mk. Scheine, Goldstücke, Papiergeld in ziemlicher Menge, Papier- und Hartgeld, Taler, Markstücke, 10 Pfennigstücke (auch als Sammelbezeichnung für Reichtum gebraucht „da hoot Behma", der hat ordenlich Geld), 2 Pfennigstücke, Pfennigstücke, verschiedene Stücke kleines Geld (Sammelbezeichnung für ganz geringes Vermögen).

11, 12 Finkahar ist kein loser Vogel, sondern ein Mann, der verliebt ist wie ein Finkenhahn, wird das Wort als Bild gebraucht. Har heißt „er". Wörtlich heißt Finkahar eigentlich „Finken-Er". Bei Kaninchen spricht man von Har, das männliche Tier, und Siene bezeichnet das weibliche Tier. Eigentlich har on sie, er (der Mann) und sie (die Frau).

12, 10 jescht hier denkt kein Mundartsprecher an gähren, sondern er sieht beim Hören dieses Wortes bildhaft vor sich, wie einem Menschen oder Tier immer mehr Schaum vor den Mund tritt. Ein Kranker hat manchmal „Jescht (oder: Jerscht) vierm Maule". Bei Jescht kann man an Gischt denken.

13, 51 ei em Streche heißt in der Art in einem Zuge trinken, daß der Kehlkopf keine Schluckbewegung macht. Der angespannte Hals macht dann den Eindruck eines Striches.

14, 21 gronte ist keine Verdrehung von „in den Grund", sondern ein alter gebräuchlicher Ausdruck für grundtief. Grond bedeutet den untersten Satz in einem Topf (vorwiegend Kaffeegrund) oder auch Grund in dem Sinne von Wiesengrund. Gronte ist, was sich im Bodensatz oder noch unter dem Satz auf dem Topfboden befindet, also das Allerunterste. Ein alter Mundartsprecher erklärte das Wort gronte: „Gronte ees a so tief, wuu 's nemme wetter geht". („Gronte ist so tief, daß es nicht mehr tiefer geht.)

16, 22 On kai Schockla is ne zu verkoifa. Hier denkt niemand an den eigentlichen Wortlaut „und kein Schöcklein (Leinwand) ist nicht zu verkaufen", sondern man versteht sofort den Sinn: es geht einem wirtschaftlich schlecht, und man kann sich auf keine Art neben der gewohnten Arbeit noch etwas dazu verdienen. Dieser bildhafte Ausdruck stammt aus der Zeit der Hausweberei. Die einzelnen Weber bekamen vom Leinwandverleger eine gewisse Menge Garn. Davon hatten sie für geringes Lohn eine bestimmte Menge Leinwand zu weben. Manchmal blieb etwas Garn übrig. Das wurde gesammel, bis es „zu am Schookla langt" und dann verwebt. Dieses Stück Leinwand verkaufte dann der Weber auf eigene Rechnung und hatte so außer dem kargen Weblohne noch einen Nebenverdienst.

21, 35 Ongerliese kann man kaum mit „Unger Elisabeth" zusammenbringen. Sucht man nach einem lautverwandten Ausdruck, dann könnte man eher an „Hongerliese" denken. (Hungerliese; eine Frauensperson, die sich durchs Leben hungert.) Ein Mensch, der einmal etwas zu essen hat, dann wieder nicht, oder der keinen ordentlichen Haushalt führt, sondern

sich statt warmer Mahlzeiten einfach mit Brot und Kaffee begnügt, von dem sagt man „da laabt wie die Ongerliese". Diesen Ausdruck gebraucht man auch von einem Menschen ohne ein rechtes Heim, der nicht weiß, wohin er eigentlich gehört. Hier wäre ein Zusammenhang von Ongerliese mit „Ungarn Liese", der Elisabeth aus Ungarn oder der Elisabeth, die in Ungarn war, möglich. (Vor der Jahrhundertwende gingen verschiedentlich Grafschafter Mädchen zur Erntearbeit nach Ungarn.)

23, 41 Zeker. Eine Korbtasche mit rechteckigem Holzboden. Von den Mädchen in früherer Zeit als Büchertasche verwendet. Als dann der eigentliche Zeker verschwand, übertrug man den Namen auf die Schultasche, die aber nicht aus Leder, sondern aus Stoff gefertigt war. Die Redensart „a macht 'n Zeker" bedeutet in Hohndorf, Kreis Habelschwerdt, das Gesicht zum Weinen verziehen. In Wölfelsgrund versteht man darunter, das laute Weinen eines Kindes von nicht langer Dauer. Dafür sagt man aber auch „'s macht a Gesetzla". In übertragenem Sinne spricht man auch vom Wetter „'s macht 'n Zeker". Dabei denkt man an einen kurzen Regen. F. Graebisch nennt unter seinen „Grafschafter Sprichwörtern" (Nr. 185) „a flärrt Zeker on aale Kärwe". Vgl. auch Rother S. 228. In Wölfelsgrund sagt man auch 's raint Zeker on aale Kärwe".

25, 13 pecha wird peecha gesprochen und bedeutet froh lärmen. Dafür sagt man noch heute in Hohndorf, Kreis Habelschwerdt, peechta. Spricht man ein kurzes „e", also pecha, dann heißt es, kleben bleiben, sitzen bleiben. Peka (gesprochen pääka) wäre, wie Ed. Langer meint, gar nicht richtiger gewesen. Pääka bedeutet nicht einfach schreien, sondern heißt nur, in hoher Tonlage schreien. Vorwiegend wird pääka von Kindern gebraucht, findet aber auch Anwendung auf Frauen und Mädchen. Davon gibt es das Hauptwort „Pääks", ein lauter und hoher Schrei. Goal dagegen ist ein lauter Schrei mit Männerstimme. Vgl. Seite 74 (10, 4).

25, 31 a Schnowel wetza, sich zum Essen zurechtmachen in freudiger und unternehmungslustiger Stimmung mit der Absicht, sich recht ordentlich satt zu essen. Diese Redensart stammt von der Beobachtung einer Gewohnheit bei Hühnern und Vögeln, sich die Kanten des Schnabels wechselweise an einem harten Gegenstand zu reiben, um ihn zu schärfen, wie das Volk sagt.

26, 24 Stompa hat nichts mit „Stumpe" zu tun, sondern ist der Familienname Stumpf. In der Mundart heißen die Leute Stomp. Ihre Kinder sind Stompa Kender. Heißt einer Fritz Stumpf, so ist das Stompa Fritz. Als Tätigkeitswort bedeutet stompa — stampfen.

28, 35 ei em Dune in einem Zuge, hintereinander ohne abzusetzen.

28, 47 schnarcha kann schnarchen heißen. Es wird aber oft in übertragenem Sinne gebraucht für das Erzählen in einer Art, die sich anderen überlegen dünkt. So ein Mensch ist dann ein Schnarcher. Dieses Wort wird auch oft gebraucht für einen Menschen, der recht dick und geldlich gut gestellt ist. Bei den ungewöhnlich dicken Leuten ist die Atmung ziemlich geräuschvoll und gewöhnlich haben sie auch viel Geld im Vergleich zu den Leuten ihrer Umgebung, so daß aus diesen beiden Gründen der Ausdruck Schnarcher auch auf sie paßt. Schnarcha ist auch in der einfachen Bedeutung von schlafen geläufig. „Woas beschnarcha" heißt sich etwas beschlafen im Sinne von eingehend überlegen.

31, 16 zerdoila ist nicht gleich „zertaila", sondern das geläufige Wort für angestrengt etwas zerkauen. Hat man außer dem mühsamen zerkauen noch das Bild vor sich, wie sich ein kräftiges Hinunterschlucken anschließt, dann spricht man von einem „noadoila". Langsames, kräftiges Kauen bezeichnet man einfach als „doila". Das Hauptwort dazu heißt „Gedoile".

32, 27 Zweppelschluttan sind keine Zwiebelschalen, sondern Schlotten. Zwiebelschalen sind Zweppelschoala (vereinzelt auch: Zweppelhauta) oder einfach „Schoala" (Schalen).

32, 80 tripstrill of haimzu bedeutet nicht, sich über den Weg unschlüssig sein, sondern heißt mit gemischten Gefühlen nach Hause gehen. Man ist vom Genuß befriedigt und beginnt sich schon ein klein wenig vor dem Alltag zu fürchten. Man sagt es auch von einem angetrunkenen Menschen, der versucht, auf dem kürzesten Wege und möglichst ungesehen nach Hause zu kommen.

37, 10 Reinschla ist die Verkleinerungsform des Familiennamens Reinsch.

39, 23 garwa se de Fahle wörtlich gerben sie die Felle. Vgl. Rother S. 311. Man gebraucht diese Redensart für eine ernsthafte Prügelei, die sich aus irgendeinem Vergnügen ergab, oder man gebraucht diese Redewendung für reichliches Essen und Trinken. Man ißt und trinkt so viel, daß man sich den Leib kneten muß.

43, 5 's maiste heißt „oft, größtenteils". Für bisweilen sagt man: ob on zu, meetonder, monchmool, 's kemmt fier und ähnliche Ausdrücke.

45, 32 Mieckla kann Zickel (aber nie Ziege) und Mariechen heißen. Schoenigs Gruß galt auf keinen Fall den Zickeln, sondern doch sicher eher einer Mariechen. Micke (pl. Micka oder Mickan) heißt Ziege. Mickla oder Mickala sind Zickel. Die mundartliche Form für Maria kann einfach Marie heißen. Man sagt auch, besonders von etwas robusteren oder auch leichtfertigen Mädchen, Micke oder Minke. Die Koseformen sind, von Marie — Mariela, von Micke und Minke — Mickla und Minkla. Mit diesen Koseformen verbindet sich keine besondere Charakterisierung der Namensträgerinnen. Örtlich bildete sich folgender Wortgebrauch heraus: für Zickl sagt man nur Mickala, für Mariechen nur Mickla oder Minkla.

Eduard Langer gab nicht nur eine Anzahl falscher Worterklärungen, die ich eben berichtigt habe, sondern ihm unterliefen auch bei einer reinen Kopierarbeit eine beträchtliche Anzahl von Fehlern. Bei dem Langerschen Abdruck des „Auserlesenen Quodlibet" von Franz Schoenig[426] sind 31 Schreibfehler vorhanden und 71 fehlerhafte Worterklärungen und sonstige Lücken zu finden. Friedrich Graebisch übermittelte mir die Urschrift, die auch Ed. Langer vorgelegen hat, und wies mich auf die Berichtigungen des Quodlibets hin.[427] Ich überzeugte mich an Hand der Urschrift von der Richtigkeit der Verbesserungen durch Friedrich Graebisch. Es war nur nicht festzustellen, ob es Bierbank[428] oder Bierschank heißen muß, da hier eine verderbte Stelle der Urschrift vorliegt.

[426] Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. 1. Bd., 2. Ergänzungsheft, S. 81 ff., Nr. 47.
[427] Mitteil. Bd. XXVIII (1927), S. 278 ff.
[428] Langer, Nr. 73, 6.

Zweiter Hauptteil

Dichter und Volk der Grafschaft Glatz in ihren Beziehungen zu der gesprochenen Mundart.

1. Die Mundart nnd ihr Wortschatz.

Am deutlichsten zeigen sich für einen Mundartunkundigen die Besonderheiten eines Dialektes in den Lautverhältnissen. Auf Grund der verschiedenen Entwickelung des Vokalismus werden die schlesischen Mundarten in zwei große Gruppen eingeteilt.[1] Man unterscheidet die Stammundarten, die den schlesischen Stammvokalismus[2] bewahren, von den Diphtongierungsmundarten, die diesen Stammvokalismus bedeutsam verschoben haben.[3] Zu den Stammundarten gehört auch der Grafschafter Dialekt. Er ist die südöstliche Gruppe der Gebirgsmundarten. Bei einer näheren Beschäftigung mit den Sprachsonderheiten des Glatzer Bezirkes[4] und seiner Nachbarräume sind die Arbeiten von Oswald Pautsch[5] und Friedrich Graebisch[6] mit heranzuziehen.

Während von den Stammundarten die Lausitzisch-Schlesische Gruppe silbisches n in unbetonter Silbe bewahrt,[7] weist die Gruppe der Gebirgsmundarten a dafür auf. Das Gebiet der Grafschaft Glatz, das nördliche Mähren und Österreich-Schlesien zeigen außerdem noch besondere Kennzeichen.[8] Silbisches n erscheint hier auch nach stammschließenden l und nn als a.[9] Als langes a erscheint mhd. ou.[10] Mhd. ei,[11] öu,[12] age,[13] ege, äge,[14] ege[15] und oge[16] zeigen sich als langes offenes e.

---

1) Unwerth, S. 6.
2) Unwerth, S. 73 f.
3) Unwerth, S. 76, II.
4) G. O. 1915, S. 83 ff.
5) Grammatik der Mundart von Kieslingswalde.
6) Die Mundart der Grafschaft Glatz. — Die Volkssprache im Großglätzischen Raum, in: Glatzer Volkstum im heimgekehrten Grenzland.
7) Unwerth, S. 58 f.
8) Graebisch. S. 10 f.
9) Unwerth, S. 57 f.
10) Unwerth, S. 30.
11) Unwerth, S. 28.
12) Unwerth, S. 31.
13) Unwerth, S. 70.
14) a. a. O.
15) Unwerth, S. 71.
16) Unwerth, S. 71.

Nach dem Ausscheiden einer gewissen Halbmundart der Städter kann man unter der bodenständigen Bevölkerung der Grafschaft Glatz zwei Hauptgruppen örtlicher Untermundarten feststellen,[17] die Nordglätzische (gemeinglätzisch) Gruppe mit einer zehnfachen Unterteilung und die Südglätzische Gruppe mit vier besonderen Mundartzweigen. Zu den letzten gehört vor allem die Oberdörfische Mundart, die eine Art Insel im sonst einheitlicheren Grafschafter Mundartgebiet bedeutet. Sie bewahrte einen Lautstand, der im übrigen Gebiet schon verdrängt ist. Im Gegensatz zu dem Gemeinglätzischen mit seiner Neigung zur Monophthongierung und breiten Vokalen, weist die Oberdörfische Mundart vorwiegend Diphthonge und gerundete Vokale auf.[18] Daher erscheint auch der oberdörfische Dialekt viel klangreicher als der breite und mehr gemächliche des Nordglätzischen.[19]

Die Sprache des Braunauer Ländchens im Sudetengau ähnelt mit ihrem alten Lautstande stark dem Oberdörfischen in der Grafschaft,[20] während die Mundart der Grulicher Gegend mehr dem Gemeinglätzischen gleicht.[21]

Um die Besonderheiten der Mundart innerhalb des Sprachgebietes der Oberdörfer und der Grulicher Gegend deutlich zu machen, bringe ich einige Beispiele von den besten Mundartdichtern dieser Bezirke.

Klagen eines Ehemannes.

(Franz Schoenig.)

Mel.: Ei so giht mer og vom Leiwe.

1. Nai, es schmeckt mer halt kai Bessa,
's let mer Nischt em Holse no.
Hot der Jandar mich bescheissa,
Doß ich erst gehoiert ho!
Etze setz ich ei der Pontsche,
On der Angstschwaiß brecht mer aus,
Kon bei ollem mem Geprontsche,
Zeihmers Got! halt nemme raus.

2. Nai, ich bitt ich, lot's Gehoier;
Gloit's ihr wat ich dro verbrin.
O, die Froide kömmt em thoier!
Sat, es wil halt gor ne gihn.
's is halt Nischt os bromma, beißa.
Hot ma 'm og erst eigetaicht,

17) Graebisch, S. 13 ff.
18) Pautsch, S. 6.
19) a. a. O.
20) Unwerth, S. 91.
21) Ed. Langer, Aus dem Adlergebirge, 1. Bd., S. 185; F. Graebisch, Mitteil. Bd. 27, 1926, S. 215 ff.

Kon ma rosend sich befleißa,
Macht ma doch halt Nischta raicht.

3. Sat, schon of a nichtarn Marga
Bin ich a geplogter Mon,
Möcht em's Darf gihn, Haller barga;
Denn dos Weib wil Kaffe hon.
Kömmt 's erst em dos Mettichassa,
Is erst gor der Geier lus.
Nai, der Kommer möcht mich frassa
On der taigliche Verdruß.

4. Bale wil s' a noie Jacke,
Bale wied'r en Kittel hon.
Sprech ich: mei los dos Getacke!
Werd se wie a Gauderhohn
Foierruth on kräht on gaudrt,
Bläht sich halt gor schrecklich uf,
Doß mer recht de Haute schaudert.
's wär kei Wonder, ich ging druf.

5. Kömmt erst dorch a Fansterscheibe
(Hoiert og, ihr wat's wol sahn!)
Gor der Starch zum liewa Weibe,
Möcht ma gor a Jude wan.
Do haißt's: Mon, scherr für zum Toisa
Brandwein, Bier on Quargabrud.
Do möcht ma sich d' Hoor' ausroisa;
'm liebsta wär ma mausetudt.

6. Wenn nu de Gevotarn komma,
Tor ma doch ne fenster sahn,
Höflich muß ma thun, ne bromma,
Z' Frassa on ze Sauffa gan.
On do sol ma se noch bita.
Nai, dos is halt gor zu arg.
Hot der Litzel mich gerita?
Onserem bleit ne a Quarg.

7. Leit dos Weib nu ei da Wocha,
Muß der Mon die Kender troin,
Olle Toge Pappe kocha;
Torsch a noch kem Mensche kloin,
Muß sich rackarn, mühn on ploga,
Tog on Nocht derhaime blein;
Uwadruf, is har betroga,
A noch moislastelle sein.

8. Giht dos Weib dernoch zu Kercha,
Wos für Kommer kriegt der Mon!
Do wil sie gebrota Lercha,
'n Rock, a noie Hauwe hon.
's sauffa die Gevottersweiber
Warmbier senf, sechs, siewa Fohrt;
S' hon gor ausgewedte Leiber;
Monche soift ich sufza Quort.

9. O, ich könn noch viel derzähla,
Wos mich ols em Bauche kneipt,
Wos mich do on dort thut quäla,
Wos für Unkraut ols bekleibt.
Doch es is nu ne zu ändarn;
's Weib is mir wie ogeschmidt,
Fester os met eisa Bändarn
Ogetroit on ogenitt.

10. Se hot gor a zähe Lawa
's werd met mir ne besser wan.
Sat, do muß ich mich nu awa
Met Gedold halt nei dergan.
Wos ich schon für Hetz' on Kälde
On für Angst gelida ho!
Wenn se ju ern starwa selde,
Wetter kriegt mich kaine o. (Kastner, S. 47 ff.)

Aus diesen Versen klingt uns der oberdörfische Dialekt in reiner Form entgegen. Dieses Gedicht enthält so viel Volksgut, daß es zu einem rechten Volksliede wurde, dessen Verfasser man nicht mehr kannte, obwohl man alle Strophen auswendig konnte. An Hand dieser Schilderungen von F. Schoenig ließe sich ein getreues Bild der Lebenshaltung der kleinen Leute geben. Der Mittelwalder Glückwunschpoet ist nicht nur echt in Sprache und Inhalt, sondern er müht sich auch, im Schriftbilde möglichst lautgetreu zu sein. Schoenig verfaßte seine Reime vorwiegend zum Vortragen und nicht, um sie durch Druck einer Lesergemeinde zugänglich zu machen. Deshalb findet sich bei ihm auch keine einheitliche Durchführung seiner Schreibart. Ihm und anderen Mundartkundigen genügten kleine Anhaltspunkte für die Aussprache, da ihnen ja nie ein Zweifel über die richtige Lautung kommen konnte. So macht Schoenig der Schriftsprache hinsichtlich der Schreibung bedenkenlos Zugeständnisse (vgl. erst (erscht) erst, Marga (Marja) Morgen, barga (barja) borgen, ploga (ploocha) plagen, kriegt (kriecht) bekommt). Da er nur für bodenständige Mundartsprecher schrieb, meistens war die Aufzeichnung nur für ihn persönlich zum Vortrag bestimmt, war es nicht notwendig, die einzelnen Lautwerte genau in der Schrift zu bezeichnen.

Wir finden nach der Aussprache Leiwe und Weiwe wie nach dem Schriftbilde Leibe und Weibe. Neben solchem Wechsel zwischen Lautwiedergabe und Anlehnung an das Schriftbild kümmert sich Schoenig oft um keine genaue Lautunterscheidung in der schriftlichen Darstellung. Vgl. hot (hoot) hat, ho (hoa) habe, dro (droa) daran, verbrin (verbrien) verbrennen, sat (satt) sehr, Marga (Marja) Morgen, los (loos) laß, Gauderhohn (Gauderhoan) Truthahn, Toge (Toache) Tage, ploga (ploocha) plagen, Rock (Rook) Rock. Stellenweise nimm der „Reimlaschmidt" keine Rücksicht auf das gewohnte Schriftbild. Er schreibt: Zeihmers, wat, thoier, noie u. a. statt für das schriftdeutsche Auge bequemer lesbar, Verzeih mers, wart, theuer, neue u. a. (Verzeih es mir, werdet, teuer, neue).

Die Mundart aber ist in dem angeführten Gedicht völlig echt. Es handelt sich um keine irgendwie gehobene Mundart, sondern die übliche Rede des Volkes ist ohne wesentliche Umstellung der gewohnten Wortfolge in der alltäglichen Unterhaltung einfach in Reime gebracht worden. Als Beleg dafür nenne ich die in den ersten beiden Strophen enthaltenen Redensarten, die heute noch durchgängig in der volkstümlichen Wechselrede üblich sind.

„Mir schmeckt kai Bessa" (völlige Appetitlosigkeit infolge innerer Erregung), „'s lett mer Nischt 'm Holse noa" (ich bringe keinen Bissen hinunter), „etz setz mer 'm Prontsche" (jetzt sitzen wir in der Tunke — eigentlich: Mus), „bei daam Geprontsche" (bei dieser schmutzigen und langwierigen Arbeit, in dieser stark bedrängten Lebenslage), „zeihmers Goot" (um etwas Ungehöriges in einer Äußerung zu mildern sagt man hinterher, verzeihe es mir Gott), „du wascht dich missa befleißa" (du wirst deine ganzen Kräfte zusammen nehmen müssen — und sehen, daß du schnell fertig wirst —), „'s wiel halt goar ne gihn" (etwas will nicht seinen normalen Verlauf nehmen), „'s ees halt Nischt os Bromma on Beißa" (man wird in seinem Tun dauernd benörgelt und bekommt bei jeder Gelegenheit Anschnauzer), „wamm hoste eigetaicht?" (warum hast du das erst angefangen?), „ma macht halt Nischta raicht" (man kann tun, was man will, man macht es nicht recht).

Nicht übersehen darf man auch das Geschick, mit dem Schoenig seine Aufgabe anfaßt. Er kennt keine langwierige oder langatmige Einleitung mit irgendeiner gelehrten Verbrämung, „Nai, es schmeckt mer halt kai Bessa" platzt er plötzlich los, so als ob er lange still und bedrückt dagesessen hätte und nun seinem Innen endlich Luft machen muß. Schon mit der ersten Zeile führt er uns in die Situation ein. Trotzdem der Dichter bei irgendeiner Festlichkeit an einem reich gedeckten Tisch sitzt, bekommt er keinen Bissen hinunter, so elend fühlt er sich in seiner Lage als geplagter Ehemann. Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn, denkt er daran, daß es für ihn kein Zurück mehr gibt. Um die Ledigen vor seinem Leid zu bewahren, wendet er sich an diese „Nai, ich bitt ich, lot's Gehoier" (Geht

mir weg, seid so gut und laßt das Heiraten); denn man kann machen, was man will: mit einer Frau ist einfach nicht auszukommen. Man kann ihr überhaupt nichts recht machen. Mit „Sat" (Seht) beginnt die Aufzählung der Leiden eines Ehemannes. Ist das Einkommen des Mannes noch so gering, die Frau will immer, schon vom Frühstück an, etwas Besonderes zum Trinken oder Essen haben. Um diese Gelüste zu befriedigen, muß der Mann Schulden machen. Außerdem braucht eine Frau dauernd neue Kleidungsstücke. Ganz schlimm aber wird es, bringt der Storch etwas Kleines. Da muß der Mann trotz seiner Geldknappheit für ein reichliches Taufessen sorgen. Dabei darf er noch nicht einmal ein böses Gesicht machen, wenn die anderen alles aufzehren, als hätte das nichts gekostet. Liegt die Frau im Kindbett, muß der Mann die Kinder und den Haushalt besorgen und darf sich obendrein noch bei keinem Menschen darüber beklagen. Am Ende besteht dazu noch die Möglichkeit, daß die Frau den Mann hintergangen hat. In diesem Falle muß er erst recht still sein. Hat die Frau nach der Geburt ihren ersten Kirchgang, geht es dem Manne wieder übel. Neu Kleider will die Frau, und die von ihr eingeladenen Freundinnen trinken fürchterliche Mengen Warmbier. Das muß der arme Ehemann wieder alles bezahlen. Es gäbe zwar noch viel zu klagen, doch das kann an der Tatsache nichts ändern, der Mann muß bei der Frau bleiben, da er mit ihr verheiratet ist. An die Möglichkeit einer Scheidung wird nicht im entferntesten gedacht. Ob es einem in der Ehe gefällt, oder ob man nichts wie Ärger und Sorgen hat, die Ehegemeinschaft ist und bleibt unauflöslich. Aus den „Klagen eines Ehemannes" klingt die Mahnung an die Ledigen, überlegt es euch vor der Heirat, ob ihr zueinander paßt. Nach der Eheschließung gibt es dann kein Zurück mehr; bis zum Lebensende muß man durchhalten.

Als Beispiel des südglätzischen Dialektes aus unseren Tagen greife ich aus der Fülle der vorhandenen Gedichte irgendeins von Robert Karger heraus. Hier zeigt sich die örtliche Mundart in der Form, die sie rund 100 Jahre nach der Zeit von Franz Schoenig angenommen hat. Wesentliche Änderungen sind nicht zu verzeichnen. Nur die Mundartschreibung ist nicht mehr nach dem Ermessen des Dichters gestaltet, sondern es wird die Einheitsschreibung des „Vereins für Glatzer Heimatkunde" von 1920 nach dem Entwurf von Friedrich Graebisch angewandt.

Doas ies der Teifel.

(Robert Karger.)

's ies jeederzeit vŏm Teifel viel
Geredt worn on geschriewa,
Wie a mėt Horn on Pfaadefuuß
Tutt ŏnse Welt dorchschniewa.

Am Reicha schmeßt a 'n Sackvel Göld
Zur Feuereſſe nönder
On fengt dermiet sei Seele ei.
Zer Helle muß se nönder!
Wenns öns possiert, öns fing' a ju nie,
Gawer datt, wuu 's fahlt, brengt a nischt hie;
Dōās ies der Teifel!

'n Zweeta hoot a mèt Gewalt
Gas Höffertsail genömma;
Daan lètt a öf dadèlla Welt
Zu hichsta Ährn nuffkömma.
Daar giht dernooch 'm Staatla rèm
On denkt: Härrgoot, waar bien ich!
On wöndert sich, doß ihm zu Ährn
Nie 's Gaas bei Tōāgs werd brihnich.
Mir watts nie possiern, ihr watts wöll sahn,
Aus mier watt schön nie viel Gescheides waan!
Dōās ies der Teifel!

Am andan tutt a ääga alweg
Mit hischa Jömpfan wènka;
Dö is s kai Wönder, wenn daar muuß
Eis Sèndaloch verſènka.
Ma muuß a Hatze hōān wie Stain,
Wiel ma a Jömpfan trötza,
Sönst watt di Tuuchendhoftigkeit
n aala Quarg euch nötza.
Jech traat euch vier zahn hische Jömpfan hie,
Gawer öns, die mer feſte blein, löckt a ju nie,
Dōās ies der Teifel! (Nijſ, S. 38.)

Vorstehendes Gedicht ist echt in Inhalt und Sprache. Bemerkenswert ist auch bei R. Karger, schon bei F. Schoenigs Versen konnten wir das feststellen, das Bewahren der urwüchsigen Rede des Alltags innerhalb der Reime. Einzelne schriftdeutsche Wörter sind in der Mundart völlig heimisch (vgl. Welt, Seele, denkt, Gas, Gewalt — auch: Gewaalt —) und werden gar nicht als fremde Eindringlinge in die Volkssprache empfunden. Schriftdeutscher Einfluß zeigt sich bei „Tuuchendhoftigkeit" (Tugendhaftigkeit). Die Hauptwörter auf -keit werden von den bodenständigen Leuten möglichst selten gebraucht. Dafür gebraucht man gern Nebensätze. Hochdeutsch beeinflußte Wortbildungen wendet die Mundart vorwiegend in ironischem Sinne an. So ist auch hier der Ausdruck (Tuuchendhoftigkeit" zu verstehen. Damit hält sich R. Karger auch in diesem Falle innerhalb der gebräuchlichen Rede des Volkes.

„Doas ies der Teifel!" ist eine stehende Redensart in der oberen Grafschaft. Das bodenständige Volk verwendet diese Formulierung, geht einem ein stiller Wunsch nicht in Erfüllung oder ein angestrengtes Streben bringt nicht den erhofften Erfolg. R. Karger gibt eine Ausdeutung der Redewendung in Reimen. Er geht dabei völlig richtig von der Volksmeinung aus, daß es dort nicht ganz mit rechten Dingen zugehen kann, wo sich stets ein besonderer Erfolg im bürgerlichen Leben einstellt. Erreicht jemand etwas, das man ihm nach seinen Fähigkeiten nicht recht zutraut, sagt man gewöhnlich „doo hoot dr Teifel geweeß aa a Loode drbei" (hier hat der Teufel gewiß auch ein Haar dabei, etwas hat hier gewiß auch der Teufel mitgespielt). Bei dem Erklären der Redensart hellt R. Karger ein wenig die dunkelen Seiten des menschlichen Innen auf. Er deutet an, daß es niemand gern sieht, wenn ein anderer mehr Glück hat als es bei einem selbst der Fall ist. Man will sich auch nicht eingestehen, daß der andere vielleicht durch seine größere Tüchtigkeit einen größeren Erfolg hat, sondern man glaubt lieber, dessen Wünsche erfülle eine höhere Macht, zumindest aber der Teufel. In guter Kenntnis der menschlichen Schwächen sagt der Dichter, es ist doch zu schade, daß der Teufel bloß die anderen verführt. Er könnte doch uns alles Mögliche anbieten, wir fielen bestimmt nicht darauf herein. Mit einer Wehmutsträne gesteht R. Karger — und nimmt damit seiner Ausdeutung jede Schärfe gegen andere — es ist doch zu schade, daß mich der Teufel nicht lockt.

Als Beispiel für das Nordglätzische führe ich eine lustige Probe aus R. Kargers Schaffen an. Bei der Schreibung fehlen die Sonderzeichen in der Lautwiedergabe, da die Sammlung „Pauerbrot" von R. Karger ohne die Sondertypen hergestellt wurde. ((Pbt, S. 5) steht:

A koan blooß ääs.

(Robert Karger.)

's woar Sonntich, a Marja wie Gold asu schien,
Do machte zurechte zum Kärchegihn
De Paatzelt Lenarduff'n ihre femf Kender.
Se noahm se dernooch zu der Loade ahender
On goa da ältsta, die laasa kunna,
A Bichla zum Baata. Dernaaba stunna
Zwee klääne Prootzel vo vier, femf Joahrn,
Daan es se nooch schnell dorch de Hoare gefoahrn
On sääte zuuna ieberm Naustraata:
„Tutt ihr och a poar Vater unser baata!"
Do dreht sich zurecke doas Juusla-Geschmäß
On määnt: „Ju Mutter, ich koan ju blooß ääs!"

Auch in dieser Mundartprobe ist kein Wort enthalten, das nicht in der alltäglichen Rede der heimischen Leute gang und gäbe wäre. Ebenso entspricht auch der allgemeine Inhalt den ortsüblichen Tatsachen. Die Vorbereitungen zum Kirchgang spielen sich in allen Einzelheiten auf die geschilderte Art ohne bedeutende Abweichungen in den einzelnen Dorfstuben ab. Ausgenommen ist davon der heitere Zwischenfall, der auch Anlaß zu den Versen war. Im Unterton schwingt bei dem Gedichte das verbreitete Gefühl mit, daß die Kinder froh sind, wenn sie sich auf irgendeine Art von dem Zwange einer zu ausgedehnten Andachtsübung befreien können. Den Höhepunkt des lustigen Zwischenfalles bringt R. Karger wie bei allen seinen Stücken mit heiterem Inhalte am Ende der gereimten Schnurre.

Eine Probe in Reimen und eine in Prosa teile ich von dem Grulicher Dialekt aus dem Schaffen von Wilhelm Oehl mit. Der Dichter hat seine eigene Art in der Mundartschreibung. Er richtet sich nach dem Satze, schreibe wie du sprichst. Ganz einheitlich führt er die Darstellung der verschiedenartigen Lautung der einzelnen Wörter nicht durch. So kennt Oehl z. B. die Darstellung des langen o durch die Doppelschreibung oo, schreibt aber auch domohls, was folgerichtig nach der Aussprache mit doomools wiederzugeben gewesen wäre. Oft kennzeichnet er die Länge auch gar nicht (hot statt hoot, noch statt nooch). Ebenso unterscheidet er in der Schreibung nicht durchgängig den verschiedenen Klangwert einzelner Wörter (honn statt hoan, grod statt groad, tota statt toata). Einfaches e oder ee ist oft als ä zu sprechen (ke sprich kä, (kein), Keene sprich Kääne (Keine).

Die bihmsche Krankt.

(Wilhelm Oehl.)

Wie ich noch a Hemdafietz, a ganz kleenr Jonge wor
'sein drseit bahl a holbhundrt Johr
Do worn die Knechte, die Mäde, 's ganze Gesende
Bis zum Mädla, wos on ging ei dr Tatsche mit 'm klennsta Kende,
Stookbihmsch; on 's klengt wie Spoot on Huun:
Bihmsch ei a Schlohf gesonga wur monchr deutsche Paurnsuhn!
Stookbihmsch worn Olle, die on sein ei a Dienst gezähn,
Ubr die Dienstbota dorft ma domohls rechtich ne klän!
Do hotta se noch vür a Herrnleuta Respekt,
On sein vür Ondrtähnichkeet wie Puttr vür dr Sonne zerkleckt!
On honn sich ne gepärscht, sein ondrgebokt,
Honn monches Spootwort nondrgeschlockt!
On fromm worn se, sein olle Sonntiche dreimohl ei die Kercha ganga,
Noch'm Wertshause, noch'm Tanzsoole, wor ke Vrlanga!
Beim Arbta hot sich niemand 'n Schooda gemacht,
's Treiba vrtrucha se ne, 's ging olls pommalich on sacht,

On grod asu langsm, wie bei'm Arbta worn se bei'm Assa,
's wor elstamohl, ols täta se off's Schlenga vrgassa!
Bei'm Assa kunn ma se extrabesser looba,
Vo salbr hot sich Keenr on Keene gehoba;
Hübsch pomaalich honn se sich ogestoppt,
Gelömmlt honn se die Melch gesoppt,
Honn sich ogewompt, bis se mußta a Riema wetr schnolla,
Ganze Barche vo Klieslann tota wie ei a Börnla folla,
Dar della Zeit ho mr dos Wort vrdankt
„Müde, mott on faul" wär die bihmsche Krankt! —
Etz is 's andrs — die bihmsche Krankt honn se übrwonda,
Etz fühla se sich ols „Tschechn", on honn sich zunandr gefonda,
Mit 'm Dien'n is 's aus, mit 'm Ondrboka is 's zu Ende,
Etz rührn se für eecha Hard die Hände!
Die bihmsche Krankt: müde, mott on faul,
Ich sä's frei raus, on heßa se mich a a biehses Maul,
Die hot sich ondr die Deutscha geschlecha,
Sonst wärn ne asu Viele vo dr Scholle gewecha!
Die „Bihmsche Krankt" ei nationalem Senne,
Is etz do on dort bei a Deutscha zu hausenne!
Die delle Krankt derf nie zu lange daurn,
Weil gohr zu viel Feinde emm die Deutscha remm laurn!
„Müde, mott on faul" derf dr Deutsche ne sein,
On's is ne Olls geschahn mit'm „Heil" on „Hurra" schrein!
's Erste is, sich drheeme a wink roffa,
Dos on tut die Nuut ne übrohl rausgoffa,
On wenn's schlemm schlät, sich eenich zusomma fenda!
Asu wamm mr die bihmsche Krankt on onsre Feinde übrwenda!

(Ondr'm, S. 104 ff.)

Die hier verwendete Mundart entspricht der Volkssprache der Grulicher Gegend und ist durch den Dichter nur mit den im Volke völlig gebräuchlichen schriftdeutschen Wendungen durchsetzt worden. Eine Anzahl kennzeichnender Ausdrücke der Grulicher Mundart finden sich auch in der Sprache von den benachbarten Grafschafter Oberdörfern. Ich nenne in dem wiedergegebenen Gedichte enthaltene Wörter und Redewendungen, die älteres Sprachgut verkörpern und beiden Bezirken trotz sonst unterschiedlicher Lautung gemeinsam sind. Bei dem gemeinsamen Sprachgut ist auch die Lautgebung in beiden Sprachgebieten die gleiche. „Hemdafietz" (ein kleines Kind nur mit einem Hemdchen bekleidet), „Tatsche" (mit dem schriftdeutschen „Steckkissen" gleichzusetzen), „Stookbihmsch" (ganz und gar tschechisch), „bihmsch" (allgemein tschechisch), „ma derf rechtich ne . . ." (man braucht wirklich nicht . . .), „pärscha" (sich trotzig auflehnen), „ondrbocka" (zu Kreuze kriechen, sich beugen), „sich 'n Schoada macha" (sich durch

schwere Arbeit einen inneren Fehler zuziehen), „pommaalich" (ganz langsam und ohne jede Anstrengung), „elstamool" (ab und zu), „oawompa" (so viel essen, daß der Leib eine richtige Wölbung erhält), „a bieses Maul" (kann ein kranker Mund sein oder wie hier: ein Mensch, der mit Vorliebe den anderen ihre Fehler nachrechnet; es kann aber einfach auch Klatschsucht bedeuten), „sich awing roffa" (zu etwas Wohlstand kommen), „wenn 's schlemm (p) schlät — schleet —" (wenn die letzte Entscheidung kommt).

Echt wie die Sprache ist auch der Inhalt des Gedichtes. Die „bihmsche Krankt" ist der bodenständigen Bevölkerung die Verkörperung von Langsamkeit, Eßsucht und Arbeitsunlust. An manchen Orten der Grafschaft umschrieb man die „bihmsche Krankt" nicht wie Oehl einfach mit „müde, mott on faul", sondern man sagte noch eingehender:

„Müde, mott, maroode,
faul, gefreeßich on kammoode."

(Müde, matt, kränklich und leicht gebrechlich, faul, gefräßig und ganz bequem). Diese Indolenz der Tschechen hielt man für so im Blute liegend, daß man glaubte, sie wären ihr unrettbar verfallen. Jeder deutsche Mensch war der Ansicht, darin den Tschechen immer etwas voraus zu haben. Der Deutsche hielt sich für wertvoller und stärker, schon weil er nicht mit der für unheilbar gehaltenen „bihmscha Krankt" behaftet war. Hier verankert nun Oehl seinen völkischen Mahnruf im bodenständigen Volksempfinden. Er sagt, das Unmögliche ist geschehen, die Tschechen haben ihr indolentes Wesen überwunden und abgetan. Die Kraft dazu gab ihnen Heimat- und Volkstumsliebe. Aber es ist nicht bloß Unmögliches möglich geworden, sondern es ist auch etwas Unglaubliches geschehen: die Deutschen sind teilweise von der böhmischen Krankheit im nationalen Sinne befallen worden, obwohl sich jeder Deutsche bis ins Innerste unverletzlich fühlte der „bihmscha Krankt" gegenüber. Dieser Schwächezustand der Deutschen (im ehemaligen Grenzland) darf aber nicht zu lange dauern, denn das Deutschtum ist von vielen und angriffsbereiten Feinden umgeben. Dieser Gefahr kann man mit keinem Hurrapatriotismus entgegentreten, sondern nur durch tatkrätiges Handeln. Auf eigener Scholle hat man sich zu behaupten und darf den Boden auf keinen Fall preisgeben. Durch erhöhten Kräfteeinsatz hat man die Schwierigkeiten, die der Volkstumskampf mit sich bringt, zu meistern und darf nicht durch Verkauf des eigenen Besitzes an Tschechen zum Verräter des Deutschtums werden. In Eintracht müssen die Deutschen zusammenstehen, wollen sie den anstürmenden Feind besiegen.

Die gute Mundartprosa bietet auch bei dem Schildern von heiteren Begebenheiten gewöhnlich tatsächliche Geschehnisse. Hier ist es natürlich leicht im Vergleich zur gebundenen Rede unverfälschte Volkssprache zu bieten. Doch liegt bei der Prosa die Gefahr nahe, daß man trotz echter Mundartworte und der zahlreichen Verwendung von bodenständigen Re-

densarten beim Satzbau in schriftdeutsches Fahrwasser gerät. Diese Schwäche wird von den Leuten nicht sonderlich wahrgenommen, wenn die mundartliche Geschichte einen anregenden Inhalt bietet. Die Wörter und Redensarten müssen aber völlig sinnecht angewandt sein. Dabei kennt der bodenständige Mundartsprecher keine Nachsicht. Als Beispiel für die wortechte Mundartprosa, die vereinzelt bei dem Satzbau unter schriftdeutschen Einfluß gerät, führe ich eine heitere Erzählung von Wilhelm Oehl an (Ondr'm, S. 80 f.).

Fluchprauslalorke.

Dr Hechr Prause, dos wor a Moon! Die Stoddleute täta sprecha a Original, a steenbücha Karle, vo aßwendich feste wie Eisa on klepplдecke grob on enwendich wech wie Quork.

Mocht's Waatr sein wie's wullt, mocht's Manglkeula schmeißa, ei senn Pusch mußta; wenn 'm ok sei Pfeifla schmeckte, wettr hott a kenn Wunsch, ließ a Herrgoot eim Himmel, senn Exellenzgrohfa off'm Schlosse on a Obrförschtr ei'm Stadtla 'n guda Moon sein; woß a braucht hotta; zum Laaba zu wing, zum Sterba zu viel.

„Die orma Leute sein immr bessr droo, ols die Reicha; die könna 's wingste nemme orm warn," säta wie offte on daßtholbe tota die reicha Leute a ne grode sehr ästemirn on schempfte übrse gor lestrbendich. Dos Geschempfe hot 'm ju a senn Spitznoma eigeträn on als „Fluchprause" wor a zengsremm bekannt wie a biehser Kreuzr.

Trotz dahm viela Gefluche wor dr Hechr a gootsferchtr Moon; wenn a sei Söndapaksla schon a wing zu sehr drockte, machte har sich off die Strempe on ging off 'a Muttrgootsbarg eis Klustr zr Bechte.

Zu jerr Zeit kriechta die Leute, wenn se mit dr Bechte on worn fertich, extrabessr mit dr Absolution noch 'n Bechtzedl.

Prause machte während dr Frühmasse sei Bechte weck; reengewoscha wie a weißes Hamprla vrließa a Bechtstuhl on ging em a holbniche Berde Sönda lechtr zum Hauptaltr, em dort knienich vür 'm Gnodenbelde sei Buße oozubata. Do rief 'm sei Bechtvootr laut anoch: „Herr Prause, a Beichtzettl!" on reckt 'm dos Popierla aus 'm Bechtstuhle ei de Keene — on Prause drehte sich 'hortich emm onn sproch asu laut, doß die ganze Kerche horte: „O, vrflucht, dahn hätt' ich bahle vrgassa!"

Vor allem zeigt sich das nicht Volkstümliche im Satzbau in der Länge der Sätze. Der einfache Mann spricht in kurzen, nebengeordneten Sätzen. Sehr oft setzt der bodenständige Mundartsprecher, nach dem sich doch eine echte Mundartprosa zu richten hat, einfach einen Satz neben den anderen, ohne durch die Verwendung von Bindeworten einen inneren Zusammenhang nach außen deutlich zu machen. Der Stil der echten Mundartprosa ist nicht linienmäßig, sondern sprunghaft.

Von den Merkmalen der Mundart gegenüber der Schriftsprache sind die klanglichen Unterschiede der Laute für einen der Volkssprache Unkundigen am ehesten faßbar. Neben die Eigenart der Mundartlautung tritt als eine weniger auffallende Erscheinung der besondere Wortschatz des Dialektes. Falsch ist die Vorstellung, die Mundart wäre wortarm im Vergleich zur Schriftsprache. Rein rechnerisch gesehen stimmt es allerdings. Die Schriftsprache hat in ihrer Endsumme eine weit größere Wortmenge als die Mundart. Dieser rein zahlenmäßige Vergleich übersieht aber, daß weite Sachgebiete des Schriftdeutschen nicht nur für die Volkssprache sondern auch für den hochdeutsch redenden Städter ausfallen. Wir müssen die Wortzahl der beiden Spracharten jeweils innerhalb der gleichen Sachgebiete betrachten. Dabei zeigt die Mundart im Bereich des alltäglichen Lebens teilweise einen erheblich größeren Wortreichtum als die Schriftsprache, vor allem als des Gebildeten abgeblaßte Sprache. Hauptsächlich beruht diese Vielgestaltigkeit des Dialektes auf einer stark ausgeprägten Synonymik. Für viele Begriffe, die in der Schriftsprache einfach mit einem Worte wiedergegeben werden, stehen der Mundart eine Reihe verschiedener Ausdrücke zur Verfügung. Jedes Wort birgt für den Mundartsprecher einen ganz bestimmten Gefühlsinhalt oder verkörpert eine fest umgrenzte Vorstellung. Deshalb kann man kein Wort einfach für das andere setzen, ohne den Sinn eines Satzes zu verändern. In der Volkssprache der Grafschaft weint z. B. ein Mensch nicht bloß, sondern „a macht 'n Zeker, macht a Gesetzla, flärrt, flennt, flutscht, hoilt, noatscht, 's gewennt Wosser, die Träppla kaula u. a. Die genauen Inhaltsunterschiede der einzelnen Wörter für einen einzigen Vorgang machen eine genaue Wortwahl in der Mundart notwendig. Jedes Wort bezeichnet einen bestimmten Abschnitt innerhalb des gleichen Geschehens. Wir erkennen aus dieser Tatsache, daß sich der Unterschied von Mundart und Schriftsprache nicht etwa auf die äußere Verschiedenheit der Lautung beschränkt, sondern die unterscheidenden Merkmale erstrecken sich bis zum inneren Sprachsinn. Die genauen bildmäßigen Abstufungen innerhalb der Dialektworte sind durch ein „Umdenken“[22] in die Mundart nicht zu erlernen. Man muß die Sprachgewohnheiten des Volkes aus eigenem Miterleben kennen. Allgemeine Regeln für ein Erlernen der Mundart aus Büchern lassen sich nicht aufstellen. Den bodenständigen Mundartsprecher kennzeichnet die sinnechte Wortwahl. Er ist es von Kind an gewohnt, mit jedem Worte und jeder Redewendung ein ganz genau festgelegtes Bild in seiner Vorstellung zu verbinden. Diese innere Echtheit in einer treffsicheren Wortwahl fordert der bodenständige Dialektsprecher ohne Nachsicht auch von den Dichtern der Volkssprache.

Eine Anzahl schriftdeutscher Wörter ist im Laufe der Zeit in der Mundart heimisch geworden und fällt als fremder Bestandteil nicht mehr auf. Neben dem schriftdeutschen Gemeingut innerhalb des Dialektes übernimmt

[22] Gl. Hbl. 1921, S. 84 f.

der Mundartdichter verschiedene Worte aus der Schriftsprache mit Rücksicht auf den Reim.[23] Um das Gebiet der schriftlichen Mundartdarstellung zu erweitern, übertrugen die Dialektdichter besonders gattungsmäßige Ausdrücke des Schriftdeutschen wie Zeitgeist, Kinderzeit,[24] Erinnerung,[25] Heimatwelt,[26] Unzufriedenheit[27] in die Mundart ohne jede Abänderung. Manche Wörter werden der Mundart auch lautlich angeglichen. So wird Muttersprache zu Mutterspreche und Sonntagsfeier treffen wir als Sonntichsfeier wieder.

Wer von der Schriftsprache herkommt, dem fällt neben Lautung und eigener Wortwahl noch die Wortbildung[28] der Mundart auf. Beim Zeitwort[29] finden wir die Vorsilbe „der" statt „er". Es heißt derlanga für erlangen, erbeten wird derbaata. Von der Substantivierung nenne ich ein Beispiel auf „e" und eins mit dem Suffix „s". Von „schloon" (schlagen, Holz fällen) formt man „Schloo-e" (Schlag, Holzausschlag); „Drehe" (Kehre, Straßenbiegung) von „drehn" (drehen, biegen). Von „merka" bildet man „Merks" (Gedächtnis), von „starba" auch „starwa" (sterben) leitet man das Hauptwort „Sterbs" (Tod) ab.

Eine besondere Vorliebe hat die Mundart für Verkleinerungen. Die schriftdeutsche Silbe „lein" (Häslein) treffen wir im Dialekt als „la" (Haasla) wieder. Diese Verkleinerungssilbe mindert aber nicht stetig ein Wort herab, sondern sie kann innerhalb der Mundart sogar eine besondere Größe bezeichnen. Von „Fuuder" heißt die Verkleinerung „Fiedala" (Fuder und Füderchen). „Fiedala" kann ein kleines Fuder sein, wird das Wort im gewöhnlichen Tone gesprochen. Wird es eigens betont, bedeutet es ein ganz großes Fuder. Man hat dann die Vorstellung, der Wagen ist in seiner Tragfähigkeit bis zum letzten ausgenützt. Ist dieser Sinn gemeint, sagt man gewöhnlich „a antlich Fiedala". Eine scherzhafte Vorstellung ist mit dieser Ausdrucksart nicht verbunden, kann aber durch eine eigentümliche Betonung geweckt werden. Förmliche Abweichungen von den Gewohnheiten der Schriftsprache finden sich im Geschlecht der Mundartwörter. „Doas Geft" ist das Gift. „Der Geft" bedeutet die Krankheit. Die Stufe heißt in der Mundart „der Stuffa". Eine eigentümliche Wortanwendung im Vergleich zur Schriftsprache finden wir in Ausdrücken wie:

„a toar nie fatt gehn" — „a derf nie fatt gehn".
(er darf nicht fortgehen) — (er braucht nicht fortzugehen.)

Im ersten Falle steht dem Fortgehen ein Verbot im Wege. Bei der zweiten Redewendung liegt kein Verbot vor, sondern man hat es einfach nicht nö-

[23] Sorjen, Zeiten; Mjf, S. 7, 30.
[24] Mjf, S. 15.
[25] Mjf, S. 37.
[26] Mjf, S. 64.
[27] Mjf, S. 99.
[28] Gl. Hbl. 1937, S. 40 ff.; Gl. Hbl. 1938, S. 11 ff., S. 138.
[29] W. Jungandreas, Schlesische Zeitwortbildung, Liegnitz 1923.

tig, fortzugehen. Für „dürfen" sagt man „tärrn" (nicht zu verwechseln mit täärn, was teeren bedeutet) oder „toarn". „Da toar olls macha", der darf alles machen. „Brauchen" wird mit „derfa" wiedergegeben. „Du derfst blooß freeja", du brauchst nur zu fragen. Die schriftdeutsche Sprachanwendung von dürfen und brauchen dringt über das Gemeinglätzische immer stärker in das Sprachgebiet der Oberdörfer ein. Man kann also schon in einer weiten Verbreitung hören „A derf nie gehn", er darf nicht gehen und „a braucht nie gehn", er braucht nicht zu gehen.

Zu den Erklärungen, die Behaghel von „mer" gibt,[30] füge ich hinzu, für bestimmte Bezirke ist „mer" nicht eine Vermischung, sondern eine Gleichsetzung mit „wir". In der Grafschaft Glatz heißt unbetontes „wir" stets „mer". Betont lautet es „mier". „Mier senn mier, on wenn mer blooß a Pfond wiecha!" Wir sind wir, und wenn wir nur ein Pfund wiegen! Aber nicht nur das nachgestellte „wir" lautet „mer", sondern auch das nachstehende „mir". „Soi mer 'sch och", sag mir es nur. Das nachgestellte „mir" ist natürlich gleichzusetzen mit dem unbetonten.

Eine Anzahl von Worten haben in der mundartlichen Aussprache den völlig gleichen Klang, aber eine verschiedene Bedeutung. "Lettr" ist eine Leiter. Ebenso kann „Lettr" einer sein, der die Glocken zu läuten hat, ein Läuter. Aus solchen Bedeutungsverschiedenheiten können sich heitere Verwechselungen ergeben.[31] Eine Reihe von spaßigen Mißverständnissen kommt unter den Mundartsprechern dadurch zustande, daß schriftdeutsche Worte ihrem Klange nach mundartlich verstanden werden. Diese heiteren Geschehnisse liefern den Mundartdichtern willkommenen Stoff zu lustigen Reimen. Der Pfarrer brummt „die Stola" und der Ministrant versteht „'n Stuhl har!"[32] Im Kaufhaus fragt jemand nach einem Schirm[33] und bekommt die Weisung „ersten Stock". Er versteht aber „erscht 'n Stock", er solle sich erst einen Stock kaufen, ehe er einen Schirm bekommen kann. Ein Schulanfänger hört die Worte „Es ist ein Gott, der alles erschaffen hat, erhält und regiert"[34] mundartlich als „Es ist ein Gott, daar a aales Schaffla hoot, a Hälzla on rihrt"[35] „Sühne" faßt ein anderer Schuljunge als „Siene"[36] auf. Dem Klange nach erklärt man umgekehrt auch scherzhaft Fremdworte. „Rendevous" soll „Rande wu" (irgendwo am Rande) heißen und „Trottoir" wird mit „Tratt do har!" (tretet hierher) wiedergegeben.[37] Ein Spaßvogel behauptet, er hätte „Dollar". Er dreht die Taschen einzeln um und sagt „doo laar on doo laar" (hier leer und da leer).[38]

30) Behagel, S. 226 ff.
31) Ondr'm, S. 33.
32) Vgl, Nr. 92.
33) Vgl, Nr. 185.
34) Vgl, Nr. 122.
35) Es ist ein Gott, der ein altes Schäffchen hat, ein kleines Holz und rührt.
36) Mjf, S. 138 weibl. Kaninchen. —
37) Ondr'm, S. 50.
38) Gr. F. 1924, S. 73.

So wie verschiedene schriftdeutsche Wörter in der Mundart heimisch wurden, finden sich auch eine Reihe Fremdwörter im Dialekt, die nicht mehr als fremd empfunden werden. (Maläär, Plamaasche, Reteraade, teschkriern, vertefentieren, a macht sich nobel, a macht Goalle u. a.) Für gebräuchliche Fremdwörter des Schriftdeutschen sind in der Mundart teilweise bodenständige Ausdrücke geläufig.[39]

phantasieren — ärre reda,
photographieren — sich obnahma loon,
profitieren — rausschloon,
rasieren — a Boart wegtun,
reparieren — oarechta.

Fremdworte sind bei den Leuten allgemein unbeliebt. Man spricht in diesem Sinne auch von „teelscha Wäärtan" (anomale Wörter). Von den im Laufe der Zeit in der Mundart heimisch gewordenen Fremdwörtern machten die Mundartdichter auch Gebrauch bei ihrem Schaffen. Schon bei Franz Schoenig finden wir einige ursprüngliche Fremdwörter, die aber in der Mundart volles Asylrecht genießen. Vgl. Brommevirt (promoviert),[40] erezirn (exerzieren)[41] regruttirn (rekrutieren),[42] Thorrekter (Direktor),[43] vesedirn (visitieren)[44] und Apetik, gradelirn, Inspekter, Korasche, Moschkawitter sowie trewelirn.[45] Auch bei Robert Karger[46] finden sich Worte, die von außen her in die Mundart eindrangen. Von sich aus haben die Mundartdichter keine Fremdwörter in schriftdeutschem Sinne in die Volkssprache eingeführt. Nur rein schriftdeutsche Wörter übernahmen die Mundartschaffenden und führten auf diese Art einen gewissen fremden Wortbestand in den Dialekt ein.

Die eigentlichen Traditionshüter von Brauch und Sprache sind die alten Leute.[47] Von der wirtschaftlichen und politischen Verantwortung sind sie weithin enthoben und haben somit genügend Zeit zu beschaulicher Betätigung. Insbesondere ist ihnen ein Drang zum Erzählen eigen. „Die Aala maa(r)n halt zu ganne". (Die Alten plaudern eben zu gern.) Sie sind die Träger alter Sprachformen und übermitteln den Jüngeren wertvolles Mundartgut. So haben sich auch eine Menge bodenständiger Wörter aus der Zeit von Franz Schoenig bis auf unsere Zeit lebendig erhalten. Der

[39] Gl. Land 1925, Nr. 3, S. 5 — reden wie ein Geisteskranker, sich (im Bilde) abnehmen lassen, (einen Gewinn) herausschlagen, den Bart beiseite legen (wegtun), anrichten (etwas an seinen richtigen Zustand wieder heranbringen).
[40] Langer, Nr. 4, 6.
[41] Langer, Nr. 15, 12.
[42] Langer, Nr. 15, 4.
[43] Langer, Nr .15, 1.
[44] Langer, Nr. 37, 24.
[45] Langer, Nr. 37, 27; 2,2; 15,3; 7,29; 3,6; 3,18.
[46] Z. B. Mjf, S. 21, 23, 24, 30, 35, 38, 48, 57, 59, 60, 63, 69, 70, 71, 96, 99, 114, 120, 121, 128, 133, 135, 145.
[47] Walter Kuhn, Nachrichten, 13. Heft, Juli 1938, S. 15.

heutigen Schuljugend sind sie allerdings oft schon unverständlich. Ich zähle nun Mundartgut auf, das sich in den Versen von Schoenig findet und noch lebendiger Besitz der Mundartsprecher (ungefähr 50 Jahre und älter) ist. Die Wörter werden mit einer Belegstelle nach der Ausgabe von Ed. Langer angeführt, da dort die Gedichte und die Zeilen benummert sind.

alain, alaine — jedoch[48]
awa — eben[49]
beiß — abgebissener Bissen[50]
bodembisa — völlig schlechten, bodenbösen[51]
dastholwe — dessentwegen[52]
emseste — umsonst[53]
ferwohre — fürwahr[54]
ferkomma — bekömmlich sein[55]
volt — vollends[56]
gale Monne — Goldstücke[57]
Geier — Teufel[58]
gelohrt — gelehrt[59]
genae (gena-e) — genau[60]
genemma — namhaft machen[61]
gezige — sehr biegsam[62]
gipa — einen dünnen Laut hervorbringen[63]
gnaidig — gnädig[64] — sehr selten —
grausem — sehr[65]
gronte — grundtief[66]
haime — nach Hause, heimwärts[67]

48) Nr. 3, 13; 4, 18.
49) Nr. 3, 15.
50) Nr. 40, 22.
51) Nr. 16, 24.
52) Nr. 1, 4; 3, 15.
53) Nr. 7, 10.
54) Nr. 3, 1.
55) Nr. 18, 11.
56) Nr. 11, 16.
57) Nr. 10, 5.
58) Nr. 24, 10.
59) Nr. 8, 39.
60) Nr. 5, 19.
61) Nr. 25, 25.
62) Nr. 22, 39.
63) Nr. 14, 5.
64) Nr. 22, 26.
65) Nr. 5, 33.
66) Nr. 14, 21.
67) Nr. 34, 36.

Heute gebraucht man „haim" für „nach Hause". Tiere jagt man aber noch heimwärts mit „gihste haime!" In Gießhübel ist für heimwärts noch „enhaime" üblich, das auch Schoenig kannte. Vgl. Langer, 9, 64.

jescht — schäumt[68]
kluchza — schluchzend klagen, kränkeln[69]
loikel 's — bestreite es[70]
me — mehr[71]
ne — nicht[72]
(nemme — nicht mehr)
os — wie[73]
pecha (peecha) — froh lärmen[74]
quenga — zwingen[75]
(quänga — klemmen)
Raicht — Recht;[76] heute nur als Adjektiv gebraucht

salda — selten[77]
salt — damals;[78] vereinzelt gebr. schmälen[79]
schmala
schmählich — sehr, schrecklich[80]
schmarchst — früh morgens[81]
schmarchsta — früh morgens;[82] oft angewandt für „gestan marja" also gestern früh

ses — uns (unbetont, meist nachgestellt)[83]

sest — sonst[84]

[68] Nr. 12, 10.
[69] Nr. 41, 62.
[70] Nr. 8, 46.
[71] Nr. 17, 18.
[72] Nr. 8, 67.
[73] Nr. 9, 28.
[74] Nr. 25, 13.
[75] Nr. 14, 25.
[76] Nr. 18, 17.
[77] Nr. 5, 13.
[78] Nr. 5, 5.
[79] Nr. 4, 24.
[80] Nr. 2, 4; 2, 13; 16, 35.
[81] Nr. 3, 7.
[82] Nr. 4, 4.
[83] Nr. 2, 14; 3, 2.
[84] Nr. 8, 53; 19, 16.

silasgärne		seelensgern[85]
Sile	—	Seele[86]
spot	—	spät;[87] vereinzelt gebraucht
stainfremd		vollkommen fremd;[88] nur bei alten Leuten noch zu hören. Sonst „stookfremde"
strende	—	hemmend;[89] sinnverwandt dem schriftdeutschen „stremmen"
topper	—	tapfer, wacker[90]
unvermaintlich	—	ungewöhnlich[91]
wiffel	—	wie viele[92]
ze	—	zu[93]
Zeker	—	Schultasche;[94] nur von alten Leuten gebraucht

Manche Worte, die Franz Schoenig in seinen Reimen verwendet, sind selbst bei den Traditionshütern nicht mehr zu hören. (Vgl. seilatige, forte, spote, techt, Auswärts, nech, sent, schlaicht, Saigen, sailig, Oma.)[95]

Ein natürliches Absterben einzelner Wörter ist in der Mundart bedingt durch das Schwinden verschiedener Arbeiten und Berufe. Einzelausdrücke gingen unter vom Spinnen und Weben, der Flachszubereitung und von dem Herstellen der Spanschachteln in Heimarbeit.[96] Oder wer kennt noch den „Garnmoan" und den „Roomfaßlamoan?"[97] Eine Anzahl von Worten gibt es aber, deren Verlust mancher Mundartfreund schon vor einem Jahrzehnt beklagt, die aber noch heute in der Altersgruppe der Verheirateten[98] lebendig sind. Damit halten sich diese Worte mindestens bis zum Tode ihrer Träger. Die der Mundart angeblich längst verlorengegangenen Wörter[99] finden sich noch in dem Gebiete der Oberdörfer als lebendiges Sprachgut. Dort ißt man noch „Aadäppel" und nicht „Kartoffan". Ebenso sind noch im Gebrauch,[100] „Letschel"

---

85) Nr. 26, 30.
86) Nr. 5, 6.
87) Nr. 22, 45.
88) Nr. 8, 34.
89) Nr. 5, 33.
90) Nr. 8, 19.
91) Nr. 8, 42.
92) Nr. 4, 32.
93) Nr. 8, 35.
94) Nr. 23, 41; vgl. Seite 76 dieser Arbeit.
95) Langer, Nr. 5, 8; 6, 15; 12, 31; 13, 2; 11, 5; 16, 10; 19, 8; 42, 2; 22, 24; 17,47; 46,17.
96) Vgl. Gr. F. 1932, S. 135 ff.
97) G. O. 1922, S. 102 ff.
98) W. Kuhn, Nachrichten, 1938 Juli, 13. Heft, S. 14.
99) Gl. Land 1929, Nr. 6.
100) Gl. Land 1929, Nr. 8.

(ungeschlachter Bursche), „Kitschger" (Tasche in Frauenröcken), „Klonkan" (kann alte und auch neue Kleidung bedeuten), „faate" (voriges Jahr), „schanne" (der gleiche Sinn wie „sag mal"). Weiter sind noch im Sprachgebrauch,[101] „Dreemel" (großer Mensch mit eckigen Bewegungen), „begitschkan" (übertrieben um jemanden besorgt sein), „Mäste" (redesüchtige Frau),[102] „roobta" (sehr fleißig arbeiten), „getocht" (gepaßt, war angenehm), „Greesala" oder „Groosel" (ein kleines Stückchen. ein Augenblick), „glungan" (ganz langsam gehen oder arbeiten), „rauza" (zanken), „Gerauze" (Geschimpfe). „Prozise" findet sich noch in der Redensart „doas ees a ganz Prozieser" (das ist ein ganz kurz angebundener Mensch). Meint man einen ganz genauen Menschen, der über kleine Unstimmigkeiten sehr ungehalten werden kann, sagt man „doas ees a ganz Präzieser". Vereinzelt kann man „prozise" noch in der Bedeutung von „grob" hören. „Da koam 'm oawer prozise" (der kam ihm aber grob, ohne ihn laut anzuschreien. Spricht man „a koam 'm groob", hat jeder Mundartsprecher die Vorstellung, daß es dabei recht laut zuging.) „Zolkan" sind keine Fetzen, sondern unordentliche Strähne. Ein etwas unreinliches und jungenhaftes Mädchen ist ein „Zolker", sind aber nur die Haare in einer steten Unordnung, nennt man es „Zolkerbook".

In der oberdörfischen Mundart, die von der Schriftsprache weit verschiedener ist als das Gemeinglätzische, ist also noch Sprachgut lebendig, das sonst in der Grafschaft schon geschwunden ist. Bei Robert Karger, der mit den meisten seiner Arbeiten im „Oberdörfischen" wurzelt, finden sich auch noch eine ganze Reihe alter Wortformen. Einige Beispiele[103] führe ich aus „Marjasonne"[104] an. „Geloahrta, azuuzetiert, halääart, plenzt, a Schnoawel wetza (vgl. die gleiche Redensart bei Schoenig, Langer, Nr. 25, 31), Hoachelskroacha, teschkeriern, ungomper, inuu, knespelschwäär, meilatje, ollmeilaatje, Proozel, emondem, nand, schwippelvuul, schwipplich, Aadäppel, Knupper, bewuschpert und elstamool."

Für das Schwinden von Dialektworten ist vor allem der Tod der alten Mundartsprecher maßgebend. Sie sind die Träger und Quelle jeder tieferen Mundartkenntnis. Von ihnen sind Wortschatz und Satzbau abhängig. In ihnen ruhen ursprüngliche Redewendungen und bildhafte Vergleiche, die man oft nicht erfragen kann, sondern die plötzlich laut werden bei einer innerlichen Erregung durch Freude oder Trauer.

[101] Gl. Land 1929, Nr. 9.

[102] Man spricht auch in genauerer Bezeichnung von einer „Maarmäste" oder „Schwoppermäste". Bei „Mäste" kann es sich auch um ein Holzgefäß (rund oder eckig) mit Deckel handeln, das man aufhängen kann. Bekannt ist aus der Küche die „Saalzmäste".

[103] Mjf, S. 25, 26, 31, 44, 46, 52, 58, 59, 66, 69, 76, 88, 107, 112, 120, 129, 133, 139.

[104] Dieser Gedichtband wurde als beliebiges Beispiel genommen. Die anderen Arbeiten von R. Karger bieten ebenfalls eine Anzahl alter Mundartwörter.

Neben dem Vergehen findet sich auch ein gewisses Werden. Da sich nicht die einzelnen Lautgruppen des Dialektes ändern, sondern jedes Wort sein besonderes Schicksal erleidet, treten mit neuen Dingen oder Beschäftigungen auch neue Wortgebilde in der Mundart auf. Sie nehmen in ihren Vokalen den Klangcharakter der Volkssprache an. Es finden sich auch bodenständige Neubildungen, die aber größtenteils auf bestimmte Altersgruppen beschränkt sind.

Eine bestimmte Sprachbewegung zeigt sich innerhalb eines geschlossenen Mundartgebietes auch zwischen den einzelnen Teildialekten. Die Lautverschiedenheiten von Gemeinglätzisch und Südglätzisch werden von den Grafschaftern nicht als Sprachunterschiede gewertet, sondern man sieht in ihnen nur Klangverschiedenheiten. Man hat dabei eine ähnliche Empfindung wie in der Musik, wo die gleiche Melodie in verschiedenen Stimmlagen erklingen kann. Diese Tatsache macht es verständlich, daß zwischen diesen beiden Teildialekten eine rege Beziehung besteht. Genau genommen handelt es sich um keine Wechselbeziehung, sondern um das Zersetzen des einen Teildialektes durch den anderen. Seit langem ist die Lautung des Gemeinglätzischen auf südlichem Vormarsch in das alte Sprachgebiet der Oberdörfer. Schon zu Franz Schoenigs Zeiten können wir diesen Vorgang beobachten, der bis jetzt noch zu keinem Abschluß gekommen ist.[105] Hierbei wird altes „a—i" und „oi" durch „ä" verdrängt. Im „Auserlesenen Quodlibet"[106] finden wir u. a. „Letterwän" statt „Letterwoin", „Ziegabän" statt „Ziejabain" und „Kläderberste" statt „Klaiderbärschte". Die vordrängenden gemeinglätzischen Formen konnten die alten oberdörfischen bis heute noch nicht beseitigen, wohl aber teilweise stark zurückdrängen. Dieser Vorgang spielt sich ganz allmählich ab. So finden wir weithin ein Nebeneinander von nordglätzischen und südglätzischen Wörtern. Dieses Miteinander beschränkt sich nicht auf einzelne Orte, sondern ist auch innerhalb einer einzigen Familie festzustellen. Für Wagen, Weg, sagen, glauben, Ei und Teig finden sich z. B. die Doppelformen „Woin — Wään", „Waig — Wääg", „soin — sään", „gloin — glään", „Ai — Ää" und „Taig — Tääg". Die Begründung für das Verbreiten der gemeinglätzischen Formen ist in ihrer leichteren Sprechweise gegenüber den oberdörfischen Wörtern zu sehen.[107] Je mehr also jemand spricht, um so eher wird er die sprachleichteren und sprechschnelleren Formen bevorzugen. Nach der Ansicht der alten Leute wird von der jetzigen Generation viel mehr gesprochen als es einst üblich war. Von den Vertretern dieser Altersgruppe bekam ich immer wieder zu hören: „Asoo a Gedroische woar frieher nie. Mir mußta ols Kender

105) Vgl. Gl. Land 1924, Nr. 7.

106) Langer Nr. 47; vgl. auch Seite 78 dieser Arbeit.

107) Auch Bruno Neugebauer machte diese Beobachtung unter der Schuljugend von Lauterbach, Kreis Habelschwerdt.

äbn 's Maul haala on die Eldan retta aa nie veel. Die Mutter soit immer, ihr tersicht nie a soffel reeda. Fier jedes unnetze Woart mißt 'r Rechenschoft gaan."[108] Bei dem Nebeneinander von nord- und südglätzischen Wortformen beobachtete ich in einzelnen Dörfern folgenden Unterschied.[109] Die sogenannten einfachen Leute verwandten Formen wie „Waig" und „Woin". Menschen, die etwas Besseres sein wollten (zu a Herrscha haala — zu den Vornehmen halten, die nur Schriftdeutsch sprechen), besonders Frauen bevorzugten die Lautung „Wään" und Wääg".[110] Dann waren es vor allem die Bewohner, die als „Tageblätter" (Toachebleetr) „Klatschbasen" bekannt waren, bei denen die gemeinglätzischen Formen häufig zu hören waren. Solchen Leuten gehen Worte wie „Stään, glään, sään" weit schneller und leichter von der Zunge als „Stain, gloin, soin".

Diese Art der Sprachbewegung innerhalb eines abgeschlossenen Mundartgebietes finden wir auch in R. Kargers Schaffen. Bei dem führenden Mundartdichter der Grafschaft erklärt sich dieser Umstand daher, daß Karger längere Zeit in verschiedenen Orten der Heimat weilte und sich gern des jeweiligen Ortsdialektes bediente.[111] Unbedingten Vorzug aber hat bei ihm die Mundart der Oberdörfer.[112] F. Graebisch nennt[113] als Beispiele bei R. Karger für Hohndorfer Mundart: Aale Mehle,[114] Ausdrascha[115] und Brautfuder;[116] Beispiele für Mittelwalder Stadtmundart: Die Gebort,[117] der Vielfroaß,[118] Kermes[119] und die Trogkroatze;[120] Beispiele der Schreibendorfer Mundart (bei Mittelwalde): Feuer,[121] 's Schweinschlochta[122] und die Verwerelung.[123] Die Unterschiede der Wortformen sind also bei Robert Karger nicht Willkür oder gar in einer mangelhaften Kenntnis der Mundart zu suchen, sondern es sind Zeichen der Schwankungen innerhalb der Grafschafter Mundarten.

---

108) Solch ein vieles, lautes und schnelles Mit- und Durcheinandersprechen gab es früher nicht. Wir mußten als Kinder einfach den Mund halten und die Eltern redeten auch nicht viel. Die Mutter sagte immer, ihr dürft nicht so viel reden. Für jedes unnötige Wort müßt ihr Rechenschaft geben. (Vgl. Matthäus-Evangelium 12, 36.)

109) Es handelt sich um Dörfer in den Bergtälern.

110) Es handelt sich nur um ortsansässige Leute.

111) und 112) am 30. 11. 1939. — „Wenn ich aus dem Vollen schöpfe, schreibe ich eben Hohndorfsch" (Mundart von Hohndorf).

113) Gl. Land 1924, Nr. 7.

114) Mjf, S. 15.

115) Mjf, S. 19.

116) Mjf, S. 21.

117) Schnie, S. 26 ff.

118) Schnie, S. 46 f.

119) Schnie, S. 20 ff.

120) Schnie, S. 71 f.

121) Mjf, S. 41 f.

122) Schnie, S. 9 ff.

123) Schnie, S. 60 f.

Die Verschiedenheiten bei Kargers Dialektformen sind ortsbedingt bodenständig und damit echt. Jetzt meidet der Dichter fast völlig die örtlichen Schwankungen und verwertet wieder umfangreicher die urwüchsige Sprache seiner engsten Heimat. Bei einer möglichen Neuausgabe von seinen Werken wird mancher glätzische Ausdruck nicht mehr zu finden sein. Dafür steht dann die alte oberdörfische Form. Es kommen nämlich in den gleichen Gedichten neben Wörtern der Oberdörfer auch die nordglätzischen Formen vor, ohne daß dies durch den Inhalt gerechtfertigt wäre. In dieser Hinsicht soll der einheitliche Ausgleich erfolgen.

Die guten und besten Mundartdichter der Grafschaft hüten sich vor jedem Mischdialekt oder gar einem Verderben der Mundart durch Anpassen an die Schriftsprache. Eine verdorbene Mundart oder ein Halbdialekt ist bei ihnen nicht zu finden, ausgenommen Franz Schoenig. In einem Geburtstagsgedicht für den Pfarrer Exner in Schönfeld[124] verwendet der „Reimlaschmidt" eine Art Literaturdialekt. Dieses Tun nennt Schoenig selbst scherzhaft einen zusammengestoppelten „Versuch im höhern deutschen Stiele."[125] Durch eine gesucht schwulstige Sprache[126] will er komisch wirken, indem er sich damit über einen gewissen Bildungsdünkel lustig macht. Die Verwendung der Mischmundart hat dem gleichen Zwecke zu dienen.[127] Jeder wußte von Schoenig, daß er im reinsten Dialekt seine Reime fertig brachte wie auch in einwandfreier schriftdeutscher Sprache.[128] Deshalb mußte die gewollte Unbeholfenheit des Versschmiedes schon von sich aus Heiterkeit erregen ganz abgesehen vom Inhalt. Man könnte auch annehmen, weil das Gedicht einem Geistlichen gilt, daß sich Schoenig durch die Verwendung eines Halbdialektes der Bildungswelt zu nähern suchte. Dem steht aber gegenüber: andere Geistliche bedachte Schoenig mit reinen Mundartgedichten.[129] Außerdem verstand er es, wie schon angeführt, recht flüssige Verse in der Schriftsprache zu schreiben.

Die echte Mundart lebt in dem Volke und aus dem Volke. Ihr Reichtum an Einzelbezeichnungen macht sie stark differenziert und damit sehr anschaulich. Auch birgt die Mundart eine reiche Fülle von Sprachbildern und lebendigen Vergleichen. Damit kann sie verjüngend auf die Schriftsprache wirken. Hier gelten die Worte von Dr. Goebbels: „Die Sprache wird überhaupt nicht erdacht oder erfunden. Sie bildet sich im Volke von selbst. Wie das Volk spricht, das ist die Sprache eines Volkes, und dar-

124) Langer, S. 89 ff.

125) a. a. O.

126) „Aphoristisch — fragmentarisch — diplomatisch — statistisch — pragmatisch — kategorisch — imperativisch verfaßte Fingerzeige für . . ."

127) „Dremmt schnollt har seinen Mantelsack / Onn reiste fort mett Sack und Pack." (Langer, S. 94.) „Wird ihm derhem zu lang die Zeit; Besucht har seine Nachbarsleut." (Langer, S. 97.)

128) Langer, S. 107 ff.

129) Kastner, S. 6, 17, 66, 72.

aus können nur die Gesetze der Grammatik oder der Syntax gefolgert werden."[130] In der Art, wie die Volkssprache, die der Welt des Gefühls und der Natur sehr nahe steht, Dinge, Menschen und Vorgänge schildert, zeigt sie sich in ihrer inneren Tendenz nach dem Realismus hin ausgerichtet.

2. Mundart und Schriftsprache.

In die Welt der Mundart dringt die Schriftsprache auf den verschiedensten Wegen ein. Die Bildung stürmt mit Schule, Kirche, Zeitung, Rundfunk und Bühne gegen die Gedankenwelt und die Sprache des bodenständigen Menschen an. Die soziologischen Verhältnisse mit Fremdenverkehr, Berufsarbeit und Militär unterstützen weitgehend die Einbuße des Geltungsbereiches der Mundart. Diese Erscheinungen wirken sich aber nicht nur schädigend für die Volkssprache aus, sondern haben auch ihre förderlichen Seiten, indem sie auch die Mundartpflege erleichtern. Davon berichte ich unter dem Abschnitt „Mundartpflege".

Die Schriftsprache findet bei den Mundartkundigen fast mühelos Aufnahme. „Steßt enn a dr Pauer etzt[131] amool",[132] ist das eine schnell vorübergehende Erscheinung. Nicht lange dauert es, und der heranwachsende Mensch spricht Mundart und Schriftsprache völlig gesondert nebeneinander. Man kann somit von einer Art Zweisprachigkeit reden. Die Muttersprache ist der Dialekt, und die Fremdsprache wäre das Schriftdeutsche. Viele Mundartsprecher lassen sich der heimischen Gedankenwelt entfremden. Sie „wann herrsch on macha nooch dr Schreft".[133] Wer sich aber willig den Kräften der Volkssprache hingibt bleibt in seiner Seele wesentlich Volk. Er steht in lebendiger Verbindung mit den Volksgutträgern der Heimat. Damit kann er die echte Mundart nicht verlernen und kein Bildungsweg, mag er noch so weitführend gewesen sein, läßt ihn der heimischen Vorstellungswelt unsicher, geschweige fremd, werden.[134] Eher zeigt sich ein solcher Mensch als zuverlässiger Träger echten Volksgutes innerhalb der gebildeten Welt.

Der Grafschafter Mundartsprecher verlangt nicht, daß ein anderer seine Sprache lernen soll, sondern er nimmt es auf sich, dem anderen die Schwierigkeiten der Verständigung zu beseitigen und spricht mit ihm schriftdeutsch.[135] Von einer Furcht, durch das Sprechen von Mundart

[130] Auf der Kundgebung der Reichskulturkammer am 25. November 1938.
[131] Richtiger wäre „elst".
[132] Untermengt jemand das Schriftdeutsche mit einzelnen Dialektworten, dann stößt ihn der Bauer. — Gl. Land 1925, Nr. 3.
[133] Werden vornehm und reden in der Schriftsprache.
[134] Es ist an das volksechte Schaffen von Prof. Dr. Joseph Wittig zu denken.
[135] Vgl. Grfsch. Gl. 1919, S. 50 f.

ungebildet zu erscheinen,[136] ist aber allgemein nichts zu merken. Vereinzelt kommt es vor; insbesondere bei den nicht mehr ganz wurzelfesten Menschen. Gewöhnlich spricht man mit den Fremden aus einer gewissen Höflichkeit in der Schriftsprache und aus den praktischen Gründen einer leichteren Geschäftsabwickelung. Der bodenständige Mensch sieht die verschiedene Anwendung von Schriftsprache und Mundart unter dem Blickpunkt der Zweckmäßigkeit. Von einer Scham zu reden, die den Gebrauch der Mundart Fremden gegenüber verhindern soll, ist für die Allgemeinheit gesprochen falsch.[137] Ich konnte oft beobachten, wie man Sommerfrischlern die Volkssprache einfach nicht lehren wollte, weil man glaubte, sie suchten nur Einblicke in das private Leben zu gewinnen. „Wenn se woas wella, doo herrscha mer meeta, on sost braucha se die Noase nie ei olla Quark zu stecka".[138] Die Mundart wird nach Möglichkeit auf den vertrauten heimischen Kreis beschränkt. Das geschieht zunächst wegen einer leichteren Verständigung mit den Erholungsuchenden und dann aus einer bestimmten Abwehrstellung des Volkstums gegen artfremden Einfluß. Haben sich Fremde bei den Einheimischen ein gewisses Vertrauen erworben hilft man ihnen bei dem Mühen, die Mundart etwas zu erlernen. Meistens tritt dem Städter die Mundart als etwas völlig Neues und Fremdartiges entgegen. Einige Brocken beherrscht er wohl bald und sucht sie überall anzuwenden. Der Lacherfolg bei der bodenständigen Bevölkerung ist oft so groß, daß diese Sprechversuche schnell wieder eingestellt werden. Verstehen lernt ein Fremder die Mundart leichter als lautecht sprechen. Lebt sich auch einer gut in die Mundart ein, so zeigt sich bei seinem Sprechen immer wieder, daß er den Dialekt eben doch nicht ganz echt beherrscht.

Neben der eigentümlichen Lautung fällt dem Fremden an der Sprache des Volkes vor allem die bereitwillige Verwendung von Sprichwörtern und stehenden Redensarten auf. Viele erklären diese Erscheinung mit einer glatten Denkfaulheit oder sprechen dem Volke sogar jede Denkfähigkeit ab. Dazu ist festzustellen, daß der einfache Mann sich sogar sehr viele Gedanken macht. Es darf nur etwas geschehen, was aus dem alltäglichen Rahmen herausfällt, hört man die Leute immer sagen „ma macht sich halt asoo sei Gedanka".[139] Gesagt aber werden diese Gedanken gewöhnlich nicht. Den einfachen Menschen beherrscht eine merkliche Scheu, sein Denken oft auch seinen Bekannten preiszugeben. Er umschreibt seine Meinung gewöhnlich, indem er die angebliche Ansicht einer dritten Person anführt mit „wier a sprecha"[140] oder ein Sprichwort verwendet.

136) Schwarz, S. 11.
137) Schwarz, S. 14.
138) Wörtlich: Wenn sie etwas wollen, da reden wir schriftdeutsch mit ihnen, und sonst brauchen sie die Nase nicht in allen Quark zu stecken.
139) Man macht sich eben so seine Gedanken.
140) Würde er sagen.

Seine Meinung will er nicht jedem sagen, weil er nicht die Folgen kennt, die sich daraus ergeben können. Das „henderm Barje haala“[141] aus Vorsicht spielt eine weit wichtigere Rolle als gewöhnlich gern zugegeben wird. Man unterläßt in heimatkundlichen Abhandlungen wohl den Hinweis, weil man fürchtet, es könnte daraus ein Hang zur Falschheit abgelesen werden. Klar gesagt liegen die Dinge so. Von wem der Grafschafter die Überzeugung hat, er meint es als Freund wirklich ehrlich, dem ist er bis zur Selbstaufgabe in jeder Not treu. Glaubt er aber in jemandem einen Feind wittern zu müssen, dann ist in seinem Benehmen „awing Teckschheit drbei“.[142] Tritt ihm aber einer offen als Feind entgegen, dann ist er in der Art der Wahl geeigneter Mittel nicht allzu ängstlich, um den Gegner zu Fall zu bringen.

Durch die enge Berührung von Mundart und Schriftsprache bei den gleichen Leuten, macht sich die Wechselbeziehung von Mundart und Schriftsprache recht einseitig zu ungunsten des Dialektes bemerkbar. Neben den neuen Wörtern aus den Gebieten der Technik, des Sportes und der Politik dringen auch andere schriftdeutsche Wendungen in die Mundart ein und lassen bodenständige Ausdrücke schwinden. Das ist zwar noch keine wesentliche Schädigung, sondern bedeutet ein gewisses Ausweiten der Volkssprache. Der innere Verfall tritt erst dort ein, wo das Schriftdeutsche den Wortgebrauch und Sprachstil mit seiner Gedankenführung durchsetzt. Damit ist das ursprüngliche Empfinden ausgelöscht und die Mundart ihrer inneren Echtheit beraubt. Was dann noch übrigbleibt, klingt nach Mundart und ist im Gehalt wesentlich Umgangssprache. In Wirklichkeit handelt es sich dann nur noch um eine verdorbene Sprache. Auch der Name „Literaturdialekt“ ändert nichts an dieser Verfallserscheinung. Entweder man gebraucht reine Mundart in Wort und Sinn oder man müht sich um ein schlichtes, sauberes Schriftdeutsch. Das andere ist einfach Sprachmengerei. Der größte Teil der sogenannten Dialektdichter liefert nur eine mundartlich gefärbte Schriftsprache. Damit tragen sie zum Schwinden der echten Mundart wesentlich bei. Außerdem halten sie noch viele Dialektfreunde von einer ernsten Beschäftigung mit der Mundartdichtung ab, weil sie nichts zu bieten haben, und damit den Eindruck erwecken, als wäre die Mundart ungeeignet, etwas Vernünftiges auszudrücken. Auf diese Weise helfen die unechten Dialektdichter die wirklich gute und beste bodenständige Mundartpoesie wirkungslos machen. Aus der Verantwortung dem Volke und seinem Wesen gegenüber ist eine unerbittliche Sichtung der sogenannten Dialektliteratur nach dem Gesichtspunkt der Echtheit in Form und Inhalt unerläßlich.

Wegen des Ansturms von Bildung ist echte Mundartdichtung mehr denn je eine Aufgabe, die nur eine Persönlichkeit lösen kann, die in tief-

[141] Hinter dem Berge halten.
[142] Etwas Tücke ist dabei.

ster Seele selbst Volk ist. Wie stark die fremden Einflüsse sind, zeigt sich daran, daß sogar unsere guten und besten Mundartdichter ab und zu, wenn auch ganz selten, in schriftdeutsches Fahrwasser geraten. Besonders ist das bei einem Stoff möglich, der nicht aus dem ursprünglichen Gedankengut der Mundartsprecher stammt. Dies trifft vorwiegend für kirchliche Dinge zu, die dem Menschen nur in der Buchsprache entgegentreten. Eine so entstandene Schilderung liest sich nicht einmal wie eine Übersetzung aus der Schriftsprache, sondern als einfache Wortumsetzung.[143])

Mundart:

Oostersonntich! Lärchasenga!
Sonnaschein! Eim Glockaklenga
Dorch de Loft de Froide wiecht.
Groab on Tood senn eewerwonda,
Onn nooch bettan Leidensstonda
Hoot der Ewije gesiecht!"

Schriftdeutsch:

„Ostersonntag! Lerchensingen!
Sonnenschein! Im Glockenklingen
Durch die Luft die Freude wiegt.
Grab und Tod sind überwunden,
Und nach bitt'ren Leidensstunden
Hat der Ewige gesiegt!"

Bei den guten und besten Mundartdichtern ist Derartiges eine seltene Ausnahme, nach der man suchen muß. Umgekehrt hat man sich bei der Großzahl der Mundartschreiber wirklich zu mühen, um ein sprachechtes Gestalten zu finden.

Mundart und Schriftsprache haben zwar einen gemeinsamen Sprachraum im echten Dialektgebiet. Ihr Unterschied aber ist ein stufenartiger. Die Mundart ist das Fundament, die Schriftsprache der darauf errichtete Bau. Der Mundartlaut läßt das Besondere der Menschen aufklingen, während die Schriftsprache zum Allgemeinen drängt. In der Schrift zeigt sich das Streben des Einzelnen zum einheitlichen Ganzen, während in der Lautung die Wesensart der Bewohner bestimmter Landstriche hervortritt. Eine Gleichheit im Schriftbilde ist für das gesamte Reichsgebiet und den größeren Sprachraum durchführbar und auch erreicht worden. Die einheitliche Lautung dagegen ist ein Idealbild. Man kann es dauernd anstreben, aber niemals völlig erreichen. Alles Mühen, eine einheitliche Sprache aus den verschiedenen Mundarten zu schaffen, wirkte ungleich stärker auf die Schrift und ihre Ausdrucksart als auf die Aussprache. Um einer leichteren Verständlichkeit willen, ist auch in der Lautwiedergabe

143) Mjf, S. 20.

innerhalb des deutschen Sprachgebietes eine möglichst große Vereinheitlichung anzustreben. Da aber die Lautung zu tief vom Wesen und der Art des Menschen abhängig ist, kann ein einheitliches Sprechschema nie völlig Allgemeingut werden. Eine allgemeine Lautung bleibt eine äußerliche Angelegenheit. Für Bühne und Rundfunk ist eine einheitliche Aussprache mit größeren Erfolgsaussichten durchzuführen, da es sich hier um eine Gruppe von Menschen handelt, die eine eigene Schulung der Aussprache durchmachen. Theodor Siebs stellte für die Bühne eine Sprachnorm für den ganzen deutschen Sprachraum auf.[144] Aber auch hier noch zeigen sich in feiner Ausprägung landschaftliche Bindungen. In manchen Fällen der hochsprachlichen Artikulation ist deutlich das niederdeutsche Sprachgebiet maßgebend.[145] Gerade da wird der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache am augenfälligsten und man mühte sich die Aussprache zu wählen, die dem Schriftbilde am nächsten kam. Zufällig entstammt auch der Verfasser der Grundlage für die Bühnenaussprache dem Norddeutschen.

3. Mundartschreibung.

Gedanken und Gefühle können wir Menschen uns gegenseitig durch die Sprache verständlich machen. Weiter besitzen wir die Fähigkeit, das schnell verhallende Wort in seinem lebensvollen Dahinklingen in der Schrift festzubannen. Wie lassen wir aber den Sprachklang am besten in Buchstaben erstarren, damit er von anderen wieder möglichst echt zum Tönen gebracht werden kann?

Die Schwierigkeiten in der schriftlichen Darstellung der Sprachlaute fallen besonders bei der Mundart ins Gewicht.[146] Für das Festhalten von Klangbildern durch Schriftzeichen stehen die Buchstaben der Schriftsprache mit ihren Lautwerten zur Verfügung. Ein solcher Ausdruckszwang besteht für die Laute der Mundart nicht.[147] Jeder Mundartdichter versucht nach seinem Empfinden den Klang in Zeichen umzusetzen. Damit herrscht in der Mundartschreibung die bunteste Mannigfaltigkeit. Das gleiche Wort kann, je nach der Lautempfindlichkeit der einzelnen Mundartschaffenden, die verschiedensten Schriftbilder aufweisen.

Die eigenwillige Mundartschreibung finden wir zuerst bei Franz Schoenig aus Mittelwalde.[148] Ohne die verschiedene Klangfarbe der Laute zu berücksichtigen schreibt er unterschiedslos „o", „g" und „oi". Einzelne Wortbeispiele sollen dies deutlich machen.

---

144) Deutsche Bühnensprache, 14. Aufl. Köln 1927.
145) Stimmhafte Konsonanten b, d, g, s.
146) Behaghel, S. 374 ff.
147) Vgl. Gl. Land 1925, 3, 10.
148) Gl. Land 1924, Nr. 7.

Schreibung:	Einheitsschreibung:	Schriftdeutsch:
kom	kôam	kam
Kop	Koop	Kopf
Jonge	Jönge	Junge
Ploge	Plooche	Plage
agablecklich	aachablecklich	augenblicklich
thoier	teuer	teuer
Foier	Feuer	Feuer
geschloin	geschloin	geschlagen
gloin	gloin	glauben

Wie sich Schoenig in der Mundartschreibung nach dem Schriftdeutschen ausrichtet, zeigt sich auch in der Wiedergabe von „e, ä, ö, ü" ohne Rücksicht auf die mundartliche Aussprache.

Schreibung:	Einheitsschreibung:	Schriftdeutsch:
sehr	sähr	sehr
Gläser	Gleeser	Gläser
wöll	well	will
Tröpla	Träppla	Tröpfchen
hörn	häärn	hören
schüttan	schittan	schütteln
blühn	blihn	blühen

Somit sind bei Schoenig verschiedene Reime nicht unrein, obwohl sie der Schreibung nach diesen Eindruck machen. Andererseits sind manche Reime der entscheidenden Aussprache nach unrein, obwohl in der Schreibung scheinbar eine Reimreinheit vorliegt. Wir vergleichen:

Schreibung:	Einheitsschreibung:
blühn — stihn	blihn — stihn
senn — könn	senn — kenn
schin — grün	schien — grien
troift — besoift	trôift — beseuft
Freind — gemeint	Freind — gemaint (gemaaint)
Nomastoage — Ploge	Nomastoache — Plooche

Bei Schoenig läßt sich öfters beobachten, wie er den Endreim mehr nach dem Schriftbilde abstimmt als nach dem gesprochenen Lautwert. Auffallend richtig schreibt Schoenig aber für inlautendes „b" ein „w". (Awa statt dem Schriftdeutschen ähnlicher „aba" (eben), „lawa" — laba — leben).

Diese Schreibung des inlautenden „b" finden wir auch bei Wilhelm Karger, der in seiner dichterischen Leistung an Schoenig nicht heranreicht; (bleiwa — bleiben, treiwa — treiben, Weiwan — Weibern). W. Karger bildet aber die echte Lautwiedergabe der Mundart weiter aus.

Die gewöhnlich langen Vokale gibt er gleich der heutigen genormten Mundartschreibung innerhalb des Kreises Glatzer Mundartdichter durch Verdoppelung wieder. Aala (alter), veel (viel), nooch (noch), guude (gute). Auch bei „o" sucht er die Klangunterschiede anzudeuten. Er unterscheidet kurzes o (ônn) und gewöhnlich langes o (hooch). Das Zeichen ô verwendet er auch für das lange offene o wie in Noame (Name); er schreibt Nôme. Doch findet sich bei W. Karger auch „oa". In einem Namenstagsgedicht für Franz Herden ist zu lesen: „Woas ich wetter thu nooch wenscha . . ."[149] Eine einheitliche Anwendung dieser Lautzeichen hat W. Karger in seinen flüchtigen Gedichtentwürfen, die ich einsehen konnte, nicht durchgeführt. Er macht aber jeden o-Laut kenntlich, der von dem schriftdeutschen Klange abweicht. Um eine bessere Vorstellung von der Mundartschreibung von Wilhelm Karger zu ermöglichen, gebe ich den letzten Teil eines Namenstagswunsches an seinen Neffen Bruno Wagner vom 9. 9. 1890 wieder.

„. . . . . .

Do wennsch m'r halt gôr färchterlich
Veel Seejen Hail ônn Glekke.
Onn dôß de aa eim Gelde Dich
Nooch remmseelst off 'm Rekke.

Onn dôß de a hübsch Maidla nooch
Brengst glekklich off de Baine,
Die ôlls dei Frau Dich schätzte hooch,
Denn traurich eß 's allaine!

Onn dôß dei guude Mutter mächt
Dir nooch recht lange laawa!
Denn off d'r ganza Welt verlecht
Hôts Bessersch nie dernaawa!

Onn hell ôns aach fier wetterhee
Ei guudem Ogedenka!
Wenn mir aa reiche Gôwa nee
Zum Nômastôche schenka!

Dôß wir nooch rôsnich lange Zeit
Die beesa Raifa treiwa![150]

---

[149] Was ich weiter noch wünsche.

[150] — die schwierige Arbeit zusammen verrichten, die Reifen auf die Fässer zu treiben. Das liegt alles in dem Satze geborgen, „die bösen Reifen treiben." — Die Redensart stammt aus dem Böttcherhandwerk. Die großen Holzfässer (z. B. Jauchefässer) müssen genau wie das kleine Holzgeschirr mit Eisenreifen zusammengehalten werden. Diese Reifen mußten nun so aufgezogen werden, daß sie auf allen Seiten gleichmäßig vorrückten. Dazu waren zwei Leute notwendig, die gut aufeinander eingespielt waren und ihre Schläge ganz gleichmäßig zu bemessen verstanden. Zu dieser schwierigen Arbeit fanden sich immer W. Karger und sein Verwandter zusammen. (R. Karger am 5. 1. 1940.)

Onn bis ei ôlle Ewigkeit
Die aala Freinde bleiwa!

Dôs wennscht vo Hazza Vettr Wilhelm
ônn sei Leute!"

Nach dieser recht fortschrittlichen und fast lautgetreuen Mundartschreibung von Wilhelm Karger richtete sich in den Grundzügen anfangs auch sein bedeutender Sohn Robert Karger. Er folgt aber seinem Vater nicht in der schon von Franz Schoenig richtig geübten Wiedergabe von „b" zwischen tönenden Lauten durch „w". Statt des gesprochenen Reibelautes setzt Robert Karger den schriftdeutschen Konsonanten, um auch dem mundartunkundigen Leser verständlich zu sein. Worte wie ieberoal und oaber[151] sind für das schriftdeutsche Auge leichter faßbar als ieweroal und oawer (überall und aber).

Der Grulicher Wilhelm Oehl ist im Gegensatz zu R. Kargers erster Schaffenszeit streng bemüht, nur wirklich gesprochene Laute zu schreiben. Er läßt die im Vergleich zur Schriftsprache in der Mundart stummen Vokale einfach weg, während die anderen Mundartdichter bestrebt sind, das Schriftbild des Schriftdeutschen möglichst zu wahren. Oehl schreibt z. B. der Aussprache nach „klennr, drseit, dr, monchr, vrtrucha, vrgassa, drheeme, übrwenda".[152] Lieber nimmt er eine das Auge störende Konsonantenhäufung in Kauf als das gewohnte schriftdeutsche Wortbild zu schonen. Leichter lesbar wäre „kleener, derseit, der, moncher, vertrucha, vergassa, derheeme, überwenda!" Auf Eigenheiten der Mundartschreibung von W. Oehl wies ich schon in anderem Zusammenhange hin (S. 87).

Da die Mundartschreibung keine allgemeine Grundlage in irgendwelchen Richtlinien hatte, sondern einfach auf die verschieden große Lautempfindlichkeit der Mundartschaffenden angewiesen war, stellte sich bald eine Vielgestaltigkeit des mundartlichen Schriftbildes ein, die in einem völligen Durcheinander mündete. Deshalb wurde der Wunsch nach irgendwelchen Grundsätzen für die Schreibung immer häufiger geäußert. Vor allem waren es die Druckereien, die danach verlangten. Man wollte kein eigentliches System, sondern nur eine gewisse Richtschnur, wonach man die mundartlichen Beiträge in der Schreibung ausrichten konnte. Besonders bemühte sich der „Verein für Glatzer Heimatkunde" um die Verwirklichung einer mundartlichen Einheitsschreibung. In seinem Auftrage ging Friedrich Graebisch in aller Gründlichkeit daran, die nötigen Grundlagen für eine allgemein verbindliche Mundartschreibung des Grafschafter Dialektes zu schaffen. Neben allgemeinen sprachlichen Gesichtspunkten richtete sich F. Graebisch bei seinem Ent-

151) Schnie, S. 2, 46.
152) Kleiner, seitdem, der, mancher, vertrugen, vergessen, daheim, überwinden.

wurf auch nach dem Brauchbaren aus der Mundartschreibung der besten heimischen Mundartdichtung. Vor allem zog er Robert Karger heran. Der stand nun wieder in der Schreibart[153] unter dem Einflusse seines Vaters Wilhelm Karger. Auf diese Weise wurde der Grafschafter Dorfböttcher[154] indirekt von Bedeutung für die Einheitsschreibung der Grafschafter Mundart. Die gemeinverständliche[155] Schreibung der Grafschafter Mundart ist trotz mancher kleinen Schattenseiten für die bodenständige Bevölkerung eine ganz beachtliche Leistung. Sie gibt dem Mundartschaffenden eine zuverlässige Grundlage, auf der er eine örtlich lautgetreue Mundartwiedergabe aufbauen kann. In ihrem Wesen ist die Einheitsschreibung von 1920 eine „vermittelnde Schreibung". Da eine phonetische Schreibung für die Unterhaltungszwecke der Allgemeinheit undurchführbar ist, mußte man die Buchstabenschrift wählen, um die Mundartlaute zu bezeichnen. Man war aber bestrebt, die Forderungen der Wissenschaft nach Möglichkeit bei der rein praktisch ausgerichteten Grafschafter Mundartschreibung zu berücksichtigen. Wegen der grundlegenden Bedeutung für die Mundartdichtung der Grafschaft Glatz gebe ich eine genaue Übersicht der Einheitsschreibung von 1920 nach ihrem Bearbeiter Friedrich Graebisch.[156]

Grundlegend ist bei der Einheitsschreibung zu beachten, daß die Laute der Mundart, die den gleichen Lauten in der Schriftsprache entsprechen, durch diese entsprechenden schriftdeutschen Laute wiedergegeben werden. Es folgt nun die Darstellung der Mundartlaute.

1. **ei** wie in Zeit, weit, reich. Es findet sich aber noch ein gedehnter Doppellaut, den man bei Braunau i. B. hört und in der südlichen Grafschaft Glatz. Lautgetreu müßte er aai geschrieben werden, (Hubert H. Birke schreibt auch lautecht Haaimt, waais, kaai) wird aber nur mit ai bezeichnet. Also Haimt, nai, kais. Bei den Wörtern Kaiser, Mai, Waise, Waisenhaus bleibt es bei der Schreibart der Schriftsprache.

2. **eu** und **äu** treten wie in der Schriftsprache in den Wörtern auf, die von Hause aus eu oder äu aufweisen wie in heute und Häute. Weist die Ortsmundart für eu und äu etwa ei auf, dann ist dieser Laut auch zu schreiben wie in heite, Leite, Heisla. Im gleichen Verhältnis wie Grafschafter ai und schriftdeutsches ei befinden sich oi und eu. In oi entspricht das o einem langen offenen o͡a wie in Mo͡an. Beispiele bietet besonders die oberglätzische Sondermundart in Wörtern wie gloin, soin, Woin. Zu nennen wäre hier noch ein Laut, der sich anhört wie ui in seinem eu-ähnlichen Klang. Dieser Laut wird ŏi ge-

153) R. Karger, 7. 2. 1940.
154) Er hatte aber Handelsschule besucht.
155) Im Gegensatz zur phonetischen Schreibweise.
156) Graebisch, § 16 bis einschließlich § 50.

schrieben. Das o ist dabei kurz und geschlossen. In dem nördlichen Teile der Grafschaft sind zu hören, hŏit, Lŏite, Hŏisla.

3. **qu** wird in gleicher Schreibart beibehalten. quetscha, Quarg, qualla. Ausnahmsweise wird aber kw vor u geschrieben. Kwuutscha.

4. **ſp** und **ſt** spricht man im Anlaut genau wie in der Schriftsprache schp und scht. So gilt auch in der Mundart die Schreibweise sp und st. Spaala, Spuure, speet. Innerhalb und am Ende der Wörter schreibt man dagegen je nach der Aussprache schp, scht, sp, st. So in pischpan, Worscht, Hospe, dastholwe, häärschte, Hust.

Unter 2. lernten wir schon Schriftzeichen kennen, die sich von denen der Schriftsprache vollkommen unterschieden. Es handelt sich dabei um Zeichen, die in der Einheitsschreibung neu eingeführt wurden, um bestimmte mundarteigene Laute klar von ähnlichen zu unterscheiden oder auch um besondere Laute sicher zu kennzeichnen. Nachstehend folgen die neuen Zeichen.

5. Vgl. 2.: ŏi in Lŏite, Hŏiser.

6. Vgl. 2.: o͡a in No͡an, Blo͡at, Do͡ach, Fo͡aß.
o͡a — das lange offene o — wird vor r besonders offen gesprochen. Ko͡ar, To͡ar, Wo͡art. Eine besondere Kennzeichnung im Schriftbilde erübrigt sich, da dieser Laut nur im genannten Sonderfalle vorkommt. Ist o͡a nicht lang, sondern kurz, schreibt man einfach o wie in Monne, Gorchel, on. Das gewöhnliche lange o wird durch oo gekennzeichnet. Loocher, Knoowlich, Glooz.

7. è bezeichnet das kurze geschlossene e in Wörtern wie lènks, Nètte, nèmme. Dieser Laut hält die Mitte zwischen dem Klange des schriftdeutschen e und dem kurzen i. Der Punkt über dem Lautzeichen erinnert also an die i-ähnliche Färbung des Lautes.

8. ŏ bezeichnet das kurz geschlossene o mit u-ähnlicher Färbung. Jŏmpfer, plŏtze, Schlŏng.

9. Bei stets langen Lauten wie o͡a, ei, au, eu usw. ist eine besondere Kennzeichnung der Länge nicht mehr nötig. Besitzt das schriftsprachliche Wort das Dehnungszeichen h, wird es beibehalten. Wie in der Schriftsprache dehnen wir i durch e. Sonst schreiben wir jeden halblang oder lang gesprochenen einfachen Selbstlaut doppelt. Auch u und ä sind bei langer Aussprache doppelt zu schreiben. Mahl, bieta, loon, Kaafer, steewan, Fuuder, Pään. Bei einer unübersichtlichen Häufung von Selbstlauten unterbleibt die Dehnung durch Verdoppelung. Mäakaafer, Mariakaafer, Leo.

10. Bei der Doppelschreibung von Mitlauten richten wir uns ebenfalls soweit wie möglich nach der Schriftsprache. Bette, höffa, kŏmma. Die Doppelschreibung ist abweichend vom Schriftdeutschen aber folgerichtig anzuwenden, wird ein langer schriftdeutscher Selbstlaut, auf den nur ein Mitlaut folgt, in der Mundart kurz gesprochen wie in

Gitte, Grappe, Krigg. Das gleiche gilt, wird in der Mundart nur ein Mitlaut gesprochen, während in der Schriftsprache auf einen kurzen Selbstlaut mehrere und verschiedene Mitlaute folgen wie bei a lett, a gett und Kalle.

11. Zu beachten sind die Unterschiede b und w, chs und x, f und v, g und ch, j. B bezeichnet nur den Verschlußlaut. Zwischen tönenden Lauten wird b aber in der echten Mundart als Reibelaut gesprochen, der durch das Zeichen w wiedergegeben werden soll. Laabt, Laawa, Weib, Weiwer, Kolb, Kolwe. Gewöhnlich wird ausnahmsweise b gesprochen in Hebomme, Roobert (auch Roowert; vgl. B. Neugebauer, Oschatoop, S. 30). chs ist stets x zu schreiben, wird ch in der Verbindung chs wie k gesprochen. Fox, Oxe, sex. Es ist aber chs zu schreiben, wenn ch als Reibelaut gesprochen wird wie in Dreechsler oder vereinzelt auch Hechse statt dem gewöhnlichen Hexe. Zu merken sind: flugs, lenks, Bookshamm.
V ist nur beizubehalten, wird es von der Schriftsprache oder dem Fremdwort verlangt. Viersahn, vuul, vier, Värsch, Veteraan.
G bezeichnet den Verschlußlaut. Barg, Taag, Pflugg. Wird g zum Reibelaut, dann ist j oder ch zu schreiben. Als stimmhafter Gaumenlaut wird g als j geschrieben. Nääjla, Wiejla, Barje, Sarje. Als stimmloser Gaumenlaut und stimmhafter Kehllaut wird g durch ch dargestellt. Keenich, Sönntich, gewiecht und Plooche, Loocher, Aache. Für den stimmlosen Kehllaut gilt das Gleiche, also geploocht. Man hat sich bei der Wiedergabe vor allem an den ortsüblichen Klang zu halten. Das gilt hier und für alle anderen Fälle ebenso.

12. Entbehrlich sind in dem Schriftbilde der Mundart ö und ü wie auch y. Es sollen die wirklich gesprochenen Laute geschrieben werden wie Keenich und hibsch oder hisch. y wird nur in gewohnten Wörtern beibehalten wie Ägypten und Kyffhäuser. Für ph, rh, th, schreiben wir nur f, r, t. Pröfeete, Rabarwer, Teekla. Für einfaches c schreiben wir k oder z. Kusäng, Zelinder. In Fremdwörtern schreiben wir statt ch „sch oder k". Schussee. Karakter. Für g und j schreiben wir sch in schanniern, Schakettla.

13. Das gewohnte schriftdeutsche Wortbild soll möglichst geschont werden. Deshalb soll auch das e wo es so gut wie stumm ist, geschrieben werden wie bei den Endungen el, em, en. Also Oppel, Boodem, Märten.

14. R wird in der Mundart oft sehr schwach gesprochen. Man schreibt es aber außer zwischen a und einem Zahnlaut, wo es nicht mehr zu hören ist. Aade, Pfaad, watta. Auch rr erscheint so abgeschwächt vor n, daß es bei der Schreibung am besten in Klammern gesetzt wird. Na(rr)n, Hä(rr)n, zä(rr)n. Vor d, t, sch und im Auslaut wird rr aber hörbar gesprochen. Narr, Härr, gezärrt, Narrdei, narrsch.

15. Pf ist im Anlaut gewöhnlich erhalten. Pfaad, Pflaume, Pfohl. Ort-

lich ist aber pf zu f geworden. Faad, Flaume, Fohl. Im In- und Auslaut wird statt pf meistens p gesprochen. Tröppa, Höppa, stöppa, Koop, Sömp, Strömp.

Dem bodenständigen Mundartsprecher brachte die Einheitsschreibung durch ihre allgemein ungewohnten Wortbilder zunächst nur Schwierigkeiten. Dies empfand schon beim Entstehen der Grundlinien für die neue Schreibung der Mundartschriftsteller Dr. Paul Futter.[157] Seine Ansicht über die erstrebte Einheitsschreibung zeigt er deutlich in den Vorbemerkungen zur „Visitakoarte" (1923). Er benutzt die Einheitsschreibung nicht, weil er der Überzeugung ist, daß der einfache Mann sie schwerer lesen kann als die eigenwillige Schreibart der einzelnen Dichter. Gegen Futters Ansicht nimmt die Anhängerschaft der Einheitsschreibung Stellung. Sie sucht sich besonders gegen den Vorwurf der schweren Lesbarkeit zu verteidigen, indem sie sagt: „... aber der Begriff „leichtere Lesbarkeit" ist eine Selbsttäuschung dieses und in ähnlichen Fällen auch anderer Autoren, wenn sie es auf ihre Leser beziehen; vielmehr ist nur die „Schreibbarkeit" für den Verfasser leichter, wenn er durch keinerlei Bestimmungen gebunden ist."[158]

Beide Parteien sehen im Eifer des Gefechtes nur die Schattenseiten auf der Gegenseite. Ein richtiger Gedanke ist in jeder Ansicht enthalten. Durch das Verallgemeinern setzen sich aber beide ins Unrecht. Für bestimmte Menschengruppen ist die Einheitsschreibung nun einmal schwerer lesbar als die früher übliche Schreibung der guten und besten Mundartdichter. Es gibt aber auch eine Reihe von Mundartschaffenden, die sich wirklich aus Bequemlichkeit oder auch Eigenbrödelei nicht so schnell für die Neuerung in der Schreibweise entschließen wollten. Andererseits birgt die Einheitsschreibung auch manchen Vorzug in ihrer Norm gegenüber der manchmal recht fahrlässigen Schreibung der Mundartschaffenden. Im Grunde prallen zwei Gegensätze unvermittelt aufeinander: Einheimisches und Fremdes, Praxis und Theorie. Graebisch sieht unter „gemeinverständlich" vorwiegend die Möglichkeit einer lautechten Lesbarkeit durch die Mundartunkundigen. Von den wirklichen Mundartsprechern wird stillschweigend angenommen, sie werden sich schon an das Neue gewöhnen. Paul Futter denkt nicht an die kleine Mühe, sich einige Schriftzeichen anzueignen, sondern er hat den einfachen Mann des Volkes im Sinne, spricht er von Lesbarkeit. Futter als beliebter Volksarzt und Mundartsprecher besitzt einen besseren Einblick in das Innenleben der schlichten Grafschafter als mancher noch so exakte Sammler und Forscher. In der Hauptsache sei die Mundartdichtung für die heimischen Leute da und auf ihre Aufmerksamkeit angewiesen, ist Futters Ansicht. Bei dem Streit der Meinun-

157) Bei den Vorbesprechungen über die Einheitsschreibung im „Verein für Glatzer Heimatkunde" hatte er die Gruppe der Schriftsteller zu vertreten.

158) Gr. F. 1925, S. 117.

gen handelt es sich im wesentlichen um nicht mehr und nicht weniger, soll die Mundartdichtung in ihrer Wirkung auf ihren natürlichen Kreis beschränkt bleiben, oder soll sie versuchen, einen weiteren Leserkreis außerhalb des heimischen Sprachgebietes zu gewinnen?

Im Rahmen dieser Arbeit hat vor allem Bedeutung, wie sich der bodenständige Mundartsprecher der verschiedenartigen Mundartschreibung gegenüber verhält. Um das festzustellen, unternahm ich mit mir bekannten Dorfleuten[159] ausgedehnte Leseversuche. Außer den Buchausgaben von F. Schoenig, W. Oehl, R. Karger, Paul Futter und Bruno Neugebauer, verwandte ich noch die Heimatkalender und lose Blätter, bei denen der Mundarttext mit der Schreibmaschine geschrieben war. Im allgemeinen war der Frakturdruck den Leuten weit geläufiger als die Schriftzeichen in Antiqua. Wie die älteren Leute an bestimmte Buchstabenformen gebunden sind, zeigt sich auch in ihrer Stellungnahme zu dem Wechsel der Schriftart im „Guda Obend".[160] Man sagte nicht, die Schrift ist jetzt schwerer zu lesen, sondern überraschte mich mit dem Urteil: „Om Guuda Oowert ees heuer nischta droa„.[161] Als Gesamtergebnis meiner Leseversuche stellte sich heraus, die eigenwillige Schreibart der Mundartdichter war besonders für die älteren Leute viel leichter lesbar als die Einheitsschreibung von 1920. In ihr blieb man beim Lesen sehr oft einfach stecken. Die Leute erwarten von der Schreibung eben ein „Schrift"- und kein „Laut"bild. Daß man so schreiben soll, wie es in der Sprache klingt, wollten die Leute nicht einsehen.[162] Ganz unnötig[163] fand man die schon von W. Karger geübte Längenbezeichnung durch Verdoppelung des Vokals. Die neu eingeführten Schriftzeichen hielt man für „vermolledreetes Gegraichel".[164] Teilweise lachte man auch darüber und meinte „Nai, die hoan woll noch zu wing Buchstoawa. Doo mecht ma woll nooch ern ei de Schule gehn".[165] Die Altersgruppe der Verheirateten verhielt sich im Durchschnitt der Einheitsschreibung gegenüber nicht so sehr ablehnend wie abwartend. Die Burschen und Mädels aber fanden sich mit der neuen Schreibart willig ab. Die größeren Schulkinder waren vereinzelt schon sehr gut eingelesen. Bei ihnen merkte man einen gewissen Stolz, daß sie zeigen konnten, wie gut sie zu lesen verstanden. Die Einheitsschreibung erfährt also von den Traditionshütern eine Ablehnung, während die Ju-

159) Neißbach, Thanndorf, Gläsendorf, Lauterbach, Neundorf, Urnitz, Ebersdorf, Verlorenwasser, Wölfelsdorf, Kieslingswalde, Konradswalde, Seitenberg, Heudorf und Wölfelsgrund.

160) 1937. — Diese Änderung ist nicht durch den Herausgeber veranlaßt worden, sondern ist durch den Verleger bedingt.

161) Am „Guda Obend" ist dieses Jahr nichts dran.

162) „Doas weß mer doch" — Das wissen wir doch.

163) „Tommes Getolke" — kindische Spielerei.

164) Ein lästiges Durcheinander.

165) Den genügen die vorhandenen Buchstaben wohl nicht? In diesem Falle möchte man wohl beinahe (noch einmal) in die Schule gehen.

gend sich damit abfindet. Bei der Altersgruppe der Jugend wirkt sich die neue Schreibart teilweise recht günstig aus infolge der lautnahen Wortwiedergabe. Manches alte Mundartwort, das bei einer anderen Schreibweise nicht so klangähnlich erfaßt werden könnte, eignet sich der junge Leser an. Damit erfährt der Mundartbestand eine gewisse Förderung auch vom Buch her. Längere Aufsätze liest auch der junge Mensch nicht gern in der Einheitsschreibung, weil sie zu stark ermüdet. In der alten Schreibart wird Mundartprosa viel lieber gelesen.[166] Gesamthin hat sich die Einheitsschreibung von 1920 im bodenständigen Volke, soweit ich es auf dem beschränkten Raum der Grafschafter Oberdörfer überblicke, nicht bewährt. Ob sie diesen Verlust im eigentlichen Sprachraume durch den Gewinn anderweitiger Leser ausgleichen konnte, ist mir unbekannt. Zahlenmäßig wäre zwar der Leserverlust auszugleichen, wesentlich aber niemals, denn mit dem Verlieren bodenständiger Leser schwindet die natürliche Grundlage der Mundart.

Trotzdem Robert Karger in seinem Heimatkalender stetig die Einheitsschreibung folgerichtig durchführt, blieb ihr eine völlige Ausbreitung auch innerhalb der Mundartschaffenden versagt. Die allermeisten Druckereien schafften sich nicht die notwendigen Sondertypen der neuen Schreibung an, weil für ihre Zwecke einige allgemeine Grundregln genügten. Auf eine möglichst getreue Wiedergabe der lautlichen Feinheiten kommt es ihnen nicht an. Wollte man wirklich die Sondertypen anschaffen, dann fehlte es in den einzelnen Druckereien wieder an Leuten, die in der neuen Schreibung so sicher waren, daß sie fehlerhafte Manuskripte bis in alle Einzelheiten verbessern konnten. Von der Einheitsschreibung verbreiteten sich aber die Grundregeln. Die neu vorgeschlagenen Schriftzeichen fanden keine allgemeine Aufnahme weder bei den Mundartschaffenden noch den Druckereien. Wie sich manche Schwierigkeit mit den Sonderzeichen der Einheitsschreibung überwinden läßt, zeigt Friedrich Graebisch selbst.[167] Für kurzes geschlossenes o und e schreibt er innerhalb der deutschen Schrift einfach lateinisches o und e.

Für die lautechte Wiedergabe der Mundart in der Schrift für wissenschaftliche Zwecke erübrigt sich die Einheitsschreibung, da wir zuverlässige phonetische Umschriften[168] in verschiedener Auswahl besitzen. Soll eine Mundartdarstellung aber wirklich die Volkskreise erfassen, ist die phonetische Schreibweise nicht brauchbar. Dann ist die Einheitsschreibung am rechten Platze. Sie erleichtert das Treffen der Lautung, erschwert aber das Wortverständnis für das Auge. Aus diesem Grunde richten sich

166) Auch die belesenen Leute versicherten mir, daß sie bei aller Liebe zur Mundart die längeren Geschichten wegen der ermüdenden Schreibart nur ungern lesen. „Ma geht blooß met langa Zenn droa." Man macht sich nur mit langen Zähnen daran d. h. sehr ungern.

167) Schles. Jahrbuch VII (1935), S. 111 f.

168) Z. B. Mitteil. Bd. IX, Heft 17, S. 54 ff.; Bd. XVII, S. 1 ff.

insbesondere bei Überschriften die Dichter gern nach dem schulmäßigen Schriftbild. So überschreibt R. Karger sein heimatliches Jahrbuch aus dem Streben nach leichterer Verständlichkeit[169] mit „Guda Obend" statt „Guuda Oomd". Ebenso wählt er als Titel für eine seiner Gedichtssammlungen „Pauerbrot" und nicht „Pauerbroot".

Einen ähnlichen Versuch wie die gemeinverständliche Mundartschreibung von Friedrich Graebisch[170] unternimmt auch die textliche Wiedergabe des „Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten zur Zeit Adolf Hitlers".[171] Diese Umschrift sucht noch weitgehender mit den Mitteln des Schriftdeutschen auszukommen als dies bei Graebisch der Fall ist. Als neues Zeichen ist hier nur hinzugekommen der Selbstlaut å. Dieses Zeichen steht für den langen Laut, der zwischen a und o liegt. Als Klangbeispiel wird französisch „corps" genannt. Eine Textprobe des Lautdenkmales hat folgendes Aussehen:

„Geh ei Gole, mei liebe Sonne.
Du bist mei Freude un mei Wonne.
Wenn de warscht zu Jesum gehn,
bis gebata un griß man scheen!
Bista ganza Tåg geluffa un gerannt,
und 's hoter åber niemand gedankt!
War ich dr åwer danka!
. . . . . ."

Franz Langer gibt die gleichen Gebetsverse in Grafschafter Einheitsschreibung wieder.[172]

„Geh ei Goole, mei liewe Sŏnne,
du bèst mei Froide on mei Wŏnne.
Wenn de wascht zu Jesum gehn,
bees gebaata on griß man scheen.
Bèst a ganza Tŏâg gelŏffa on gerannt
on 's hoot dr nooch niemand gedankt.
Waar eech dr ŏâbr danka:
. . . . . ."

---

169) R. Karger, 26. 10. 1939.

170) Vgl. auch die nicht phonetische Mundartschreibung bei Horst Becker „Sächsische Mundartenkunde", Verlag Heimatwerk Sachsen o. J. Ausgezeichnet mit dem 1. Preis des Reichsstatthalters im Mundarten-Wettbewerb des „Heimatwerkes Sachsen".

171) Reichsbeamtenführer Hermann Neef überreichte dem Führer des deutschen Volkes am 20. April 1937 zum 48. Geburtstage das Lautdenkmal als Geburtstagsgeschenk des Reichsbundes der Deutschen Beamten. (NS.-Beamten-Zeitung 1937, Nr. 8, S. 214.)

172) G. O. 1939, S. 86.

Die Gegenüberstellung dieser beiden Texte zeigt deutlich, daß die Mundartwiedergabe bei dem Lautdenkmal recht ungenau ist. Ganz abgesehen von der falschen Wiedergabe der Laute (vgl. un — on, bis — bees, bista — bèst a, geluffa — gelöffa, ich — eech). Bei dem wiedergegebenen Text handelt es sich um einen Teil einer Schallaufnahme in der oberen Grafschaft für das Lautdenkmal. Die Schallplattenaufnahme erfolgte in einem Mittelwalder Gasthaus. Eigentlich war die Wohnung des Hauptsprechers, des Bauern Alois Nentwig in Gläsendorf, dafür vorgesehen. Es herrschte aber zur Zeit der Aufnahme ein starkes Schneewetter, so daß die Autos den Weg nicht bezwingen konnten. Der andere Sprecher war Franz Langer, der auch das „Sonnengebet", von dem ich einen Teil anführte, als Füllung sprach, da der Hauptsprecher nicht recht die Fassung bewahrte. Den vollen Text gibt Martin[173] wieder. Leider ist die Mundart sehr schlecht wiedergegeben und außerdem ist der Mundarttext auch falsch in die Schriftsprache umgesetzt. Ich nenne nur ein Beispiel. Bei Martin steht[174] „un schenn mer ne wieder asu". Das kann nur heißen, „und scheine mir nicht wieder so", was allerdings dem Zusammenhange nach falsch sein muß. So ist diese Stelle geändert in „und schein mir nur wieder so". Bei „mer ne", das falsch übersetzt wurde, handelt es sich um einen Hörfehler für „manne" (morgen). Es handelt sich um die Bitte an die Sonne, sie soll am nächsten Tage wieder so scheinen wie an dem vollendeten Tage. Schon der Beginn der Wiedergabe der Schallaufnahme ist falsch. Franz Langer sagte: „Haa, Alies, euer Hof steht doowa önderm Glaaserbarje. Haa, derzehl mr och groade amool . . ." Die Wiedergabe aber lautet: „Herr Alois, Euer Hof stiht doba on dann Glasrbarje. Ach, erzählt mir al gräd amool . . ." Ebenso unrichtig ist natürlich auch die Übersetzung. Friedrich Graebisch sollte die Fehler der Aufnahme feststellen, war aber dazu nicht völlig in der Lage, da er keine besprochene Platte hatte. Wir sehen aus dem angeführten Beispiel, welche Schwierigkeiten die Mundart birgt und wie leicht sich Fehler auch unter wissenschaftlicher Leitung einschleichen können. Man kann eben nur schwer in Mundartgebieten arbeiten, deren Sprache man nicht selbst kennt. Es müssen einem Fehler unterlaufen, weil man einfach nicht das rechte Gehör für die feinen Klangunterschiede hat wie der bodenständige Mundartsprecher.

Praktisch ist die Mundartschreibung, die mit einem Mindestmaß von neuen Zeichen, am besten ohne jede Sondertype, auskommt. Für das Lesen ist die leichte Verständlichkeit des Schriftbildes maßgebend. Die Lauttreue spielt dabei keine besondere Rolle. Wer den Klang der Mundart von Hause aus nicht beherrscht, kommt zu einer ganz echten Klangwiedergabe in der Aussprache auch durch die beste Umschrift nicht. Ein Aus-

173) Martin, S. 68.
174) a. a. O.

gleich zwischen den genauen Lautzeichen des Wissenschaftlers und der allgemeinverständlichen Buchstabenschrift läßt sich unter der Wahrung von den gerechten Ansprüchen genauer Forschung und Unterhaltungsschrifttum nicht erreichen. Beide haben andere Ziele und benötigen für ihre Aufgaben verschiedene Mittel. Für die Grafschafter Mundartdichtung ist die Einheitsschreibung von 1920 in ihren Grundlagen das Fundament jeder Mundartwiedergabe, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist.

4. Mundartpflege.

Die tiefsten Eindrücke für das kommende Leben empfängt das Kind im Elternhause. In den alten Grafschafter Familien herrscht eine innige Bindung zwischen Kindern und Eltern.[175] Den Kindern ist in jeder Beziehung Ehrfurcht vor den Eltern eigen. Die Eltern zeigen ihre Liebe in ernster Sorge und herber Güte ohne jede Zärtelei. Wie an den Kindern Unarten nicht geduldet werden, achten heimatverbundene Eltern auch auf ein unverdorbenes Sprechen der Mundart. So wandert gleich anderem Volksgute die arteigene Sprache von Geschlecht zu Geschlecht.

In den Bereich heimischer Kultur dringt die Bildung (vgl. S. 102 ff.) in ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Dauernden und gründlichsten Einfluß übt die Schule[176] aus. Sie hat die Hauptaufgabe, zur fehlerfreien Beherrschung der Schriftsprache zu erziehen. Ihre Verpflichtung der Mundart gegenüber darf sie trotzdem nicht vernachlässigen. Niemand kennt das Vorhandensein eines tatsächlichen Sinnunterschiedes von Mundart und Schriftsprache besser als der Lehrer, der vor Schulanfängern zu stehen hat. Er merkt deutlich, die echten Mundartsprecher fühlen sich als zweisprachig ähnlich dem oberschlesischen Menschen mit seiner ihm eigenen Mischsprache. Eine Charakterähnlichkeit soll mit diesem Hinweis nicht angedeutet sein. In Lehrer und Schüler stehen sich am Schulbeginn deutlich zwei Welten gegenüber. Ich sage etwas übersteigert, die Bereiche von Kultur und Natur berühren sich. Bildung und Volk sollen einander nicht bloß nahetreten, sondern die Bildung hat das Volkstum für sich zu gewinnen und zu durchdringen. Zu einem erfolgreichen Arbeiten in diesem Sinne muß der Lehrer zunächst das Vertrauen seiner Schüler besitzen. Dies erwirbt er sich schnell, versteht er es, mit den Kindern in der ihnen geläufigen Mundart zu reden. Wer eine Mundart wirklich kennt, weiß auch um die Eigenart der Menschen des betreffenden Bezirkes. Kenntnis der Menschen aber befähigt zum Höchsten, zur Menschenführung. „Die Mundart . . . ist das Guckloch, durch das der Lehrer in die verborgendsten Falten der Kinderseele schauen kann".[177] Die tüchtigen Lehrer werten

[175] Vgl. G. O. 1920, S. 104.
[176] G. O. 1921, S. 103 ff.
[177] B. Neugebauer, Gl. Hbl. 1921, S. 65 ff.

das im besten Sinne aus. Zunächst sprechen sie mit den Kleinen Mundart und lehren ihnen die schriftdeutschen Bezeichnungen für die Mundartausdrücke. Mit Begeisterung sind die Kinder beim Lernen, dürfen sie in der Schule auch später ab und zu in den Lauten ihres Elternhauses reden. Nach und nach tritt die Schriftsprache in den Vordergrund, bis sie ohne jede Stütze frei gemeistert wird. Sind die Schüler in der Bildungssprache gefestigt, lernen sie beide Spracharten als durchaus selbständige Gebilde werten. Sie bekommen ein Gehör für die Besonderheiten der Mundart im Verhältnis zur Schriftsprache. Zum Sammeln von Wörtern kann man sie heranziehen wie zum Schildern von heimischem Brauchtum. Das Lernen der Schriftsprache birgt bei den Schülern die Gefahr in sich, daß sich die Jungens und Mädels einen trockenen und schematischen Sprachstil aneignen. Diese Erstarrung verhindern vereinzelte Schüleraufsätze in Mundart.[178] In der heimischen Sprache schreiben die Kinder ohne blasse Redewendungen, sie schreiben einfach wie es ihnen ums Herz ist. Die Mundart ist kernig, frisch und bildhaft. Behalten die Schüler diese Art zu schreiben im Schriftdeutschen bei, haben sie einen lebendigen und persönlichen Stil erreicht. Damit leistet die Volkssprache der Bildungssprache einen bedeutsamen Dienst. Wie besonders Bruno Neugebauer für eine Mundartpflege in den Grafschafter Volksschulen eintritt und sie in seinem Wirkungskreise auch verwirklicht, ist Dr. Heinrich Nentwig der Verfechter dieser Ansicht[179] im Unterrichte an den höheren Schulen. Er legt einen Lehrplan für die Berücksichtigung der Mundart im Deutschunterricht vor von Untertertia bis Unterprima.[180]

Wie die Bildung nicht bloß feindlich gegen die Mundart vordringt, sondern sie teilweise auch fördert, haben ebenfalls die soziologischen Verhältnisse nicht nur Schattenseiten. Die besseren Verkehrsverhältnisse ermöglichen den Leuten, die in der Ferne ihren Broterwerb finden und ihre Heimat innig lieben, ein leichtes Erreichen des Ortes, wo vertrauter Mutterlaut erklingt. So kann auch der Verkehr zu einer Belebung der Heimatliebe beitragen. Beim Militär waren im Weltkriege die Heimatkalender[181] und mundartliche Gedichtsammlungen[182] gern gesehen. Man benutzte sie zum Vorlesen bei Kameradschaftsfeiern.[183] Dabei stellte man fest, daß aller Eifer und gute Vorbereitung gebildeter Menschen nicht die Feinheiten der Aussprache erreichen konnten, wie sie dem einfachen Landsturmmann mühelos gegeben waren, der daheim Mundart sprach. Auf das Vortragen von Dialektgedichten beschränkt sich auch meistens die Mundartpflege der Heimatvereine. Manchmal werden auch mundartliche Theaterstücke mit viel

178) Gl. Hbl. 1921, S. 89 f.; Gr. F. 1923, S. 110 f.
179) Gl. Land 1925, Nr. 23.
180) Gl. Land 1927, Nr. 1.
181) Gl. Hbl. 1917, S. 25 f.
182) Z. B. Robert Kargers „Marmelade".
183) Gl. Hbl. 1918, S. 31 f.

Erfolg aufgeführt. Für einen beseelten Vortrag von Mundartdichtung ist eine völlig lautechte Wiedergabe bis zu den kleinsten Feinheiten des Dialektes notwendige Voraussetzung. In diesem Sinne war eine sehr gute Mundartsprecherin Hilde Karger.[184] Ein bekannter Mundartsprecher war in seinem Wirkungskreise auch der Lehrer Emil Güttler.[185] Über die Grenzen der engeren Heimat wurde als Mundartsprecher der Albendorfer Nachtwächter Basler[186] unter anderen bekannt. Er besprach öfters Wachsplatten für den Schlesischen Rundfunk. Bei den verschiedensten Anlässen machen sich oft Menschen mit Mundartvorträgen breit, die es besser bleiben ließen.

Aus der Erkenntnis, welche wertvollen Dienste bei der Mundartpflege lautecht besprochene Schallplatten leisten können, bestritt Dr. Heinrich Nentwig[187] aus eigenen Mitteln eine phonographische Aufnahme[188] von Mundartproben der Grafschaft Glatz. Dabei beschränkte er sich nicht auf Mustersätze, sondern wählte dazu neben mundartlichen Volksliedern[189] auch Arbeiten der Mundartdichter.[190] Willkommene Hilfe leistet die Schallplatte auch in dem deutschkundlichen Unterricht.[191]

Der Hauptträger der Mundartpflege aber ist neben dem Elternhaus das gute mundartliche Schrifttum. Es handelt sich in der Breitenwirkung nicht um die Bucherscheinungen der Mundartdichter, sondern um das verstreut erschienene Schaffen. Das Sammelwerk für die mundartliche Schriftstellerei der Grafschaft schuf Robert Karger mit seinen Heimatkalendern.[192] Zunächst erschien der Kalender unter dem Titel „Guda Obend".[193] Als ein Verlagswechsel[194] nötig wurde, nannte Karger sein Jahrbuch vorübergehend „Grofschoftersch Feierobend".[195] Trotz dieser Namensänderung blieb aber die Linie verantwortungsbewußter Volkstumspflege gewahrt.[196] Obwohl ein Kalender einen Kompromiß zwischen Herausgeber, Verleger und Leser darstellt, versteht es der „Kolendervoater"[197] seinem Werke stets eine eigene Prägung zu geben.

Im Kalendarium der Kargerschen Kalender bleibt im Gegensatz zu

184) Tochter von R. Karger; Gl. Land 1931, S. 161.
185) Grfsch. Gl. 1911, S. 35; 1913, S. 12; Gl. Land 1925, Nr. 8.
186) G. O. 1934, S. 155.
187) Gr. F. 1924, S. 91 ff.
188) Vox-Schallplatten- und Sprechmaschinen-Gesellschaft.
189) Liebeskummer; Wie's in Neurode zugeht; Schweinschlachten; Mein Christian; 's woar immer aso.
190) Paul Frieben, Hermann Schmidt und Robert Karger. Gl. Land 1924 Nr. 7.
191) E. Drach, Die Schallplatte im dt. kundl. U. Frankf. 37
192) Grfsch. Gl. 1919, S. 42.
193) Der Gebirgsbote 1911, 1. und 5. Dezember.
194) Gr. F. 1924, S. 126; G. O. 1940, S. 113.
195) 1923—1933.
196) Gr. F. 1923, Vorwort.
197) Kalendervater.

anderen bei jedem Monat eine Seite frei. Diese zwölf Seiten dienen jeweils besonderen Aufgaben. Der Leser bekommt heimatkundliche Anregungen,[198] sieht alte Bauernhäuser der Oberdörfer[199] und wandert mit dem Bauern durch die zwölf Monate.[200] Man zeigt dem Grafschafter weiter in dem Kalendarium von seiner Heimat Schlösser,[201] Bergkapellen,[202] Pestsäulen,[203] heimische Bildhauerarbeiten[204] und berichtet von kirchlicher Kunst.[205] An Hand von Grafschafter Beispielen macht man den Leuten die christlichen Baustile klar.[206] Man erinnert an die Naturdenkmäler in der heimischen Baumwelt[207] und zeigt typische Schmetterlingsarten der Heimat.[208] Weiter bietet man den Leuten Ausschnitte aus der Sagenwelt der Umgebung[209] und macht ihnen denkwürdige Personen bekannt.[210] Heimisches Liedgut,[211] Sitten und Gebräuche,[212] Grafschafter Gebete[213] und die Grafschaft Glatz als Marienland[214] stellt man der Bevölkerung vor Augen. Schließlich lernt man noch „12 gleezsche Leutla"[215] und die Mitarbeiter des Heimatkalenders kennen.[216] Alles Streben des heimatlichen Jahrbuches geht darauf hinaus, durch eine bessere Kenntnis der Heimat die Liebe zu ihr zu entfachen und zu stärken. So fordert R. Karger seine Landsleute auf, sich in der heimischen Umgebung bei Wanderungen umzusehen und Naturschönheiten zu Liebe auch einmal einen Umweg zu machen. Geht man aus Frömmigkeit nach „Maria Schnee",[217] hat der Herrgott bestimmt nichts dagegen, wenn man auch Wölfelsgrund und den Schneeberg besucht.[218] Die für die Zukunft wertvollsten Beiträge sind in den Kalendern die regelmäßigen Veröffentlichungen von Grafschafter Sprichwörtern und Redensarten durch Friedrich Graebisch.[219]

198) G. O. 1913.
199) Gr. F. 1928.
200) G. O. 1936.
201) G. O. 1914.
202) G. O. 1917.
203) Gr. F. 1935.
204) G. O. 1935.
205) Gr. F. 1931.
206) Gr. F. 1933.
207) G. O. 1915.
208) G. O. 1922.
209) Gr. F. 1926.
210) Gr. F. 1925.
211) G. O. 1918; Gr. F. 1929.
212) G. O. 1921.
213) Gr. F. 1927.
214) G. O. 1934.
215) Gr. F. 1923.
216) G. O. 1920, G. O. 1937.
217) Wallfahrtskapelle auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsgrund. Kirchenfest am 5. August.
218) G. O. 1922, Vorwort.
219) G. O. 1918, S. 96 ff. G. O. 1919, S. 87 ff. G. O. 1920, S. 89 ff. G. O. 1921, S. 96 ff. G. O. 1922, S. 116 ff. Bis jetzt sind 718 Nummern mitge-

Neben dem Kargerschen Kalender bieten noch Mundarterzeugnisse recht verschiedenen Wertes die Zeitschriften des Grafschafter Landes und seine Tageszeitungen. Vom 3. 8. 1929 bis zum 21. 10. 1934 gab R. Karger eine mundartliche Beilage zum Glatzer Anzeiger heraus. Er nannte sie „'s Beikastla".[220]

Gedichte in Grafschafter Mundart finden sich auch in verschiedenen Büchern und Gedichtsammlungen als Beispiele für die Volkssprache. Vier mundartliche Volkslieder bringt Hallmann in seinen Briefen über die Grafschaft Glatz.[221] Aus der Gegend von Mittelwalde,[222] Neurode und der mittleren Grafschaft gibt je eine Probe mundartlicher Dichtung Kutzen.[223] Johann Schubert erwähnt in seinen Bildern aus der guten alten Zeit[224] eine Begegnung mit Franz Schoenig und führt ein Gedicht von ihm an. Ebenso wird Schoenig auch von Pautsch[225] genannt, der noch Proben anderer Mundartdichter anführt. Das bei Pautsch abgedruckte politische Gespräch zweier Landleute von Schoenig[226] findet sich auch bei Firmenich.[227] Ebenso trifft man dort auf Schoenigs ersten Herausgeber.[228] Graebisch gibt Gedichtproben von F. Schoenig, August Kastner, Adam Langer, Robert Karger, Hermann Schmidt, Dr. Paul Futter, Wilhelm Oehl und Julius Pausewang.[229] Wilhelm Oehl, der durch Beiträge im Heimatkalender[230] den Grafschaftern nicht fremd ist, wird auch von Dr. Eduard Langer angeführt.[231] Ebenfalls ist Oehl vertreten in einer Blütenlese deutscher Mundartdichtung aus der ehemaligen Tschechoslowakei.[232] Darin sind auch Beiträge von dem Braunauer (im Sudetengau)

teilt. Ab 1923 beginnt die Zählung von vorn. Jetzt heißt die Sammlung „Hausbacka Bruut". Gr. F. 1923, S. 96 ff. Gr. F. 1924, S. 117 ff. Gr. F. 1925, S. 122 ff. Gr. F. 1926, S. 108 ff. Gr. F. 1927, S. 135 ff. Gr. F. 1928, S, 120 ff, Gr. F. 1929, S. 131 ff. Gr. F. 1930, S. 133 ff. Gr. F. 1931, S. 122 ff. Gr. F. 1932, S. 110 ff. Gr. F. 1933, S. 116 ff. G. O. 1934, S. 91 ff. G. O. 1935, S, 85 ff, G. O. 1936, S. 79 ff. G. O. 1937, S. 83 ff. G. O. 1938, S. 81 ff. G, O, 1939, S. 92 ff. G. O. 1940, S. 120 ff. G. O. 1941, S. 124 ff. Bis 1941 einschließlich haben die Sprichwörter und Redensarten von 1918 ab die Zahl 3380 erreicht. G. O. 1942 ist im Drucksatz fertig.

220) G. O. 1916, S. 91 f.; Mjf, S. 96 f.

221) Im zehnten 1823.

222) Eine Aufforderung zu einer Vergnügungsfahrt mit dem Pferdeschlitten nach Tschihak. Das Jagdschlößchen Tschihak brannte am 28. 3. 1936 ab. — G. O. 1937, S. 126.

223) Kutzen, S. 74 ff.

224) S. 6 ff.; Herausgeber Friedrich Graebisch.

225) Pautsch, S. 50 ff.

226) Kastner, S. 45 ff.

227) Firmenich, Bd. II, S. 356 ff.

228) Firmenich, Bd. II, S. 352 ff.

229) Graebisch, S. 51 ff.

230) G. O. 1911, S. 66, 69; 1912, S. 65, 67; 1913, S. 104; Gr. F. 1928 S. 143 ff., 77, 79; 1930, S. 87, 109, 139; Gr. F. 1931, S. 74.

231) Aus dem Adlergebirge, Bd. I, S. 188 ff.

232) Heimatsklänge, S. 125 f. (Vgl. Ondr'm, S. 10, 11, 126.)

H. H. Birke[233]) zu finden. Die Mundartprobe bei Reis[234]) ist wie manche andere nicht erwähnenswert. Julius Schaeffler[235]) nennt für seine schlesischen Mundartproben Firmenich als Quelle, bringt jedoch kein Beispiel der doch dort vertretenen Grafschafter Mundart. Von den Schlesiern[236]) nennt er Philo vom Walde, Karl von Holtei und Hermann Oderwald.

Bei den mundartlichen Anthologien ist man leider zu oft bestrebt nur eine möglichst große Zahl von Gedichten verschiedener Dichter anzuführen, ohne einen inneren Zusammenhang zu wahren oder die Dichter nach ihrem volkstümlichen Werte abzustufen. Die große Zahl der Mundartproben ist nur gerechtfertigt, handelt es sich um vergleichende Proben in phonetischer Darstellung. Bei Sammlungen für die Allgemeinheit aber, die in Buchstabenschrift gehalten sind, haben Maßstäbe zu gelten, die aus dem Wesen der Mundartdichtung selbst gewonnen sind. Hier hat man Proben zu bieten, die in Sprache und vor allem inneren Gehalt für ein bestimmtes Mundartgebiet bezeichnend sind. Das Charakteristische der einzelnen Mundartdichter und in größeren Zusammenhängen das für eine Mundartlandschaft Bedeutsame ist klar herauszustellen.

Pflegen auch die besten Mundartdichter alte Worte und Ausdrücke, so spiegelt sich in ihrem Schaffen doch nur ein Ausschnitt des gesamten Wortschatzes der Mundart. Hier setzt nun der Mundartforscher mit seiner wissenschaftlichen Arbeit ein. Er erfaßt den gesamten Wortschatz. Zunächst beginnt er mit einer umfassenden Materialsammlung, die er dann sichtet und methodisch auswertet. Der Wissenschaftler leitet sprachliche Gesetze ab und gibt den sicheren Zusammenhang heutiger Wortformen mit den geschichtlichen Spracherscheinungen. Die Ergebnisse von der Arbeit des Sprachwissenschaftlers verwertet der Volkskundler, der seine Aufmerksamkeit nicht auf die Sprachform wendet, sondern auf den Sprachinhalt. Bei volkskundlichen Arbeiten in einem echten Dialektgebiet kommt der genauen Untersuchung der Volkssprache eine besondere Bedeutung[237]) zu. Zuverlässige Arbeit kann hier aber nur der wirkliche Mundartkenner leisten. Sonst werden Dinge aus der Sprache gelesen oder in sie hineingelegt, die der Vorstellungswelt des Volkes überhaupt nicht entsprechen. Die volkskundliche Arbeit auf vorwiegend mundartlicher Grundlage kam in der Grafschaft Glatz bisher über vereinzelte Aufsätze[238]) nicht hinaus. Eine zusammenfassende Wesensdeutung des Sprachinhaltes der heimischen Mundart steht noch aus. Auf dem Gebiete der Mundartforschung, die

233) Heimatsklänge, S. 121 ff. (A Steckla . ., S. 34, 32, 35 38, 48). — „A Steckla Haaimt", Braunau i. B. 1926.

234) Reis, S. 90 (Mundartprosa).

235) Das Mundartenbuch, Berlin 1926.

236) Das Mundartenbuch, S. 140 ff.

237) Gl. Land 1930, S. 113.

238) Z. V. G. O. 1920, S. 104; Gl. Hbl. 1927, S. 108 ff.; Grfsch. Gl. 1911, S. 97 f., S. 102 f., S. 117, 126 f., 136 f.

wirksame Mundartpflege verkörpert, ist noch die Tätigkeit der Sammler und Grammatiker vorherrschend.

Georg Amft sammelte die Volkslieder der Grafschaft Glatz, um „die letzten Spuren echten, wahren Volkstums unserer engeren Heimat“[239] noch festzuhalten, ehe sie für immer entschwinden. Franz Langer ist in der Grafschaft vor allem als Sammler alter Gebete[240] bekannt.[241] Außerdem trug er auch alte Kochrezepte und Kinderreime zusammen. Sehr bedeutsam ist die Sammlung Grafschafter Sprichwörter und Redensarten durch Friedrich Graebisch (vgl. Seite 121). Neben ihm gibt es nur noch kleine und kleinste Sammler auf dem gleichen Stoffgebiete. Es wären zu nennen: August Klesse,[242] Adam Langer,[243] Josef Neumann,[244] Heinrich Paul,[245] J. Rother,[246] M. Volkmer,[247] Alfred Geisler[248] und Alfred Weiß.[249]

Als grundlegend für die Grammatik der Grafschafter Mundart sind die Bücher von Oswald Pautsch und Wolf von Unverth, sowie einzelne Aufsätze von F. Graebisch anzusehen. Bei Friedrich Graebisch handelt es sich allgemein um den fruchtbarsten Mundartforscher der Grafschaft Glatz. Grammatik, Wortschatz und Namenkunde sind seine Hauptarbeitsgebiete. Ein genaues Verzeichnis seiner gesamten Arbeiten, besonders der verstreut erschienenen Aufsätze, gebe ich im Anhange dieser Arbeit.

---

239) Grfsch. Gl. 1908, S. 51.

240) Die Sammlung liegt nur handschriftlich vor. Eine Teilveröffentlichung vgl. Gr. F. 1927, Kalendar.

241) Daher heißt er auch „Gebaatla-Langer“.

242) Gl. Vschr. III (1883/84), S. 224 ff., 311 ff.; Gl. Vschr. IV (1884 85), S. 152 ff., 245 ff.; Gl. Vschr. V (1885/86), S. 39 ff., 113 ff., 212 ff.; Gl. Vschr. VI (1886 87), S. 38 ff.

243) G. O. 1920, S. 87 f.

244) G. O. 1915, S. 97 f; 1916, S. 106.

245) Grfsch. Gl. 1911, S. 11; 1912, S. 110.

246) Gl. Hbl. 1919, S. 96 f.

247) Gl. Land 1923, Nr. 3.

248) Grfsch. Gl. 1932, S. 25; 1937, S. 6 f.

249) Grfsch. Gl. 1913, S. 88.

Ausklang

Verlust und Gewinn der Mundart bei ihrem Kreislaufe vom Volke über den Mundartdichter wiederum zum Volke.

Nach einem Überblick über das Mundartschaffen in Schlesien im allgemeinen lernten wir insbesondere die Mundartdichtung innerhalb eines schlesischen Teilgebietes, der Grafschaft Glatz, kennen. Besonders konnte da gezeigt werden, wie das bodenständige Volk die Arbeiten seiner Mundartdichter aufnimmt. Mundartdichtung ist für die einfachen Leute in erster Linie echte Mundart in Reimen. Nicht schöngeistige Gesichtspunkte sind vorwiegend, sondern betont steht im Vordergrunde des Volkes Fordern nach Wahrheit und Klarheit. In seiner realen Schau hält sich das Volk mehr an die Erscheinungsformen als der gebildete Leser.

Die Träger der echten Volkssprache sind die Angehörigen der letzten Altersgruppe „die Alten". Bei dem Vergehen und Werden innerhalb der Mundart zeigen sich die besten Mundartdichter der Grafschaft als Bewahrer alter Sprachformen. In einzelnen Fällen geraten auch die führenden Gestalter der Mundart einmal in das Schlepptau der Bildungswelt. Einzelne schriftdeutsche Worte, die aber leicht durch Mundartausdrücke zu ersetzen sind, schleichen sich verschiedentlich in echtes Mundartgestalten ein. Bei dem Kreis der guten Mundartschaffenden sind diese schädigenden Einflüsse etwas stärker zu merken als bei den Spitzenkönnern. Bei dem Strom der Mittelmäßigkeit der mundartlichen Dichtung sind sie ziemlich häufig, während sie bei den stümperhaften Mundartversuchen überwiegen.

Robert Karger ist der fruchtbarste und echteste Mundartdichter der Grafschaft. Kleine Schönheitsfehler will er bei einer möglichen Neuausgabe seiner Gedichte ausmerzen. Neben Robert Karger steht in der Grafschafter Mundartdichtung noch als wirklicher Könner der Grulicher Wilhelm Oehl.

Für einen kleinen Kreis froher Geselligkeit sind die Arbeiten der reinen Gelegenheitsdichter bestimmt. Diese Mundarterzeugnisse sind in den meisten Fällen für den Vortrag gedacht, während das Schaffen der besten Mundartdichter den Leuten vorwiegend durch den Druck zugänglich wird. Der beste und regsamste Gelegenheitsdichter von persönlicher Note ist Franz Schoenig. Neben ihm sind in gebührendem Abstande Hieronymus Brinke und der Glückwunschpoet Wilhelm Karger zu nennen.

Hermann Schmidt, Paul Frieben, Karl Gründel, Johann Schubert, Elias und August Siegel sowie Alfred Geisler zählen zu den guten Mundartschaffenden unserer Tage. Paul Futter und Bruno Neugebauer dringen

teilweise in den Bereich der führenden bodenständigen Mundartdichtung vor.

Die echten Mundartdichter sprechen nicht bloß von Kindheit an selbst lautecht eine Mundart, sondern sie stehen auch noch dauernd in engster Fühlung mit ihren Landsleuten. Fast ausnahmslos finden wir in Form und Inhalt echte Volkssprache bei den guten und besten Mundartschaffenden. Der Stoff zum dichterischen Gestalten ist der Vorstellungs- und Gefühlswelt des Volkes entnommen. Ebenso zieht man das gemeine Erzählgut der Mundartsprecher heran. Daraus erklären sich manche Gleichheiten bei den Mundartdichtern. Vor allem freut sich das Volk, findet es Brauchtum und tägliche Arbeit so echt geschildert wie bei Robert Karger.

Ist auch das Gedicht im Mundartschaffen herrschend, finden wir auch andere Gestaltungsformen wie zum Beispiel Mundartspiele. Robert Karger, Paul Futter und Bruno Neugebauer sind die meistgespielten Autoren. August Gröger müht sich mit natürlich gezeichneten Charakterschilderungen um ein weiteres Bekanntwerden auf der Heimatbühne. In der Prosa leistet Gutes Oswald Wolff und Bestes Franz Langer.

Innerhalb des Sprachgebietes der Grafschaft Glatz zeigt sich als wertvollste Teilmundart die Sprache der Oberdörfer. Ihr gehören die meisten hervorragenden Mundartdichter an. In diesem Sprachraume zeigt sich das Mundartschaffen als Spiegel des Volkstums. Es herrscht hier eine lebendige Wechselbeziehung zwischen Dichter und Volk. Sie zeigt sich im gegenseitigen Empfangen und Geben. Beide Teile empfangen voneinander und beide Teile geben einander.

Die Volkssprache ist für die täglichen Bedürfnisse wortreicher und bildkräftiger als die Schriftsprache, von der sie vorwiegend Sammelbezeichnungen und Hauptworte entlehnt. Der unterschiedliche Sinngehalt von der Sprache des Volkes und der Schule zeigt sich besonders in der eigenen Wortwahl der Mundart. Die Schwierigkeiten einer allgemein verbindlichen Darstellung des Dialektes durch die Schrift für den Leser, der sich nur unterhalten will und keine Sprachstudien beabsichtigt, sind noch nicht voll gelöst.

Die wertvollste Pflege erfährt die Mundart im Elternhaus. Konservierungsarbeit leistet die Wissenschaft. Lebendige Mundartpflege ist hohe Aufgabe wirklich guter Mundartsprecher. Bei der Mundartpflege leistet die einwandfrei besprochene Schallplatte gute Dienste. Den Stoff zu diesem mehr künstlerischen Gestalten liefert die Mundartdichtung mit ihren hervorragenden Leistungen. Insbesondere halten die Heimatkalender von Robert Karger den Sinn für heimische Sitten und Sprache wach.

Bei ihrem Kreislauf vom Volke über den Mundartdichter wieder zurück zum Volke verliert die Mundart nur Wesentliches durch Stümper und Halbkönner. Das natürliche Schwinden mancher Wörter spielt hier keine Rolle. Bei dem Gestalten der guten Mundartschaffenden hat die Volkssprache keine nennenswerte Einbuße zu verzeichnen. Die Spitzenkönner der

Mundartdichtung zeigen sich sogar als Sprachbewahrer. Damit wecken sie oft den praktischen Wiedergebrauch schon fast geschwundener Wörter. Ebenso regen die führenden Mundartdichter zum Üben alter Sitten und Gebräuche an.

Die Mundartdichter haben sich auf den engen Raum ihrer Heimat zu bescheiden. Ihre Werke wenden sich an die Landsleute und suchen deren Beifall zu erringen. Die wirklich echten Dichter der Volkssprache bewerben sich um keinen Platz innerhalb der Literaturgeschichte, sondern um einen Platz im Herzen des Volkes. Deshalb ist für ihre Arbeiten kein wissenschaftlicher Maßstab aus dem Bereiche der Kunst anzuwenden. Für sie gilt als Richtschnur das Fordern des Volkes nach äußerer und innerer Echtheit. Somit kann über den wahren Mundartdichter nicht der Gelehrte entscheiden, sondern hier hat das Volk selbst zu urteilen. Dieses Urteil biete ich unverfälscht.

Ob es sich um Herausgeber von Mundartsammlungen, Dichter oder Forscher innerhalb der Grafschaft handelt, allen ist die Ängstlichkeit eigen, daß die Mundart zu schnell schwindet. Eine lebendige Sprache wie die Mundart verlangt eine gewisse Bewegung. Damit ist ein Vergehen verschiedener Worte gegeben. Es handelt sich dabei aber immer um einen Vorgang, der eine ganze Zeit in Anspruch nimmt. So schnell wie August Kastner in seiner Schoenig-Ausgabe für das Schwinden der Mundart fürchtet, versinkt das alte Mundartgut längst nicht. Die Entwickelung geht langsam, aber der ständige Rückgang der urwüchsigen Mundart ist Tatsache. Begünstigt wird er durch den Anpassungswillen einer großen Zahl der Bewohner an die Schriftsprache. Die Welt des Verkehrs und auch der Bildung dringt viel tiefer in das Volk als in früheren Tagen und fördert so stetig einen Ausgleich des Besonderen zum Allgemeinen hin. Der Schüler höherer Schulen und der Student haben den Geltungsbereich der heimischen Sprache weit mehr geschmälert als gefördert. An dieser Schicht liegt es ganz besonders, wie lange sich die Mundart in vollem Umfange am Leben erhält. Wer sich von der liberalen Anschauung nicht frei machen kann, daß Mundartgebrauch ein Zeichen der Unbildung sein soll, spricht aus Dünkel selbst nicht mehr Mundart und fühlt sich dem bodenständigen Volke nicht mehr innig verbunden.

Volkstumspflege gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Volksführer und derer, die solche Stellungen erstreben. Volkstumsarbeit aber ohne ein tatkräftiges Stützen und Schützen der Mundart durch eine gedeihliche Pflege ist nicht mehr als ein schön klingendes Wort. Ein nicht geringes Verdienst um Heimat und Volkstum erwirbt sich jeder, der die Freude am Sprechen eines bodenständigen Dialektes fördert. In den Meisterleistungen der heimischen Mundartdichter spricht zu uns wurzelechtes Fühlen und Denken unserer Eltern und Ahnen. Darum ist Mundartpflege eine Verpflichtung für jeden volksbewußten Deutschen.

Hinfällig ist der ideal getarnte Einwand gegen eine bewußte Mundartpflege, es könne dadurch der Partikularismus gefördert werden. Immer wieder sahen wir in dieser Arbeit, daß eine wahre Heimatliebe nicht von der großen Volksgemeinschaft abhält, sondern wie sie im Gegenteil einen wertvollen Kraftquell für die Nation bedeutet. Die Heimatliebe ist förmlich die Mutter der Vaterlandsliebe. Gerade in den schwarzen Stunden eines Volkes zeigt sich, wer eine wahrhafte Liebe zu dem Volksganzen hat. Aus Heimatliebe bekannten sich die Grafschafter in der Zeit der Tschechenabwehr 1918/19 zu dem in Not schmachtenden Vaterlande, dem sie sich in unwandelbarer Treue verpflichtet fühlten. Auch in den Tagen der Knechtung durch die Feinde lebte in den heimattreuen Herzen der Glaube an ein Wiederaufkommen der Volkskraft und der Volksehre. Robert Karger drückt diesen Glauben im Geleit seines Kalenders für 1920 so aus: „Eines aber steht fest: So lange wir treu zur Heimat stehen, so lange wir uns als ein Volksganzes fühlen und als eines deutschen Volkes Glieder untereinander und nach außen hin zu betätigen uns bestreben, wird uns auch der ärgste Sturm nicht zerbrechen. Vermag er auch, uns vorübergehend zu beugen und arg zu zerzausen; um so stolzer werden wir nachher im Bewußtsein erprobter Stärke unser Haupt erheben, den Tannen unserer stolzen Berge gleich, die nach prasselndem Wettersturz ihre grünen Wipfel in ungeschwächter Kraft zur Himmelsbläue recken."

Ende.

Anhang

Arbeiten von Friedrich Graebisch.

(Die wichtigsten Arbeiten hebe ich durch gesperrte Schrift hervor.)

Gliederung.

A. Bücher.

B. Beiträge in Zeitschriften und Sammelwerken.

I. **Gesamtschlesisch und außerglätzische Teilmundarten.**

II. **Glätzisch (Grafschaft und böhmische Nachbargebiete bis Weckelsdorf).**

1. Grammatische Arbeiten.
2. Wortschatz.
3. Mundartproben.
4. Namenkunde.
5. Literarisches.
6. Verschiedenes.

C. Über Friedrich Graebisch.

A. Bücher.

Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete, Mittelwalde 1920.

Glatzer Volkstum im heimgekehrten Grenzland. Eine Darstellung des Volksglaubens und Volkstums, sowie der politischen Vorgänge von 1918 bis 1938 in bodenständiger Mundart. Die Volkssprache im Großglätzischen Raum wird zusammenfassend dargestellt und durch eine Karte erläutert. Erscheint 1940 als 29. Band der „Glatzer Heimatschriften" (Sonderdruck aus den Gl. Hbl. 1940).

Huuch de gleezsche Sprooche! Mittelwalde 1921.

Kalla-Ton, ein treuer Sohn seiner Heimat oder „Wie der Glatzer Bauer auf eigner Scholle schafft." Erzählt von den Bauern Elias und August Siegel, hrsg. und erläutert von Friedrich Graebisch, Mittelwalde 1922.

Bilder aus der guten alten Zeit. Szenen aus dem Grafschafter bäuerlichen Leben um 1816 mit Gesang in zwei Aufzügen von Johann Schubert. Hrsg. und erläutert von Friedrich Graebisch, Mittelwalde 1922.

Am Glatzer Schneeberg oder „Die Verlobung im Walde". Szenen in Hochdeutsch und Glatzer Mundart mit Gesang in zwei Aufzügen. Hrsg. und erläutert von Friedrich Graebisch, Mittelwalde 1922.

Weihnachtsheiliger Abend im Grafschafter Bauernhaus zu Großvaters Zeit. Weihnachtsspiel mit Gesang in zwei Aufzügen von Johann Schubert. Hrsg. und erläutert von Friedrich Graebisch, Mittelwalde 1922.

B. Beiträge in Zeitschriften und Sammelwerken.

I.

Gesamtschlesisch und außerglätzische Teilmundarten.

(Die mit Gl. gekennzeichneten Arbeiten betreffen auch das Glätzische. Diph. — Diphtongierungsmundart.)

Verdoppelung und Wiederholung im Schlesischen in der Wort- und Satzbildung. Mitteil. Bd. 22 (1920), S. 56 ff. (Gl.)

Ich habe gehen müssen und Verwandtes. II. Ich habe ihn singen hören und Verwandtes. Ztschr. f. dt. Maa 1907, S. 181 ff. (Gl.)

Über die schlesische Sprache Karl von Holteis, Ztschr. f. dt. Maa 1911, S. 295 ff. (Gl.)

Vergleichende Proben schlesischer Mundarten. Mit besonderer Berücksichtigung der Diphtongierungsmundarten. 1. Der wissenschaftliche Wert mundartlicher Texte. 2. Mustertext — Vergleich von Marentschien bei Trachenberg und Brzesowie bei Lewin (Hummelstadt) Kr. Glatz. 3. Systematische Übersicht usw. Mitteil. Bd. 18 (1916), S. 105 ff. (Gl. — Diph.)

Reime, Sprüche und volkstümliche Dichtung aus der Trachenberger Gegend. Mitteil. Bd. 20 (1918), S. 176 ff. (Diph.)

Aus dem schlesischen Neiderlande: Allerlei aus dem Dorfleben. (14 Originaltexte.) In: Beiträge zur Deutschkunde. Festschrift zum 60. Geburtstage Theodor Siebs, dargebracht von seinen Schülern, Emden 1922, S. 104 ff. (Diph.) — Verschieden von dem folgenden gleichnamigen Aufsatz! —

Aus dem schlesischen Neiderlande. Mitteil. Bd. 26 (1925), S. 239 ff. (Diph.)
Mundartprobe aus der Trachenberger Gegend. Mitteil. Bd. 18 (1916), S. 70 (Diph.)

Zur neiderländisch-schlesischen und nordschlesischen Mundartenkunde. Mitteil. Bd. 30 (1929), S. 267 ff.

Nordschlesisch und Neiderländisch-Schlesisch mit vergleichenden Mundartproben. Schles. Jahrbuch VIII (1935/36), S. 61 ff.

Zur Mundart des Kreises Brieg. Nebst Bemerkungen über ihre literarische Verwendung. Mitteil. Bd. 17, 2. Heft (1916), S. 188 ff.

Mundartproben; Glätzisch und Nordschönhengstisch vergleichend; 2. Mundart im Kreise Militsch und im Kreise Brieg. Mitteil. Bd. 17, 1. Heft (1915), S. 124 ff. (Gl.)

Zur Kenntnis der Mundart des preußischen Riesengebirges. Wanderer im Riesengebirge (Ztschr. des R. G. V.) 26. und 27. Jahrgang (1906/1907). Beginnt in Nr. 11 vom 1. 11. 1906 und schließt mit Nr. 6 vom 1. 6. 1907.

Ein schlesisches Gedicht über die Tiroler in Zillertal. Mitteil. Heft 15 (1906), S. 154 f.

Ernstes und Freundliches aus dem Leben unserer Gebirgsbewohner. Wanderer im Riesengebirge 1913, S. 181 f.

Proben schlesischer Gebirgsmundarten. 1. Querseiffen, Kr. Hirschberg; 2. Markt Weckelsdorf; 3. Dittersbach, Kr. Waldenburg; 4. Hausdorf bei Charlottenbrunn; 5. Gierichswalde, Kr. Frankenstein. Ztschr. f. dt. Maa 1912, S. 127 ff. 6. Altwaltersdorf, Kr. Habelschwerdt; 7. Die Westhälfte des Kreises Glatz 1—6. Ztschr. f. dt. Maa 1912, S. 263 ff. 7. 7—12; 8. Brzesowie; 9. Mense- und Adlergebirge im Bez. Neustadt a. Mettau. Ztschr. f. dt. Maa 1912, S. 319 ff. (Gl.)

Über die schlesische Mundart des Eulengebirges im Kreise Reichenbach (Neubielau). Ztschr. f. dt. Maa 1913, S. 239 ff.

Vergleichende Proben der Heimatsprache aus Ostböhmen, Nordmähren und Schlesien. Nr. 1—18 „Trostbärnla" 1921, S. 98 ff.; Nr. 19—29 „Trostbärnla" 1922, S. 120 ff. (Gl.)

Hausworzel. Sprüche und Redensarten aus der deutschen Heimat. „Trostbärnla" 1922, S. 117 ff. (Gl.)

Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten. Schles. Jahrbuch VII (1935), S. 109 ff. (Gl.)

Proben der deutschen Mundarten Oberschlesiens. Der Oberschlesier 1929, S. 120 ff.

Ist die Sprache des Kuhländchens eine Glätzische Mundart? Gl. Hbl. 1918, S. 7 ff. (Gl.)

Der Schläsche Koop. Eine Wortstudie in mittelschlesischer Gebirgsmundart. Das ist einer der zahlreichen Beiträge in der „Dorfmusikke", Brieg 1914 ff. Die Arbeit erschien in 24 Fortsetzungen von 1917 bis 1920. (Gl.)

Volkstümliche Tiernamen aus Schlesien. In der Ztschr. des Allg. dt. Sprachvereins 1920, Sp. 7—10. Besonders ist die Grafschaft Glatz berücksichtigt. (Gl.) Zusammenstellung sinnverwandter Wörter und verschiedener Bedeutungserweiterungen. Ausgearbeitet 1915/16. Die Handschrift befindet sich seit 1929 im Deutschen Institut der Universität Breslau. (Gl.)

II.

Glätzisch.

(Grafschaft Glatz und böhmische Nachbargebiete bis Weckelsdorf.)

1. Grammatische Arbeiten.

Verbreitung und Kennzeichen der glätzischen Mundart und ihre wichtigsten Unterschiede. Mitteil. Bd. 16, 2. Heft (1914), S. 197 ff.

Die Glatzer Mundart. G. O. 1915, S. 83 ff.

Etwas von unserer Mundart. Aus „Mittelwalde", Mittelwalde Walzel Verlag o. J. (1914?)

Die Mundarten des Eulengebirges. Eulengebirgsfreund 1915, S. 94 ff.

Die Mundart von Brzesowie in „Kalla-Ton . . .", S. 79 ff. Ein Beitrag zur Kenntnis der Glatzer Mundart.

Das Verhältnis der Glatzer Mundart zu ihren Nachbarmundarten. Mitteil. Bd. 27 (1926), S. 215 ff.

Die neue gemeinverständliche Schreibung der Glatzer Mundart. G. O. 1921, S. 28 ff. Wiederholt auch an anderen Stellen veröffentlicht.

Was muß jeder Grafschafter über die Schreibung seiner Mundart wissen? Gl. Land vom 3. 5. 1922.

Zur Wortbildung in der Glätzischen Mundart. 1. Zusammensetzungen mit „werk" Gl. Hbl. 1937, S. 40 f. 2. Zusammensetzungen mit „voll" Gl. Hbl. 1938, S. 11 ff. Nachträge zu 1 und 2 Gl. Hbl. 1938, S. 138.

Der Stabreim, ein Schmuckmittel der Glatzer Mundart. Gl. Hbl. 1937, S. 80 ff. Hier werden auch Franz Schoenig, Robert Karger und Wilhelm Oehl gewürdigt. Verschiedene kleine Beiträge. Das Pasquill — Das Wort und seine Bedeutung — Brühen und brennen — Dürfen und brauchen — Bildung der Mehrzahl —

Mehrzahl statt Einzahl — Grammatisches Geschlecht — „Ihn" in der Mundart — Deutsche Wörter statt fremder. Gl. Hbl. 1921, S. 89 ff.

Wortschatz.

Bedeutungswandel in Hochsprache und Mundart. Gl. Hbl. 1939, 3. Heft.

Zoologisches und botanisches Allerlei aus der Neuroder Bergmannssprache. Gl. Hbl. 1937, S. 44 ff.

Heimische der Erhaltung werte Tiernamen. Gl. Hbl. 1919, S. 98.

Die Vögel der Heimat in der Sprache des Glatzer Volkes. G. O. 1920, S. 92 ff.

Doos schleesche Voochelkonzärt. G. O. 1921, S. 92 ff. und Gl. Land 1924, Nr. 5 (Mai).

Die Fische im Grafschafter Volksmunde. Gl. Hbl. 1924, 106 ff.

Die Religion in den Namen unserer Pflanzen und Tiere. G. O. 1934, S. 115 f. Aus der Heimat Wäldern, Fluren und Feldern. G. O. 1918, S. 92 f. und 1919, S. 94 ff.

Gesundheit und Krankheit im Volksmund der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete. Mitteil. I Beschreibender Teil Bd. 36 (1937), S. 321 ff.; II Lexikalischer Teil und III Ergänzungen zu I in Bd. 37 (1938), S. 338 ff.

Wetter- und Naturerscheinungen im Grafschafter Volksmund. Gr. F. 1926, S. 113 ff.

Bemerkungen zu Franz Schönigs „Auserlesenem Quodlibet". Mitteil. Bd. 28 (1927), S. 278 ff.

Mundartlicher Fragekasten 1919—1935. Gl. Hbl. 1919, 1. Pargan, 2. Quadrucka u. ä., 3. Staawitzer, 4. Groohamflich, 5. Rohrsperlich, 6. Goldamsel, 7. Annabliemla u. a.; Gl. Hbl. 1920, 8. schleefe, 9. azoate gehn, 10. Gleba, 11. Zeker, 12. Vorjährige, 13. Ortsname Lewin, 14. Pron. sa (sen), 15. faate, 16. gehärscht, 17. Monnzmer, Weisbeller; Gl. Hbl. 1921, 18. ungebrääche, 19. Worscht = Hobelbank, 20. Gäärnrook, 21. Kraatschembärne, Nuhaabeinochaa, 23. Achertschecker, 24. miseldrähtig, 25. urig; Gl. Hbl. 1922, 26. Endung = nig, 27. Hoschmutter = Hebamme; Gl. Hbl. 1923, Familienname Geisler, Geißler, 29. Flußname Wölfel, 30. Habel/Hawel, 31. Fam. N. Weinitschke; Gl. Hbl. 1929, Bete, Lehden, kriewatschig; Gl. Hbl. 1933, Hordis, Passendorf, Plente, motza, pietscha; Gl. Hbl. 1935 a/au vor g, Fam. N. Seget.

Mundartlicher Fragekasten 1937—1938. Gl. Hbl. 1937, S. 106 f. (Spelladrulle, Schaferkeule), S. 141 f. (Der Backofen als Nachtlager; Spottverse auf Ortsbewohner; ranzabeese; Ploone;) Gl. Hbl. 1938, S. 141 (Färts).

Heimatlicher Fragekasten im „Grafschafter". Puhu, F. N. Gallant, F. N. Feike (Oktober 1939); F. N. Theuner, Theiner, Theumer, F. N. Siegel (Dezember 1933); O. N. Raumnitz, F. N. Reimitz, Taube, Pabsch, Jaschke (Februar1934); O. N. Maifritzdorf, F. N. Donkel, Gottschlich (April 1934); Klofferbruutgefechte, Eiternessel (August 1935).

Wortschatz der glätzischen Mundart. Eine handschriftliche Stichwortsammlung. Bis jetzt 33 000 Zettel. Davon sind 8000 Zettel Namen. Der Buchstabe R ungefähr 1000 Zettel wurde bereits im Schlesischen Wörterbuche von Siebs = Jungandreas verarbeitet. Die Pflanzennamen mit ungefähr 2000 Zetteln finden Aufnahme in der „Glatzer Volksbotanik" von Konrektor A. Kramarz in Glatz.

3. Mundartproben.

Verschiedene Aufzeichnungen von Mundarttexten aus dem Volksmunde. G. O. 1912, S. 75 f.; G. O. 1913, S. 49 f., S. 83 f., S. 92 f.; G. O. 1914, S. 70, 80 f., S. 82 f., S. 84 f.; G. O. 1915, S. 68 f., S. 70 f., S. 71 f.; G. O. 1916, S. 102 ff., G. O. 1917, S. 84 ff., S. 99, S. 102 f., S. 112 f.; Gr. F. 1923, S. 72; G. O. 1934, S. 96 ff.

Mundartproben aus der „Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen" von Dr. Eduard Langer. Volkskundliches von der Glatzer Grenze. 10. S. 184 ff. (1—8); 11, S. 41 ff. (9—11); 12, S. 19 ff. (12—24). Volkskundliches aus Weckelsdorf 11, S. 46 ff. (1—4); Volkskundliches aus dem Bezirk Neustadt a. Mettau 11, S. 130 ff. (1—11).

Mundartproben in Mitteil. Bd. 12, S. 223 f.; Bd. 16, 2 S. 234 ff.; Bd. 17, 1 S. 124 f.; Bd. 18, S. 110 ff.

Proben der Eulengebirgsmundarten. „Eulengebirgsfreund" 1914, Nr. 11, S. 103.
Die Jungfrau vom Otternstein. „Eulengebirgsfreund" 1914, S. 37.
Die Landung des Ballons „Schlesien" in Brzesowie. Grfsch. Gl. 1911.
Grafschafter Bauerngespräch. Gl. Hbl. 1919, S. 67 ff.
Vom naia on vom aala Lichte. Gl. Hbl. 1920, S. 18 ff.
Asoo ollerhand vom Leinseen . . . Gl. Hbl. 1921, S. 86 ff.

Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Großvaters Zeiten. Nach Johann Schubert. Mitteil. Bd. 24 (1923), S. 122 ff.; Bd. 25 (1924), S. 126 ff. — Eine abweichende Fassung findet sich im G. O. von Walzel 1924, S. 82 f. in willkürlicher Dialektschreibung.

Kinderspiele aus der Grafschaft Glatz. Mitteil. Bd. 15, 2. Heft (1913), S. 269 ff. (17 Spiele).

Kinderspiele aus Deutschböhmen. Mitteil. Bd. 16, 1 Heft (1914), S. 95 ff. (9 Spiele).

Besenbinderlied. (Lewiner — Hummelstadt — Gegend.) Mitteil. Bd. 16, S. 99 ff.

Gebet in Grafschafter Mundart. Gl. Hbl. 1918, S. 36.

Alte Glatzer Gebete. G. O. 1919, S. 92 f.
Alte Glatzer Gebete. Gl. Hbl. 1921, S. 47 ff.

Grafschafter Sprichwörter und Hausbacka Bruut. Grafschafter Sprichwörter G. O. 1918 bis 1922 (Nr. 1—718); Hausbacka Bruut — Grafschafter Sprichwörter und Redensarten — Gr. F. 1923—1933 (Nr. 1—1575) und G. O. 1934—1940 ff. (Nr. 1576—3278 ff.). Für G. O. 1941 Manuskript bis Nr. 3380. Grafschafter Sprüche im „Grafschafter" ab Juli 1933 bis Dezember 1935. Bauern- und Wetterregeln für jeden Monat. Sonn- und Wochentage ab Juli 1934. Tageszeiten ab November 1934. Heilkräuter, Pflanzen ab Februar 1935. Tierrätsel ab April 1935. Hund und Katze ab August 1935. Pferd Dezember 1935. Der Grafschafter Bauer im Sprichwort. „Grenzwacht" (Glatz) vom 29. 9. 1934. Tun und Treiben des Grafschaft Glatzers in 100 Stabreimsprüchen dargestellt. Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theodor Siebs in Breslau zum 75. Geburtstage am 26. August 1937 gewidmet. Gl. Hbl. 1937, S. 87 ff.

Meine Groola määnte immer — — Gl. Land Nr. 9 (3. 5. 1922), Nr. 12 (14. 6. 1922) und Nr. 13 (29. 6. 1922).

Tomm Zeug. Gl. Land Nr. 12 (14. 6. 1922) und Nr. 13 (29. 6. 1922).

A hibsch Poarla ei Gleezscha Sprichlan beschrieba . . . „'s Beikastla" 2. 7. 1933.
Haar ies a Weib on „Sie" häätzt Anton. „'s Beikastla" 20. 8. 1933.

Zwee—e, die de nie rechtzeitich kunnda zusommatraffa. „'s Beikastla" 17. 9. 1933.

4. Namenkunde.

Der Wert der Mundart für die Deutung von Orts- und Personennamen. Grfsch. Gl. 1914, S. 91 f.

Mundartliches in den schriftsprachlichen Formen der Orts- und Familiennamen der Grafschaft Glatz und ihrer Nachbargebiete. Gedenkschrift aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des V. f. Glatzer Heimatkunde, S. 49 ff. Ergänzungen hierzu in Gl. Hbl. 1934, S. 1 ff. mit Register.

Ein Streifzug durch den Namenschatz der Glätzischen Mundart. Gl. Hbl. 1918 S. 26 ff.

Die Herkunft des Deutschtums der Grafschaft Glatz (auch namenkundlich). Gl. Hbl. 1929, S. 149 ff.

Zur Ortsnamenkunde der Grafschaft Glatz. Besprechung der Arbeitsweise von Dr. Paul Klemenz. Gl. Hbl. 1933, S. 36 ff. und S. 76 ff.

A Packla Winkeldroffer. Unsere Ortsnamen im Volksmund und Volkswitz. Gr. F. 1923, S. 90 ff.

Was die Flurnamen erzählen. Gr. F. 1928, S. 113 f.
Veränderungen heimischer Namen. Gr. F. 1930, S. 108.
Der Name Heuscheuer. Grfsch. Gl. 1921, Heft 7/8, S. 58 ff.
Zum Namen der Heuscheuer. Gl. Hbl. 1939, S. 30 f.
Lauterbachs Name. Grfsch. Gl. 1922, Heft 1/2, S. 11.
Die Namen Zaughals und Biehals. Gl. Hbl. 1934, S. 27 ff.
Die Namen Quergasse und Wölfel. Gl. Hbl. 1937, S. 140 f.; 1939, S. 33.
Der Name der Hohen Eule. Eine Erwiederung. Grfsch. Gl. 1936, S. 45.

Der Artikel vor Ortsnamen in der Glatzer Mundart. Gl. Hbl. 1935, S. 130 ff. Für die „Vorbemerkung" lehnt Friedrich Graebisch jede Verantwortung ab! Sie stammt von Franz Albert.

Einige sprachliche Beobachtungen an den Glatzer Ortsnamen. 1. Der Umlaut in Ableitungen; 2. Ableitungen auf n und er; 3. Betonung; Gl. Hbl. 1923, S. 89.
Wieweit ist in der Grafschaft Glatz die Verdeutschung von Ortsnamen zu erstreben? Gl. Hbl. 1937, S. 1 ff.

Gutachten betr. die Verdeutschung des Namens „Tscherbeney". Gl. Hbl. 1936, S. 37 f.

Zur Entstehung und Entwickelung unserer Familiennamen. Grfsch. Gl. 1909, S. 71 ff.

Warum heiße ich Müller? oder Wie sind unsere Zunamen entstanden? — Der kleine Schlesier 2. Jahrg. Nr. 8 vom 16. April 1927 und Nr. 9 vom 1. Mai 1927. Der Schluß liegt handschriftlich vor.

Die Glatzer Familiennamen. Grfsch. Gl. 1909, S. 81 f., S. 95 f., S. 103 f.; 1910, S. 35 f., S. 47 f.

Zur Kenntnis der Grafschafter Familiennamen. G. O. 1922, S. 112 ff.
Grafschafter Familiennamen. G. O. 1935, S. 121 f.; 1937, S. 117 ff.; 1938, S. 85 ff.; 1940, S. 115 ff.

Glatzer patronymische und metronymische Familiennamen in Vergangenheit und Gegenwart. „Grafschafter", Oktober 1934.

Der Name Volkmer und die Grafschaft Glatz. Gl. Hbl. 1921, S. 18 ff.
Die Glatzer Taufnamen im Mittelalter. Mitteil. Bd. 35 (1935), S. 125 ff.

Die Glatzer Taufnamen im Mittelalter. Gl. Hbl. 1934, S. 124 f. Ein Auszug aus dem gleichnamigen Aufsatze in den Mitteil. Bd. 35, S. 125 ff.

Die Taufnamen in der glätzischen Mundart, ihre Abwandlung und ihre Formen. Gl. Hbl. 1921, S. 70 ff.

Die Taufnamen in der heutigen glätzischen Mundart. Mitteil. Bd. 35 (1935), S. 188 ff.

Volkstümliche Beinamen. Ein Beitrag zur Namenkunde aus der Grafschaft Glatz und ihrer Nachbargebiete. Mitteil. Bd. 29 (1928), S. 316 ff.

Zur heimischen Namenkunde sind noch zu vergleichen die schon angeführten Fragekasten.

5. Literarisches.

Die Glatzer Mundart und ihre Erforschung. Gr. F. 1925, S. 111 ff. Diese Arbeit erschien unter dem Decknamen Tilianus. Aus inneren Gründen vermutete ich als nur möglichen Verfasser Friedrich Graebisch. Der Schluß erwies sich als richtig. Der Name Tilianus leitet sich her von lat. tilia = Linde. — Linden, Kr. Brieg, ist der Stammort der Familie Graebisch. Deshalb wählte er diesen Decknamen.

Franz Schönig (Schoenig) und Robert Karger mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Mundartforschung. Gl. Land 1924, Nr. 7, S. 5 ff.

Abschied von unserem Vater Oehl. G. O. 1938, S. 114 ff. Dieser Aufsatz erschien ohne Namensnennung. F. Graebisch ist der Verfasser nach einer Mitteilung an mich vom 4. 11. 1939.

Dr. Futter zum 60. Geburtstage. Gl. Land 1926, 12. Januar.
Ein Gelegenheitsgedicht in Glatzer Mundart von 1838. Gl. Hbl. 1918, S. 66 f.

6. Verschiedenes.

Von Glatzer Land und Leuten. Kritisch-satyrische Betrachtung in Versen. Gl. Land 1924, Nr. 4, S. 4.

Die Vögel im Glatzer Volksglauben. Gl. Hbl. 1919, S. 82; 1920, S. 2 ff.

Zum Noochteftan. Mundartliche, satyrische-humoristische Unterhaltungen in „Groofschofterscher Tonkelstonde" 1925—1926. Fortgesetzt im „Beikastla" der von Robert Karger herausgegebenen Beilage zum Glatzer Anzeiger vom 3. 8. 1929 bis zum 30. 3. 1930. Erklärungen von Worten und Ausdrücken wie teftan, iewermeenicht, Gemorze, rumoart, Elfbiehmer, Labander, Prutschker, konträr, äärschlich, Oazocht, doo häärts oawer stienich uuf, Rickerz, Ruutkaatlakärmetz, Gänsebroota und nicht Gonsebroota wie bei B. Neugebauer, Scheuntoar, Scheintaar, dier gihts wie 'm Raadla eim Prontsche, Fostafreier hullt der Geier, Teifel und Geier, Hummel, Mondalissa, Hartmoonda, Wärjebänder.

Die Schönheit unserer Mundart. Gl. Land 1925, 13. Februar.

Die Sprache des Grafschafters. In: Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland! S. 30 ff.

Gleichen Inhalt bieten die zwei Aufsätze: Der Wert unserer Heimatsprache. G. O. 1918, S. 91 und andere Zeitschriften.

An meine lieben schlesischen Landsleute. Grfsch. Gl. 1915, S. 7 und andere Zeitschriften.

Möchte die Freude an der Mundart erstarken! „Eulengebirgsfreund" 1914, S. 36 f.; Grfsch. Gl. 1914, S. 12 f.

Der Häämt Sprooche — onse Truustbärnla! „Trostbärnla" 1921, S. 31.

Der böhmische Winkel. Gl. Hbl. Sondernummer vom 1. 1. 1919.

Lewin. Deutsches Städtebuch, hrsg. von Prof. Dr. Erich Keyser, S. 804/805.
Aus der Vergangenheit von Birkhagen (E. Siegel) Gr. F. 1923, S. 66.
Der Hexenglaube in Birkenhagen bei Kudowa. Grfsch. Gl. 1927, S. 48.

C. Über Friedrich Graebisch.

Friedrich Graebisch zum 50. Geburtstage. Von Prof. Dr. Theodor Siebs. Gr. F. 1928, S. 134 f.
Friedrich Graebisch zum 60. Geburtstage am 9. Mai 1938. Von Robert Karger. G. O. 1938, S. 110 f.
Friedrich Graebisch zum 60. Geburtstage. Von Dr. Heinrich Nentwig. Gl. Hbl. 1938, S. 33 f.
Eigenlebensbeschreibung. G. O. 1920, September, Kalendarium.

Literatur

(Zeitschriftenaufsätze werden nicht mit aufgeführt. Auf sie wird immer in den Fußnoten innerhalb der Arbeit hingewiesen.)

Bauch, Hermann: Tälsches Bulk. Schnoken in schlesischer Mundart. Breslau o. J.

— „Juchhe" und „o weh!" Heiteres und Ernstes in schlesischer Mundart. Breslau o. J.

— Uff 'm Durfe is schien! Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Breslau o. J.

— Plomp uff de Stoadt! Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Breslau o. J.

— Schläsch ihs Trumpf! Heiteres und Ernstes in schlesischer Mundart. Breslau o. J.

— „Is Monopol" oder Kupp muuß ma hoan. Humoristische Szene in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

Becker, Elmar: Die Volksdichte des Glatzer Berglandes und ihre Veränderungen von der Wende des 18. Jahrhunderts (1787) an unter Einfluß der geographischen Faktoren. (Mit 2 Karten, 7 graphischen Darstellungen und 21 Tabellen). Phil. Diss. Breslau 1922. (Masch. Schr.)

Behaghel, Otto: Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr in Baden 1927.

Bertermann, Karl Ehrenfried: Gedichte von Karl Ehrenfried Bertermann, weiland Schneider und Inwohner zu Fischbach. Hirschberg 1861. 7. Aufl. Hirschberg 1887.

Bianchi, Lorenzo: Johann Peter Hebel. Seine Bedeutung und Stellung in der deutschen Literatur. Bologna 1921.

Branca, Dr. Gerhard Frhr. v.: Die Blutsgemeinschaft im Großdeutschen Reich. Graz 1939.

Darré, R. Walther: Neuadel aus Blut und Boden. München 1930.

Der Grafschafter: Monatsschrift für die Grafschaft Glatz. Seit Januar 1933 erscheint der 13. Jahrg. ff. von „Glatzer Land" unter dem obengenannten Titel. Hrsg. unter Mitwirkung des Vereins für Glatzer Heimatkunde und des Glatzer Heimatdienstes. Glatz 1933 ff.

Die Grafschaft Glatz: Zeitschrift des Glatzer Gebirgsvereins. 1906 ff.

Ehrenberg, Prof. Dr. P.: Die besonderen Schwierigkeiten in der Lage des deutschen Bergbauern und Wege zu ihrer Erleichterung. Berlin 1939. 145. Sonderheft der „Berichte über Landwirtschaft".

Firmenich, J. M.: Germaniens Völkerstimmen. 3 Bde. Berlin 1843/66.

Glatzer Heimatblätter: Zeitschrift des „Vereins für Glatzer Heimatkunde". Begründet von der Alten Breslauer Landsmannschaft Glacia. 1916 ff.

Glatzer Land: Heimatkundliche Monatsschrift (vom 5. Jahrg. an Halbmonatsschrift), hrsg. unter Mitwirkung des Vereins für Glatzer Heimatkunde. Glatz 1921 ff.

Graebisch, Friedrich: Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete. Mittelwalde 1920.

Grofschofterfch Feierobend: Heimatliches Jahrbuch für die Grafschaft Glatz, die schlesischen Gebirgsgegenden und die deutschen Nachbargebiete Böhmens und Mährens. Mittelwalde, Neurode, Glatz 1923/1933.

Grundmann/Hahn: Deutsche Volkskunst Bd. 8 Schlesien. Weimar o. J.

Gründel, Karl: Of'm Uufabänkla em a Oomd. Gleezsche Geschichtlan on Värschlan. „Glatzer Heimatklänge" Nr. 3. Mittelwalde i. Schles. 1922.

Gryphius, Andreas: Andreae Gryphii Verlibtes Gespenste. Gesang = Spil. Die geliebte Dornrose. Scherz = Spill. Beyde aufs neue übersehen und zum dritten mahl gedruckt. (Breslauer Stadtbibliothek: 8 V 1119, 1—3.)

Guda Obend: Glatzer Volkskalender. Mittelwalde 1911—1922; Glatz und Habelschwerdt 1934 ff.

Hebel, Johann Peter: Allemannische Gedichte. 2. Abfl. Carlsruhe 1804.

Heckel, Hans: Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien. 1. Bd. Von den Anfängen bis zum Ausgange des Barock. Breslau 1929.

Heimatsklänge. Erste Ausgabe 1853 von Anton Hier. Jarisch; Neuauflage von Hans R. Kreibich. Warnsdorf 1935. Eine Blütenlese Deutscher Mundartendichtung aus der Tschechoslowakei.

Heinzel, Max: „Vägerle, flieg aus!" Gedichte in schlesischer Mundart. Ratibor 1875. (Das Büchel ist K. v. Holtei gewidmet.)

— „A Schlä'sches Pukettel". Gereimtes und Ungereimtes. Breslau 1880.

— „Ock ni trübetümplig", Schläsche Verzählsel. 3. Aufl. Breslau 1881.

— „Mei Jüngstes Kindel". Allerhand schläsche Geschichten. Mit dem Portrait des Verfassers. Breslau 1884.

— „Fahrende Gesellen". Hochdeutsches und Mundartliches. Breslau 1885.

Hildebrandt, Heinrich: Die Staatsauffassung der schlesischen Barockdramatiker im Rahmen ihrer Zeit. Diss. Rostock und 5. Heft der „Rostocker Studien". Seestadt Rostock 1939.

Holtei, Karl von: „Schlesische Gedichte". Berlin 1830.

Hübner, Arthur: Die Mundart der Heimat. Der Heimatforscher, Bd. 1. Breslau 1925.

Karger, Robert: Schniegläckla. Gedichte in Glatzer Mundart, nebst einem Anhange, enthaltend einige hochdeutsche poetische Versuche. Mittelwalde 1910.

— Marmelade. Mittelwalde 1917.

— Marjasonne. A Zoaspel Gedichte aus a Gleezscha Barja. Glatzer Heimatbücher Bd. 4. Mittelwalde 1921.

— Der Graanzbook. Ein heiteres Spiel mit Gesang aus dem Glatzer Landleben. Musik von Georg Hartmann. Mittelwalde 1922.

— A holb Schook aale gleezsche Leutla. Neurode im Eulengebirge 1925.

— Pauerbrot. Gedichte in Glatzer Mundart mit einem Bildnis des Verfassers und zwei Federzeichnungen von Bruno Zwiener. Glatz 1929.

— Familie Knickebään. A Hoasaspiel. Ein Hasenspiel. Glatz 1931.

— Lottrie on Liebe. A lostich Trauerspeel. Vier Aufzüge. (Manuskript.)

— Bargloft. Gedichte in Glatzer Mundart. (Manuskript.)

Klapper, Joseph: Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Breslau 1925.

Kretschmer, Hugo: Unse Bauern. Bilder aus dem schlesischen Landleben in schlesischer Mundart. Breslau 1891.

— Vu druba und drunten aus der Schlesing. Schweidnitz o. J.

— Durflaben in der Schläsing. Schweidnitz o. J.

— De Erbmuhme. Schlesischer Bauernschwank in einem Akt. Schweidnitz o. J.

Kutzen, Dr. J.: Die Grafschaft Glatz. Ihre Natur und deren Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Glogau 1873.

Langer, Georg: Auf östlicher Erde. Jugendtage eines Schlesiers. Freiburg i. Br. 1933.

Lichter, August: „Meine Muttersproache". Lustige Bilder aus dem schlesischen Dorfleben. Poesie und Prosa in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— „Durfpumranza". Lustige Bilder aus dem schlesischen Volksleben. Poesie und Prosa in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— „Derheeme". Schläsches Allerlee, Geschichtel und Versche. Schweidnitz o. J.

— „Guck ock, Mutter, gucke!" Dichtungen in Schlesisch und Hochdeutsch zu allerlei festlichen Gelegenheiten. Schweidnitz o. J.

— „Rockagänger". Heitere Geschichten aus der schlesischen Bauernstube. Schweidnitz o. J.

— „Mietebrenge". Erzählungen, Humoresken und Gedichte in schlesischer Mundart. Mit dem Bilde des Verfassers. Schweidnitz o. J.

— „Pampel Willem" oder „Säckeltärsch eim Gebirge". Humoristische Szene in schlesischer und hochdeutscher Mundart. 2. Aufl. Schweidnitz 1909.

— „Das August Lichter-Buch". Eine Auswahl aus seinen mundartlichen Dichtungen. Hrsg. Hans Christoph Kaergel. Schweidnitz 1929.

Lowack, Alfred: Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1905. Bd. 7 der „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte".

Martin, Bernhard: Die deutsche Volkssprache. Deutsches Volkstum. Eine Schriftenreihe über Deutsche Volkskunde für die Schulungs- und Erziehungsarbeit der NSDAP. München 1930.

Merker/Stammler: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 1—4. Berlin 1926/1931.

Mittelwalde in Wort und Bild. Mittelwalde 1914.

Moschner, Dr. Alfred: Holtei als Dramatiker. Breslau 1911.

Nadler, Josef: Das stammhafte Gefüge des Deutschen Volkes. München 1934.

Neugebauer, Bruno: Wo der Bergwald rauscht. Gedichte aus den Glatzer Bergen. Mittelwalde 1921.

— Der Oschatoop. Gedichtla ei gleezscher Sprooche. (Mundart der Oberdörfer.) Glatzer Heimatklänge Nr. 2. Mittelwalde 1922.

— Ei der Sommerfrische. Ein heiteres Spiel mit Gesang aus dem Grafschafter Sommerfrischenleben. Mit Musik von Georg Hartmann. Mittelwalde 1924.

— Die Sommerfrische Lauterbach in der Grafschaft Glatz. Im Auftrage der Ortsgruppe des Glatzer Gebirgsvereins 1927.

Oehl, Wilhelm: Vo Drheeme. Gedichte und Erzählungen in Grulicher Mundart. Selbstverlag 1897. Zweite vermehrte Auflage Grulich 1898.

— Drheeme is drheeme. Selbstverlag 1900.

— Ondr'm Schniebarche. Eine Auswahl aus früher erschienenen Büchern und auch bisher unveröffentlichten Schriften. Grulich 1930.

Pautsch, Oswald: Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, Kr. Habelschwerdt. Breslau 1901. 1. Beiheft zu den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

Reinelt, Johannes (Philo vom Walde): Aus der Heemte. Humoresken usw. in schlesischer Mundart. Berlin 1883.

— A Singvägerle! Aus der Schläsing. Großenhain i. Sa. 1886.

— Die Dorfhexe. Bauernkomödie in drei Akten. Großenhain, Leipzig 1891.

— Leute-Not. Erzählung. Großenhain, Leipzig 1901.

— Sonntagskinder. Lieder und Gedichte aus Schlesien. Großenhain, Leipzig 1904.

Reis, Prof. Dr. Hans: Die deutsche Mundartdichtung. Sammlung Göschen, Nr. 753; 1915.

Rother, Karl: Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten. Breslau 1928.

Rößler, Robert: „Schnoken". Humoresken in schlesischer Mundart. Zweite vermehrte Auflage. Berlin o. J.

— „Närr'sche Kerle". Humoresken in schlesischer Mundart. Zweite Auflage. Berlin o. J.

— „Durf- und Stoadtleute". Neue schlesische Erzählungen. Berlin 1881.

— „Gemittliche Geschichten". Humoresken in schlesischer Mundart. Berlin 1882.

— „Wie der Schnoabel gewaxen". Neue schlesische Gedichte. Berlin 1881.

Schenke, Ernst: Die gefuppte Verwandschoft. Schweidnitz 1936.

— Wenn is Spinnradla schnurrt. Schweidnitz 1936.

— Die Reese uff a Heiroatsmorkt. Schweidnitz 1937.

Schön, Friedrich: Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 3 Teile. Freiburg i. Br. 1920, 1921 und 1931.

Schoenig, Franz: Auserlesenes Quodlibet. Urschrift. Entliehen von Friedrich Graebisch.

— Einige Gedichte von Franz Schoenig II. Urschrift. Entlichen von Fried, rich Graebisch.

— Glätzische und hochdeutsche Gedichte von Franz Schönig. Herausgegeben von August Kastner. Neisse 1842.

— 1. und 2. Ergänzungsheft des 1. Bandes der Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Langer, Braunau i. B. 1903 und 1909. Es ist ein Neudruck der Ausgabe von A. Kastner mit einigen Ergänzungen. Ed. Langers Ausgabe enthält eine Reihe von Ungenauigkeiten und falschen Worterklärungen.

Schwarz, Ernst: Unsere Mundart. Reichenberg, Nordböhmen 1930. Bd. 1 der „Handbücherei des Sudetendeutschen Heimatforschers".

Thielscher, (Oderwald) Hermann: „Anne schläsche Paperstunde". Geschichten und Gedichte in schlesischer Mundart. Breslau 1899.

— „Schläsche Pauerbissa". Geschichten und Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— „Achilles — Zigeunerliesel". Zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart. Oppeln 1902.

— „Eine glänzende Kur". Schlesischer Schwank. Schweidnitz o. J.

— „Frisch vo der Laber". (Aus dem lit. Nachlaß) hrsg. von Hermann Bauch. Schweidnitz o. J.

Unwerth, Wolf von: Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Erweiterte Neuausgabe. Breslau 1931.

Wagner, Dr. Kurt: Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart. Breslau 1917. 14. Heft von der Sammlung „Wort und Brauch".

Waldenburg, Max: De Pfingst-Reese. An' schles'sche Geschichte derzählt vo a'm Landsmanne. Schweidnitz o. J.

— 's Iberbraat'l. Szenen, Couplets, Lieder und Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— Frisch vo der Laber! Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— Fidele Feste. Aufführungen und Scherze zu grünen und silbernen Hochzeiten und anderen Festlichkeiten in schlesischer Mundart. Schweidnitz o. J.

— Spoaß muß sein! Gedichte in schlesischer Mundart. (Verfasser von „De Pfingst-Reese".) Schweidnitz o. J.

Werner, Max: Studien zu Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten. Phil. Diss. München 1924/25.

Wittig, Prof. Dr. Joseph: Chronik der Stadt Neurode. Neurode im Eulengebirge 1937.

Zuchhold, Hans: Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter. Ostmark, Du Erbe meiner Väter! Teil 6. Breslau 1937.

Lebenslauf

Ich wurde am 5. Dezember 1909 in Wölfelsgrund (Grafschaft Glatz) geboren. Meine Eltern sind der Schneidermeister Johann Güttler und Maria Güttler, geb. Geisler.

Nach dem Besuch der katholischen Volksschule in Wölfelsgrund und der humanistischen Bildungsanstalten in Neiße-Neuland, Glatz und Patschkau legte ich 1932 die Reifeprüfung ab. An der Universität Breslau studierte ich Philosophie, Theologie, Staatswissenschaft, Deutsche Philologie, Geschichte und Deutsche Volkskunde.

Meine akademischen Lehrer waren u. a. die Herren Professoren L. Baur, Lersch, Faust, J. Koch, Poschmann, Gescher, Helfritz, Siebs, Ranke, Quint, Merker, Jungandreas, Beyerhaus, J. Vogt, Santifaller, Aubin, Steller und Kuhn.

Zu besonderem Dank bin ich den Herren Professoren Dr. J. Koch, Dr. Jungandreas und Dr. Dr. Merker für wissenschaftliche Förderung verpflichtet.